

CLEMENS KNOBLOCH

Umfelder des Sprechens

Sprachtheoretische Versuche über das Gemeinte



CLEMENS KNOBLOCH

Umfelder des Sprechens

CLEMENS KNOBLOCH

Umfelder des Sprechens

Sprachtheoretische Versuche über das Gemeinte

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Satz und Layout:

universi – Kordula Lindner-Jarchow M.A.

Umschlagmotiv:

Inga Klas / www.pixabay.com

Druck und Bindung:

UniPrint, Universität Siegen

Siegen 2020: universi – Universitätsverlag Siegen

www.uni-siegen.de/universi

ISBN 978-3-96182-068-9

Der Band erscheint unter der
Creative Commons Lizenz CC-BY-SA



| INHALT

Vorwort	7
Statt einer Einleitung: Erkundungen im Feld noetischer Phänomene	35
Die noetische Bedeutung sprachlicher Ausdrücke als Effekt des Symbolfeldes	89
Connotatio und Symbolfeld in Karl Bühlers Sprachtheorie	123
Zur Noetik deiktischer und indexikalischer Verweisungen oder: Ressourcen aus dem Zeigfeld	163
Syntax und Kombinatorik aus noetischer Perspektive	227
Notizen zum linguistischen Feldbegriff und zum Thema „Feldwechsel“	277
Text – Umfeld – Konnotation, oder: Texte als Feldopportunisten	301
Zur „Bedeutung“ von Adjektiven im Umfeld ihrer Konstruktionsoptionen	331

| Vorwort

Da auch als „wissenschaftlich“ auftretende Begriffe sich selten vollständig von den Implikationen und Konnotationen lösen können, die sie aus der Alltagssprachlichen Verwendung der sie bezeichnenden Wörter mitschleppen, ist es naheliegend, das Vorwort mit einer Bemerkung über die alltäglichen Sprachspiele zu beginnen, in denen das „Meinen“ eine Rolle spielt. Fragen wie

Was meinst Du mit xyz?

und Explikationsversuche des Typs:

Mit xyz mein(t)e ich, dass...

verweisen darauf, dass Akte des Meinens in diesem Sinne zu einem Sprachspiel gehören, das Gesprächsanalytiker und Ethnomethodologen zu den gesprächsreflexiven *glossing practices* rechnen, Gesprächsaktivitäten, mittels derer erfragt, expliziert, paraphrasiert wird, welche „Intentionen“ sie mit stattgehabten Äußerungen verbinden wollen oder verbunden wollen haben.

Alltagstheoretisch werden allen Äußerungen, die über den fraglos ritualisierten Austausch hinausgehen, sprecherseitige Intentionen zugerechnet. Was natürlich nicht heißt, dass der Sprecher auch welche „haben“ müsste. Die Frage nach dem Gemeinten ist immer dann legitim, wenn es nicht für fraglos und selbstverständlich gilt. Wenn A am Morgen dem ihm bekannten B begegnet, und äußert:

Guten Morgen!

dann dürfte die Rückfrage:

Was meinst Du mit ‚Guten Morgen‘?

seltsam anmuten und auf den Frager zurückfallen. Die gleiche Frage nach einer Begegnung der beiden am Abend könnte dagegen durchaus legitim sein. Für das Sprachspiel des Meinens gilt das Gemeinte für „im Prinzip“ weiter explizierbar. Praktisch ist die Grenze dann erreicht, wenn der Hörer sich mit der paraphrastischen Explikation zufriedengibt. In diesem Spiel ist das Gemeinte weder restfrei in der Verfügungsgewalt des Sprechers noch in der des Hörers. Es ist eine vage Größe zwischen den beiden – ganz schlechte Voraussetzungen für einen wissenschaftlichen Explikationsversuch dessen, was mit dem Gemeinten gemeint ist!

[0.1] Programm

Die Beiträge des folgenden Büchleins bilden kein systematisches oder monographisches Ganzes. Es handelt sich vielmehr um sprachtheoretische Mosaiksteinchen zu einem Gesamtbild, das bestenfalls in Umrissen zu erkennen ist. In der Vergangenheit ist das Anliegen dieser Versuche unter mehreren verschiedenen Überschriften vorgetragen worden: Als eine „Linguistik des Sprechens“ etwa (Coseriu 1988), als eine „Theorie des sprachlich Gemeinten“ (Gardiner 1951) oder auch unter dem von der philosophisch-phänomenologischen Tradition geborgten Namen einer linguistischen „Noetik“ (Koschmieder 1965) – um nur einige wenige zu nennen. Eine sprachpsychologische Version findet man in Hörmanns (1976) „Meinen und Verstehen“. Gemeinsam ist all diesen Versuchen das Ziel, einem sprachwissenschaftlich tradierten Dilemma zu entgehen, das selbst ebenfalls wieder mehrere kanonische Versionen und Formulierungen kennt:

[a] Die erste (im strukturalistischen Jahrhundert sicher prominenteste) Formulierung beginnt mit der Gegenüberstellung von

langue und *parole* – und mit der Feststellung, dass die Gesamtheit der gesellschaftlichen Rede- und Kommunikationspraktiken *nicht* zum Gegenstand der Linguistik gehört – wiewohl die „Realität“ des einzelsprachlichen Systems ausschließlich in diesen Redepraktiken besteht, existiert und reproduziert wird. In ihrer Gesamtheit bedienen sich diese Redepraktiken aus unterschiedlichen Ressourcen, und die historisch kumulierten Darstellungstechniken der Einzelsprachen bilden lediglich eine dieser Ressourcen. Aus den überlieferten „Dokumenten“ (Texten, Korpora, Aufnahmen etc.) extrahiert der Sprachwissenschaftler diese Darstellungstechniken, und das tut er, indem er vom jeweiligen kommunikativen Sinn absieht. Der Sinn etwa einer juristischen Abhandlung, eines Alltagsgesprächs oder einer Podiumsdiskussion ist kein sprachwissenschaftlicher Gegenstand. Der nämlich wird überhaupt erst greifbar, sofern und indem man von den grenzenlosen, alle kulturellen Einzelgebiete umgreifenden Verästelungen des kommunikativen Sinnes absieht. Vor einem solchen axiomatischen Hintergrund drängt alles zu einer Sprachauffassung, in der Sprache ein autonomes kognitives System ist und das Kommunikationsgeschäft marginal (wenn nicht ganz außen vor) bleibt. Die generativen Grammatiker haben eine solche streng formale Sprachauffassung kultiviert und zu beträchtlichen Höhen getrieben. Sie verstehen eine natürliche Sprache als „fixed code“ (Roy Harris), als ein Vermögen, das sich gegen seine Verwendungen restfrei absetzen und autonom analysieren lässt.

[b] Man kann das Dilemma auch *in terms* der linguistischen Semantik formulieren. Dann haben wir es mit dem Umstand zu tun, dass „Bedeutungen“ einzelsprachlich fixierte Inhalte, darstellungstechnische Größen eines Sprachsystems sind, ermittelbar etwa mit den strukturalen Verfahren der syntagmatischen Kombinatorik und der paradigmatischen Äquivalenz. Worauf man sich (und andere) mit Hilfe dieser einzelsprachlichen Bedeutungen beziehen kann, das wird dann qua „Referenz“ in einen außersprachlichen Raum verlegt. Natürlich gibt es recht unterschiedliche Theorien der Referenz (vgl. Kibrik 2011 für eine Diskussion), aber gemeinsam ist ihnen, dass sie bean-

sprechen, sprachliche Ausdrücke geordnet entweder mit den Einheiten einer gegenständlich-äußeren oder mit denen einer psychisch-inneren Welt in Beziehung zu setzen. „Referenz-und-Prädikation“-Theorien erzeugen ein Bild der kommunikativen Sprachverwendung, in dem Teilnehmer für einander außersprachliche Bezugsgegenstände identifizieren und von diesen sodann etwas präzisieren, was entweder wahr oder falsch sein kann. Dass Sprecher tatsächlich Handlungen dieses Typs ausführen können, steht außer Frage. Aber als „repräsentative Anekdote“ (Kenneth Burke) für sprachliche Kommunikation schlechthin sind solche Modellvorstellungen eher seltsam und überfrachtet mit epistemologischem Ballast. Sie stehen für ein ideales Sprachspiel, mit dem Wissenschaftler sich selbst und ihre Tätigkeit stilisieren können. Der umfassenden Vergesellschaftung unserer Aufmerksamkeit durch das symbolische Medium Sprache wird eine solche Anekdote nicht gerecht.

Gemeinsam ist ihren Versionen die Annahme, dass sprachliche Ausdrücke im Gebrauch sinnvoll werden, indem sie sich auf etwas beziehen (lassen), was es in der Wirklichkeit (oder im Kopf der Sprecher) bereits fix und fertig gibt. Was die Noetik des Nennens und Referierens betrifft, so gibt es in Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen* eine prägnante einschlägige Beobachtung:

Ich kann ihn suchen, wenn er nicht da ist, aber ihn nicht hängen, wenn er nicht da ist. Man könnte sagen wollen: „Da muss er doch auch dabei sein, wenn ich ihn suche“. Dann muss er auch dabei sein, wenn ich ihn nicht finde, und auch, wenn es ihn gar nicht gibt. (Wittgenstein, PU, Nr. 462)

Nennende und referierende Ausdrücke (in der linguistischen Terminologie) sind vektorielle Anweisungen auf Gemeintes. Dass wir diesen Aphorismus problemlos verarbeiten können, widerspricht allen Vorstellungen von deiktischer Referenz, die in der semantischen Theorie gepflegt werden. Wir haben nicht die Spur einer Ahnung, wer „er“ ist, worauf sich das Pronomen bezieht. Und wir müssen auch gar nicht darüber nachdenken, ob

der Referent, dessen Kontinuierung der Text pronominal suggeriert, immer „der gleiche“ ist. Im Gegenteil lehrt uns der Text, dass wir in der Lage sind, *ad infinitum* mit sprachlichen „Anweisungen“ zu operieren, seien sie nun einlösbar oder auch nicht. Wittgensteins Aphorismus belehrt uns, dass die Einlösbarkeit am Sinnzusammenhang des Sprechens haftet, am Gemeinten, und eben nicht an Referenten, die bereits irgendwo fix und fertig lagern und darauf warten, adressiert zu werden.

Reden wir ganz alltäglich vom Wetter, von den politischen Zuständen oder von unserer Berufsarbeit, dann sprechen wir weder über die Bedeutung der involvierten Lexeme bzw. Phrasen noch referieren wir unsere Gesprächspartner auf umgrenzte und identifizierbare Gegenstände, seien sie nun psychisch oder ontologisch konzipiert. Gewiss, in unseren Gesprächsbeiträgen wird es zweifellos Ausdrücke geben, die von Semantikern als „referierend“ klassifiziert werden, weil wir mit ihnen die Gesprächsteilnehmer indizieren, in ihren Gesprächsrollen oder qua Eigenname etc. – oder auch Personen, Objekte, die wir beide kennen und für einander identifizieren können. Aber in der Sache ändert das wenig. Immer, wenn wir über „etwas“ reden, müssen wir die sprachlichen Ausdrücke von ihrem „thing meant“ (Gardiner 1951), vom jeweils Gemeinten unterscheiden, selbst dann, wenn auch das „thing meant“ ein ontologisch so zweifelhaftes Gebilde wie ein sprachlicher Ausdruck sein sollte. Was auch immer wir „meinen“, gilt uns als identifizierbar „merely for the purpose of speech“ (Gardiner 1951: 31), gleich ob es sich um einen bestimmten Gegenstand im Sinne der Referenztheorien oder um etwas ganz anderes handelt. Dem Sprechen sind ontologische Differenzen im wahrsten Sinne des Wortes „gleichgültig“. Es zieht alles in die Ebene des Meinbaren und setzt es ab gegen den darauf zielenden Ausdruck. Sprechend verankern wir uns nicht in einer festen, vorgegebenen Dingwelt, im Gegenteil, sprechend objektivieren wir unsere Erfahrungen und erzeugen so erst eine gemeinsame symbolische Welt, die uns als geteilte Dingwelt erscheint. „Referenz“ ist eine Fiktion, die uns unsere *linguistic ideology* diktiert (vgl. Silverstein 1979).

Einen ganz analogen Gedanken formuliert die phänomenologische Tradition, wenn sie die „Intentionalität“, die Gerichtetheit, die Vektorqualität von sprachlichen Ausdrücken *im Gebrauch* herausstellt. In jedem Falle gibt es einen „Treffpunkt“ für die geteilte Aufmerksamkeit, der vom Sprechenden partnertaktisch, d. h. im Blick auf als geteilt unterstellbares Wissen beim Hörer, und mit den verfügbaren einzelsprachlichen Mitteln angesteuert wird. Sprechend „erreichen“ wir das Gemeinte nicht kraft dessen eigener ontologischer Eigenschaften, sondern kraft der konstitutiven Fähigkeit des Sprechens, Gemeintes gegen sich abzusetzen.

[c] Eine dritte Version der Formulierung unseres Dilemmas bieten Theorie und Praxis des Übersetzens. Da es keine semantische Äquivalenz zwischen lexikalischen Ausdrücken unterschiedlicher Sprachen geben kann, muss jede Übersetzung in praxi ein *tertium comparationis* annehmen oder konstruieren, mit dessen Hilfe die (immer relative) Äquivalenz des sprachlich-textuell Gemeinten beurteilt werden kann. Das Freilegen derartiger noetischer Äquivalenzen *zwischen* verschiedenen Sprachen ist zugleich ein Entdeckungsverfahren *für* noetische Einheiten überhaupt.

Es ist leicht zu zeigen, dass etwa beim literarischen Übersetzen „Referenzgleichheit“ gar nicht ernstlich zu definieren ist. Wer den *Zauberberg* in eine andere Sprache übersetzt, dem ist nicht mit der Forderung gedient, die Übersetzung müsse ebenfalls auf Hans Castorp referieren. Er hätte im Gegenteil in seiner Übersetzung dafür zu sorgen, dass auch deren Leser einen Hans Castorp präsentiert bekommen, der mit dem Bild, das der deutschsprachige Text entwirft, begründete Ähnlichkeiten aufweist. Die Ausflucht, dass es dabei doch um „Textreferenten“ gehe, ist eben das: eine Ausflucht. Tatsächlich zeigt das Beispiel, dass der Referent, ob es sich um einen „ontologischen“ oder einen bloß textuellen handelt, eine als bekannt unterstellbare sprachlich aufgerufene Adresse ist. Relative Äquivalenzen gäbe es dann bestenfalls darin, dass etwa Ausdrücke verschiedener Sprachen geeignet sein können, ähnliche Referenten zu assimilieren und perspektivisch zu profilieren. Was wir sprechend vorzeigen, ist das Gemeinte in

dem Licht, in das es durch die Bedeutung der verwendeten Ausdrücke getaucht wird. Und wir können fallweise darüber streiten, ob der vom Sprecher gewählte Ausdruck das *thing meant* in ein angemessenes Licht taucht oder ob er vielleicht zu unpassenden Folgerungen, Inferenzen etc. einlädt, die wir mit dem Gemeinten des Originaltextes nicht verbinden können oder wollen. Rein phänographisch bedeutet das, dass wir offenbar „in beide Richtungen“ denken und schließen können, vom Ausdruck zum Gemeinten und vom Gemeinten zum Ausdruck. Die Unterscheidung ist uns in der Reflexion zugänglich, auch wenn wir sie im kommunikativen oder kognitiven Vollzug gewöhnlich nicht treffen. Oder nur dann, wenn es für uns Konflikte, Störungen, Dissonanzen etc. gibt.

Überhaupt gilt, dass in der alltäglichen sprachlichen Interaktion keine Unterscheidung zwischen *meaning* und *thing meant* stattfindet, solange beide Seiten konfliktfrei ineinander greifen (oder das für uns zu tun scheinen). Diskrepanzen und Dissonanzen setzen (phänographisch) voraus, dass wir getrennte Repräsentationen für das Gemeinte und für die Ausdrücke aufbauen können. Interaktive Rück- und Nachfragepraktiken unterscheiden explizit zwischen „Gesagtem“ und „Gemeintem“, und dieser Umstand verweist darauf, dass „Gesagtes“ implizit mit „Gemeintem“ verbunden und als solches zugerechnet werden kann. Jeder Streitkundige weiß, dass er interaktiv (in Grenzen) korrigieren kann, was ihm als „gemeint“ zugerechnet wird, nicht aber was er „gesagt“ hat.

Im Unterschied zu Theorien der Referenz und der (einzelsprachlichen) Bedeutung, die jeweils Relationen postulieren, die einen fassbaren und umgrenzbaren Pol aufweisen (das einzelsprachliche Zeichen bzw. die Referenten „da draußen“), bleibt das Gemeinte in allen Versionen eine vage, vektoriell indizierte Größe. Es muss schon darum so etwas wie ein „Grenzobjekt“ sein, weil es weder durch den Sprecher noch durch den Hörer autoritativ fixiert werden kann. Es ist interaktiv konstituiert und bleibt „zwischen“ den Teilnehmern der Kommunikation aushandlungsbedürftig. Einer Sprachwissenschaft mit szientifizierten Zielen und Methoden bietet es sich schon darum nicht

als geeigneter Gegenstand dar. Das Gemeinte ist eben keine berechenbare Funktion des Gesagten (soweit sich das Gesagte als grammatische Komposition aus sprachlichen Ausdrücken präsentierte), es ist so etwas wie eine Schnittstelle für wechselseitige Zurechnungsprozesse. Sprechen wird als Handeln zugerechnet und somit von den Teilnehmern (von beiden!) als intentional gerichtet behandelt.

Von der einzelsprachlichen Seite her betrachtet ist das Gemeinte eine Projektion der *cues*, der Anhaltspunkte, die das Sprechen durch seine Verfahren und Konstruktionen bereitstellt. Dabei gibt es wechselnde Anteile dessen, was nicht explizit kodiert ist und ergo „mitverstanden“ werden muss. Um ein banales Beispiel aus der Literatur (Koschmieder 1965) zu zitieren: Der Satz

Der Hund bellt.

hat im Deutschen zwei Lesarten, eine extratemporal-generische (= Hunde sind Tiere, die bellen) und eine „referierend“-zeitstellige (= ein bestimmter, vorerwähnter, bekannter Hund bellt gerade). Für beide Typen von Aussagen verwendet das Deutsche das Präsens als Tempus, im Türkischen hingegen wäre die Differenz explizit zu markieren durch die Wahl unterschiedlicher Tempusformen für beide Typen von Aussagen.

Im Beispiel ist die Ausdifferenzierung des „Meinbaren“ von der einzelsprachlichen Darstellungstechnik her gedacht, sie ist gewissermaßen deren (multiple) Befestigung im Feld dessen, was gemeint werden kann. Gesprächs- und Interaktionslinguisten werden dem (mit Recht) entgegenhalten, dass diese Perspektive keinesfalls befriedigend fertig wird mit der kaum zu begrenzenden Vielfalt indexikalisch-kontextueller Zusammenhänge, in denen ein und derselbe geäußerte Satz bündig werden kann. Von dieser offenen Menge her gesehen ist das Gemeinte nur komplementär verständlich als die Menge der Schematisierungen und Standardisierungen, die der extrakommunikative Blick mit einer Formulierung zusammenbringen kann – unter Absehung von allen hoch variablen interaktiven und kontextuellen *framings*.

Wer kann, je nach Redezusammenhang, nicht alles gemeint sein mit *der Hund!* Und was kann nicht *bellen* alles meinen in geeigneten Zusammenhängen.

Aus der interaktionslinguistischen, strikt am Einzelfall orientierten Perspektive heraus sind freilich nur sehr eingeschränkt Verallgemeinerungen möglich, und just darin gleicht sie der Perspektive des Übersetzens,¹ die gleichfalls das Äquivalenzproblem an jedem einzelnen Fall neu kalibrieren muss. Systematik und Systematisierbarkeit des Gemeinten sind demnach aus beiden Perspektiven begrenzt, sowohl aus der des interaktionslinguistischen Einzelfalles wie auch aus der einzelsprachlich-darstellungstechnischen. Noch einmal anders gesagt: Was sich in Ausdrücken, festen und halbfesten Syntagmen, Formeln, Standardsätzen etc. als Gemeintes verfestigt, das ist ein Produkt der notorischen Reflexivität des Sprechens. Was man standardmäßig mit sprachlichen Ausdrücken und Formen macht, was man mit ihnen erreicht, darstellt, das summiert sich (operativ und für die extrakommunikative Zuwendung) zu metasemantischen und metapragmatischen Ladungen, die dann zur „gefühlten“ Bedeutung der Ausdrücke werden.

Im interaktiven Vollzug bewegt sich unsere bewusste Aufmerksamkeit („focal attention“, schreibt Polanyi 1958: 91) im Feld dessen, was von der Konfiguration der Ausdrücke in den Umfeldern des Sprechens fallweise indiziert ist/wird. Und subsidiär für die Aufmerksamkeit läuft mit, was man als die (aus der Verwendungsgeschichte kumulierten) Ladungen der Ausdrücke bezeichnen kann. Kognitiv bleiben diese Anteile vage, sie können partiell ausgefolgert, aber nicht restfrei expliziert werden. Noch einmal mit den Worten Polanyis:

Wir müssen uns auf die Wort-Werkzeuge verlassen, denn auch wenn wir die sprachlichen Ausdrücke selbst thematisieren, können wir das nur vermittels *anderer* sprachlicher Deutungsmuster,

1 In anderen Hinsichten freilich gleichen sich beide nicht: In der Interaktion kann ausgehandelt werden, was gemeint war, in der Übersetzung muss entschieden werden.

bei denen dann auch wieder Implizites und bloß partiell Explizierbares mitläuft. (1958: 59–74)

Im extrakommunikativen Blick der Linguistik stehen Wörter und lexikalisch explizierte Konstruktionen für iterierbare Gestalten. Was ist ein Wort anders als eine iterierbare artikulatorisch-akustische Bewegungsgestalt, die wir über erhebliche (akustisch-artikulatorische) Varianz hinweg als „dieselbe“ identifizieren können? Im kommunikativen Vollzug hingegen werden diese Gestalten zu einem einmaligen und aktuellen „Komplex“ zugespitzt durch die Verbindung, die sie mit den (niemals vollständig wiederholbaren, aber typisierbaren und schematisierbaren) Umfeldern und Gegebenheiten der Äußerung eingehen. In der extrakommunikativen Zuwendung werden sie zu Trägern einer (oder mehrerer) Bedeutungen.

Zum Vergleich: Die Gestalt des menschlichen Gesichts erkennen wir (und erkennt bereits ein Säugling) an ganz wenigen Anhaltspunkten (Augen, Nase, Mund). Zwei Augenpunkte auf gleicher Höhe und darunter ein Mundstrich, und wir können gar nicht anders als ein schematisiertes Gesicht zu „erkennen“. Zeigen die Mundwinkel nach unten, ist es ein ärgerliches, zeigen sie nach oben, ist es ein lachendes Gesicht. Deutlich höher ist der kognitive Aufwand für das Erkennen und Unterscheiden *individueller* Gesichter. Für diese Fähigkeit „benötigt“ das Kleinkind ganze acht Monate, und ein Erwachsener kann eine ziemlich große Anzahl individueller Gesichter als bestimmte und einmalige „Komplexe“ unterscheiden und identifizieren. Auf die hochgradig schematischen Merkmale von „Gesichtern überhaupt“ lagern sich die auf Unterscheidung zielenden Eigenschaften, die individuelle Wiedererkennbarkeit sichern. „Woran“ wir solche individuellen Gesichter (analog auch Örtlichkeiten, Bewegungsmuster bestimmter Personen etc.) identifizieren, können wir auf Nachfrage nicht explizieren.

Mit jedem situierten Gebrauch eines sprachlichen Ausdrucks unterstellen wir stillschweigend, dass der Ausdruck zum *common ground* zwischen Sprecher und Hörer gehört, obwohl wir in jedem einzelnen Falle mit Hilfe dieses Ausdrucks etwas explizit

formulieren, was eben nicht zum *common ground* gehört² (sonst brauchten wir nicht zu sprechen). Sprachliche Ausdrücke sind eben immer vertraute Gestalten und zugleich Elemente von Komplexen, die nur begrenzt typisierbar und schematisierbar sind. Und zu diesem Zweck müssen sie so plastisch sein, dass sie alles assimilieren können, was uns an „neuen“ Erfahrungen im Alltag begegnet. Und insofern bleibt die sprachliche Verständigung angewiesen auf *mind-reading*-Ressourcen und Kompetenzen zur Intentionserkennung, die möglicherweise selbst gar nicht primär im sprachlichen Symbolsystem verwurzelt sind, sondern in der „Interaktionsmaschinerie“ (Levinson 2006). Man wird auch in Betracht ziehen müssen, dass die relative Mühelosigkeit des kindlichen Erstspracherwerbs in seinen koaktiven, sympraktischen Zusammenhängen abgestützt ist in der kommunikativen Anlage des menschlichen Bewegungslebens, das von vornherein darauf angelegt ist, Folgen des eigenen Verhaltens (in der Dingwelt wie in der Sozialwelt) vorwegzunehmen und sukzessiv einzubauen in die eigene Orientierung. Schon Bühlers (1927) Modellgedanke von der sprachlichen „Zusatzsteuerung“ für auch so bereits ineinander greifende Aktivitäten deutet in diese Richtung, die in der jüngeren Spracherwerbsforschung (von Jerome Bruner bis Tomasello 2003) weiter gestützt und verstärkt wird. Bildlich gesprochen: Das sprachliche Kodieren ist darum so effektiv, weil es jeweils einen Orientierungsraum zusätzlich strukturiert, der in wechselndem Maße bereits zuvor kalibriert und ausgerichtet ist durch „sozioperzeptive“ Prozesse. Und zum Turbolader für Kommunikation und Kognition wird die Sprache, indem sie diese Vorausrichtungen anlagert, bündelt und ihrerseits organisiert. Sprechen setzt die Sinnhaftigkeit des Wahrgenommenen voraus und macht sie fallweise explizit.

Ist das Aufmerksamkeitsgeschehen dann einmal umgelagert auf die sprachliche Schiene, dann scheint fortan alles von den

2 Es gehört zu den Schwächen und Uneindeutigkeiten des Konzepts „*common ground*“, dass nicht klar wird, was eigentlich als „geteilt bekannt“ gilt: Vorerwähntes, geteilte interaktionsgeschichtliche Erfahrungen, geteilte Bedeutungen, geteilte Kenntnis von Referenten etc.

sprachlichen Symbolen abzuhängen. Wir können dann anfangen, die sprachlichen Formulierungen selbst zu thematisieren:

*Versteh das nicht falsch...; Damit meine ich nur, dass...;
Das heißt wahrscheinlich, dass...*

Paraphrasierend (oder per *glossing practices* in der ethnomethodologischen Terminologie) kommentieren und bearbeiten wir das sprachliche Geschehen auf der Ebene des gemeinten Sinnes, managen drohende „Inkongruenzen“³ zwischen Situation, Äußerung, unterstellbaren Teilnehmererwartungen, sorgen dafür, dass „Meinen“ und „Verstehen“ auf vereinbaren Bahnen bleiben.

[0.2] Verhältnis zur Strukturlinguistik

In der tradierten Systematik des Faches Linguistik hat eine Theorie des Gemeinten (wie bereits angedeutet) keinen vorbestimmten Ort. Sie passt nicht in die Hierarchie der Strukturebenen, die von den Phonemen (als selbst bedeutungslosen, aber bedeutungsunterscheidenden Distinktoren) über Morpheme, Lexeme, Wortgruppen/Phrasen bis hin zum Satz und zum Text führen. Am ehesten passt sie zu einer Textlinguistik als „Linguistik des Sinnes“, wie sie Coseriu (1981) umrissen hat. Sie behandelt unterschiedliche strukturelle Formate des Gesagten gewissermaßen als virtuelle Textstücke, nicht im Sinne eines „transphrastischen“ Textbegriffs, sondern im Sinne jenes alternativen Textverständnisses, das Konstruktionen unterschiedlicher Formate darauf befragt, was sie zur Sinnproduktion in der sprachlichen Kommunikation beitragen. Grundsätzlich kann man jedes Textsegment als Element der Sprache oder als Element der Rede betrachten (vgl. Kaznelson 1974: 121). Als Elemente der Rede thematisieren wir Ausdrücke, wenn wir danach fragen, welche Verwendungssituationen sie indizieren, assimilieren oder aufrufen können.

3 Der Ausdruck „Inkongruenz“ wird in diesem Sinne gebraucht bei Wegener (1885) und Gardiner (1951).

Das noetische Verfahren gleicht insofern ein wenig der Prototypensemantik Roschs, als es auf der Ebene komplexer Ausdrücke unternimmt, was die Prototypensemantik für (bestimmte) Lexeme versucht: Es kehrt die Betrachtungsrichtung um und fragt nach Erfahrungskomplexen, die als mehr oder minder typische, mehr oder minder vollkommene Verkörperungen der sprachlichen Ausdrücke gelten (und eben nicht umgekehrt). Das Rotkehlchen ist (in manchen Kulturkreisen) die vollkommene Verkörperung eines „Vogels“ (und nicht etwa der flugunfähige Tauchvogel Pinguin etc.). In ähnlichem, zumindest vergleichbarem Sinne messen und verarbeiten wir unsere gegenständlichen und sozialen Erfahrungen an den sprachlichen Deutungsmustern, deren Verkörperung sie sind oder sein könnten.

Ein banales Sätzchen wie:

Es hat geklingelt.

wird in der traditionellen Grammatik als entweder „unpersönliche“ Konstruktion, als „subjektloser“ Satz, als „Ereignisbedeutung“ thematisiert, und es gibt eine lange Tradition des grammatischen Nachdenkens über die darstellungstechnischen (und logischen) Besonderheiten dieser Ausdrucks- oder Konstruktionsklasse. Daneben gibt es aber auch die (von Wegener 1885 über Bühler 1934 zu Gardiner 1951 reichende) Tradition, solche und andere Sätzchen auf die Konstellationen zu beziehen, die ihnen als „Exposition“ dienen können:

[a] A sagt es zu B, der sich in der gleichen Wohnung in Haustürnähe befindet, so dass es bündig wird als Aufforderung, zur Haustür zu gehen und nachzuschauen, wer geklingelt hat etc.

[b] A sagt es zu B bei gemeinsamem Spaziergang, um auf einen herannahenden Kampfradler hinzuweisen und B dazu zu bringen, beiseite zu treten und den Fahrradfahrer vorbeizulassen etc.

[c] A sagt es zu B, der gerade ein Aha-Erlebnis erfahren oder berichtet hat etc.

Die Menge solcher „Expositionen“, in denen das Sätzchen gewissermaßen als Situationsüberschrift dienen (und ergo geäußert werden) kann, ist nicht grundsätzlich begrenzt. Als Element in einem Bericht etwa (ohne sympraktischen Zusammenhang) ergeben sich die Expositionsdaten aus dem textuellen Umfeld. Wenn wir die Gegebenheiten unserer sozial-symbolischen Umwelt (auch) als selbst zeichenhafte Verkörperungen unserer sprachlichen Deutungsmuster verstehen, dann erschließt sich die Eigenschaft des Sprechens, Abwesendes zu vergegenwärtigen und vor dem Hintergrund der aktuellen Gegebenheiten zu profilieren.

Bedeutungen kann man nicht sehen. Das ist ein Gemeinplatz. Sie sind ganz und gar „mental“. Aber wir können so gut wie alle wahrnehmbaren und erfahrbaren Lebenslagen mit (wechselnden) verbalen „Überschriften“ versehen. Vom sprachlichen „entitlement“ von Situationen spricht in diesem Zusammenhang Kenneth Burke:

„Things“ are now the signs of words, quite as, if someone asked you the meaning of bicycle, you might define the word by showing him one. Here the thing would obviously be a visible, tangible sign of the essence or spirit in the word itself. For you can't see a meaning, though you may point to things that, as it were, make that spiritual condition manifest to the nonverbal senses.

(Burke 1966: 373)

Alle Erfahrungskonstellationen des Alltags (seien sie selbst „sprachlich“ oder nur sozioperzeptiv) versorgen uns als prinzipiell „vertraute“ und definierbare mit Anschlussstellen für „Hinzugewusstes“ (Gehlen). Wir können sprechend an allem anschließen, was so unter eine sprachliche Überschrift gebracht werden kann – am leichtesten an bereits stattgehabte sprachliche Äußerungen, die uns mit Folien für mögliche Anschlüsse („konditionale Relevanz“) versorgen.

Vor diesem Hintergrund zeigen sich die Umriss eines weiteren linguistischen Themenfeldes, das für eine Theorie des Gemeinten berücksichtigt werden muss: das Gebiet der Ethno-

und Soziolinguistik, soweit es von der kognitiven Relevanz einzelsprachlicher darstellungstechnischer Ordnungen handelt. Nach der gründlichen Neubewertung dessen, was als (meist arg trivialisiertes) „sprachliches Relativitätsprinzip“ mit den Namen Edward Sapirs und Benjamin Lee Whorfs verbunden war (vgl. Silverstein 1979, Lee 1996, Gumperz & Levinson 1996, Lucy 1992, Deutscher 2011), geht wohl niemand mehr davon aus, dass man einzelsprachliche Ordnungen der Darstellungstechnik (grammatische wie lexikalische) als eine Art „semantisches Gefängnis“ verstehen müsse, das die Möglichkeiten des Meinens und Verstehens grundsätzlich in den eigenen Grenzen hält. Weder im sprachvölkischen Sinne eines „muttersprachlichen Weltbildes“ (wie bei Leo Weisgerber) noch im eher liberalen Sinne eines gemeinsamen „Weltbildes“ der Standard Average European (SAE) – Sprachen (wie es bei Whorf selbst stellenweise anklingt).

Nicht weniger naiv wäre freilich die Ansicht, man könne in allen natürlichen Sprachen grundsätzlich alles und grundsätzlich das Gleiche „meinen“. Niemand wird ernstlich in Frage stellen, dass einzelsprachlich geordnete kulturelle Klassifikations-, Relevanz-, Bewertungsnormen in die Akte des Meinens und Verstehens eingehen. Allerdings sind natürliche Sprachen (bzw. ihre Sprecher!) offenbar so beschaffen, dass sie für die Bewältigung einer prinzipiell offenen Menge kognitiv-kommunikativer Funktionssysteme (Literatur, Wissenschaft, Recht, Religion, Verwaltung etc.) bei Bedarf „ausgebaut“ werden können (vgl. Maas 2008: 766ff). Ein Rechtstext lässt sich nicht restfrei in die Sprache einer Kultur hinein übertragen, die kein ausdifferenziertes Rechtssystem hat.⁴ Was man gewöhnlich als Reflexivität der Sprechpraxis zusammenfasst (die Möglichkeit der Selbstthematisierung und Selbstkommentierung sprachlicher Ausdrücke in einer Metaebene, Rekursivität und Selbsteinbettung in der Syntax etc.), ermöglicht zugleich auch den Ausbau sprachlicher Ressourcen für weitere Zwecke. Und indem die Ausdrücke auch im Ausbau die Spuren ihrer Verwendung konnotativ anlagern,

4 Er ist im Übrigen auch für „rechtsferne“ Sprechergruppen einer diesbezüglich bereits ausgebauten Sprachkultur nicht restfrei verständlich!

erweitern sich auch die Möglichkeiten des Meinens und Verstehens. Kompetente Sprecher wissen nach wenigen Sätzen, ob sie sich in alltäglichem *small talk*, in einem Nachrichtentext, im bürokratischen Verwaltungsdschungel, in einer Juristendiskussion oder in irgend einer anderen kognitiv-kommunikativen Sphäre befinden, und zwar auch dann, wenn entsprechende explizite *framings* fehlen (vgl. Feilke 1994).

So folgt die Ausdifferenzierung des „Meinbaren“ auf der einen Seite fachdiskursiven kulturellen Differenzierungen, aber prinzipiell kann man sich, hinreichenden Ausbau der darstellungstechnischen Mittelsphäre vorausgesetzt, in jeder Sprache in sämtliche spezialdiskursive Sphären hineinbewegen. Anders gesagt: Das „Meinbare“ folgt Differenzierungsmustern, die nicht durch die Einzelsprache (durch das historisch gegebene Ensemble von Techniken des Sprechens) fest vorgegeben sind, auch wenn das Gemeinte durchaus eingefärbt, getönt bleibt – wie etwa die (bisweilen recht engen) Grenzen der Lyrikübersetzung belegen:

More generally, linguistic structure becomes cognitively significant only within socially specific relevance structures and contexts of communication.

Dieses Verhältnis hat man sich aber nicht als lineare Abhängigkeit vorzustellen, sondern:

The world of social actions is also the source of transformation of the language and its meaning structures and not solely the recipient of meaning from it. [...] At the same time it is not a cognitive cage, in which the meaning textures of human actions and cognitions are inescapably entrapped. (Kellner 1978: 332 bzw. 334)

Gleichwohl bleibt auch die Einzelsprache verwoben und verquickt mit unseren kognitiven und kommunikativen Unternehmungen. Ihre spezifische Grammatik definiert (wie bereits Sapir wusste), was wir explizit kodieren müssen (und was deswegen gebieterisch unsere Aufmerksamkeit verlangt). Darüber hinaus wirkt sie über ihren Vorrat an verfügbaren interdiskur-

siven Resynthesen, in deren (kollektivsymbolischem) Licht wir die zahlreichen Fachdiskurse verarbeiten, zu denen wir mangels umfassender Spezialisierung keinen unmittelbaren Zugang haben. Anders (und stark vereinfacht) gesagt: Wo uns die Fähigkeit fehlt, der Logik eines Spezialdiskurses zu folgen, da operieren wir zwanglos (und mehr oder weniger erfolgreich) mit den interdiskursiven Versionen des Gemeinten. Augenfällig wird das in politischen Diskursen, die gewissermaßen auf interdiskursive Resynthesen spezialisiert sind – und zwangsläufig die Tendenz erzeugen, Dinge strategisch so zusammenzufassen, dass sie ein Maximum an öffentlicher Zustimmung kommandieren. Darum „meinen“ im politischen Raum die gleichen Ausdrücke erkennbar *nicht* das Gleiche für alle Teilnehmer, die sie gebrauchen.

[0.3] Axiome

Ja; meinen ist, wie wenn man auf jemanden zugeht.
(Wittgenstein, PU, Nr. 457)

Aus alledem folgt, dass das jeweils „Gemeinte“ mit dem jeweils „Gesagten“ locker verbunden und zusammen mit den Gegebenheiten der fallweisen Äußerung für die Teilnehmer hinreichend genau („für alle praktischen Zwecke“) identifizierbar und notfalls weiter explizierbar ist. Ohne die lokalen Umfelder und Einbettungen, ohne die „Szene“ der fallweisen Verwendung, wird kein Wort oder Satz zum vollgültigen Text, aber die Ausdrücke bewahren aktualisierbare Spuren und Reste ihrer Verwendung. In der „zerdehnten“ (Ehlich) Kommunikationssituation des schriftlichen Textes sind dessen sprachliche Ausdrücke tendenziell die einzigen „harten Tatsachen“ und somit die einzigen Wegweiser zum Gemeinten. Paratextuelle Framing-Techniken mag man als funktionale Äquivalente der Umfelder des Sprechens in der Schriftkultur betrachten, aber auch sie machen ganz überwiegend wieder von sprachlichen Symbolen Gebrauch. Insofern ist man berechtigt, davon zu sprechen, die sprachlichen Ausdrücke seien die eigentlichen „Tatsachen“ eines Textes (Burke 1964:

146f). Wenn wir einen Roman oder eine Erzählung (oder ein Linguistikbuch) lesen, dann sind deren sprachliche Ausdrücke das einzige Fundament, das wir haben, um darauf das Gemeinte zu (re-)konstruieren. Sprachliche Symbole müssen also in der Lage sein, interaktive Redeumfelder zu substituieren (entsprechende Fähigkeiten beim Rezipienten vorausgesetzt). Symptomatisch ist diese „Ablösung“ der Sinnproduktion von sympraktischen Zusammenhängen, ritualisierten Redeanlässen, Gestik, Mimik, Proxemik, Aktion etc., vom gesamten nicht-, außer- und parasprachlichen Verhalten der Teilnehmer vor allem darin, dass es indiziert, wie Sprachlichkeit zur Leitebene des sozialen und kognitiven Verhaltens wird, in der die Spuren aller nonverbalen Sphären der Kooperation zugleich erhalten und reorganisiert werden. Die interaktive Sphäre bleibt (im Vergleich zum geschriebenen Text) ein Überraschungsraum, anfällig für Störungen, Abschweifungen, Seitenaktivitäten, die ihrerseits in der Interaktion rituell gemanagt werden können.⁵ Wie alles, was weiter bearbeitet werden soll oder muss, in die sprachliche Ebene eingespeist wird. Nur von der Versprachlichung her sind die Dinge zu bearbeiten.

In Gerold Ungeheuers Kommunikationstheorie werden für die sprachliche Kommunikation zwei komplementäre Axiome etabliert: Das Axiom von der weitgehenden paraphrastischen Gleichwertigkeit explizierender Formulierungen in einem problemorientierten Diskurs, und das komplementäre Axiom von der kommunikativen Semantisierbarkeit jedes, auch des kleinsten Formulierungsunterschiedes in einem gegebenen Zusammenhang. Eine solche Axiomatik ist, zugegebenermaßen, sehr großzügig. „Glossing“- und „Accounting“-Praktikern werden von den Teilnehmern einer Interaktion als Ausführung und Explikation von gleichbleibenden Sprecherintentionen verstanden und akzeptiert. Aber wenn sich Differenzen der Auslegung zuspitzen, dann kann jede winzige Veränderung einer Formulierung alles verändern. Trotz ihrer hermeneutischen Großzügig-

5 Was nicht heißt, dass schriftliche Texte nicht auch auf Unerwartetes und Überraschendes hin eingerichtet werden können.

keit ist eine solche Hermeneutik *noetisch* genau. Sie zeigt nämlich das Gemeinte in seiner keineswegs geradlinigen Abhängigkeit vom Gesagten. Über beträchtliche Formulierungsvariation hinweg kann das Gemeinte „gleich“ sein und bleiben, und an der kleinsten Differenz kann es zu „etwas anderem“ werden. Diese Erfahrung machen wir als Gesprächsteilnehmer immer wieder. Und wenn man nicht in den Fallstricken der linguistischen Semantik hängen bleiben möchte, ist es vorteilhaft, Gesagtes und Gemeintes derart zu unterscheiden. Die praktische Definition von „gleich“ oder „äquivalent“, die von den Teilnehmern selbst vorgenommen wird, scheint fundiert zu sein in ähnlichen oder vereinbaren Inferenzen, die aus den alternativen Formulierungen ableitbar sind (nach der alltäglichen, nicht der formalen Logik, versteht sich).

In Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen* findet sich ein Aphorismus, den man mit Ungeheuers komplementären Axiomen ungefähr gleichsetzen könnte:

Wir reden vom Verstehen eines Satzes in dem Sinn, in welchem er durch einen anderen ersetzt werden kann, der das Gleiche sagt; aber auch in dem Sinne, in welchem er durch keinen anderen ersetzt werden kann. (Wittgenstein, PU, Nr. 531; zitiert nach Hörmann 1976:205)

Das ist nur eine andere Formulierung dafür, dass hinsichtlich des Gemeinten sehr unterschiedliche Formulierungen für „gleich“ und sehr ähnliche Formulierungen für „ungleich“ gelten können.

Das erste dieser beiden Axiome ließe sich (paradox und paraphrastisch!) zuspitzen zu dem Satz, das Gemeinte sei eben alles das, was sich solchermaßen paraphrastisch explizieren lässt. Das zweite der beiden Axiome ließe sich gleichfalls zuspitzen zu dem Satz, dass alles, was für bestimmte praktische Zwecke als hinreichend „gleich“ präsentiert werden kann, kraft dieser Tatsache eben auch für andere praktische Zwecke und Hinsichten als „nicht gleich“ präsentiert werden kann. Zusammen stehen beide Prinzipien für *merger* und *division*, für Vereinigung und Trennung als die beiden grundlegenden symbolischen Operationen

mit Bezug auf das Gemeinte. Man kann die Dinge als „gleich“ oder eben als „ungleich“ symbolisieren. Impliziert ist immer eine sprachliche Hinsicht, unter der sie für gleich oder eben ungleich gelten sollen. Jede natürliche Sprache versorgt uns mit Hinsichten, unter denen Dinge, Situationen, Ereignisse, Handlungen etc. als „gleich“ behandelt werden können, und mit Hinsichten, unter denen sie als „ungleich“ behandelt werden können. Das betrifft die kognitive ebenso wie die kommunikativ-pragmatische Dimension des Sprechens.

Aus der relativen Äquivalenz paraphrasierender, explizierender, glossierender Formulierungen hinsichtlich des Gemeinten folgt weiterhin der Grundsatz der noetischen Uneindeutigkeit von Formulierungen. Allenthalben müssen sie für die Teilnehmer Spielräume lassen, in denen sie fallweise vereindeutigt und auf ihre näheren lokalen Umstände bezogen werden können. Umgekehrt versorgt uns das komplementäre Axiom von der kommunikativen Semantisierbarkeit jedes, auch des kleinsten Formulierungsunterschieds mit den Ressourcen, die wir brauchen, um zu verstehen, dass es bei lokal gegebenen und hinreichend präzisen Feldvektoren (etwa in einem juristischen Text oder Urteil) buchstäblich auf jede Kleinigkeit der Formulierung ankommen kann, wenn und sofern sie (im Rahmen des jeweiligen Fach- oder Spezialdiskurses) mit geordneten Inferenzen verbunden werden kann.

Man muss freilich zur Demonstration der Semantisierbarkeit auch minimaler Formulierungsunterschiede durchaus nicht in inferentiell hoch organisierte Spezialdiskurse (wie den juristischen) einsteigen. In verbalen Streitigkeiten des Alltags gibt es eine rhetorische Tradition, die Formulierungen eines Kontrahenten aufzunehmen und sie mit minimalen Veränderungen *gegen* seine Meinung in Stellung zu bringen. Noch gebräuchlicher dürfte es sein, die Worte des anderen so in Stellung zu bringen, dass aus ihnen nicht das vom Kontrahenten Gemeinte folgt, sondern das Gegenteil davon. Und wenn man (mit Goodwin 2018 und anderen „Dialogikern“) die Ressourcen auch des einzelnen „monologischen“ Sprechers auf die Dynamik dialogischer Ko-Operation zurückzuführen geneigt ist, dann leuchtet es ein, dass

beide komplementären Axiome illustriert werden können in den Sozialisationsgesprächen zwischen Kindern und ihren erwachsenen Bezugspersonen. In der Tat findet man dort sehr häufig Zugfolgen (*adjacency pairs*), in deren ausdrucks- und inhaltsseitigen „zweiten Hälften“ wiederholt und weiter expliziert wird, was in den ersten Paarhälften gesagt ist, und was dann entweder ein elaboriertes Paraphrasenangebot oder eine perspektivische Umdeutung des Gesagten repräsentiert, eine perspektivische Umlenkung der vom Kind gebrauchten Ausdrücke. Beides zusammen illustriert die heuristische Relevanz der komplementären Axiome Ungeheuers.

Und was die Semantisierbarkeit kleiner Formulierungsunterschiede betrifft: In einem biographischen Artikel über den österreichischen Schriftsteller Joseph Roth lese ich den Satz, er habe *Glück bei den Frauen* gehabt, aber kein *Glück mit den Frauen*. Der Unterschied dürfte kaum mit den lexikalischen Bedeutungen der Präpositionen *bei* und *mit* erklärbar sein (wenn sie denn eine lexikalische Bedeutung haben!).

Während uns der Wortvorrat einer jeden Sprache suggeriert, die Welt „sei ein riesiges Konglomerat vereinzelter Gegenstände und Merkmale“ (Kaznelson 1974: 172), vermitteln uns die Sätze einer jeden Sprache den Eindruck von Aussagen mit Wahrheits- und Wirklichkeitskontakt (die „feststellenden“ Sätze jedenfalls):

Der Inhalt eines Satzes unterscheidet sich grundsätzlich vom Inhalt der Wörter; der Satzinhalt bewahrt den lebendigen Kontakt mit der Wirklichkeit. (Kaznelson 1974: 173)

Das freilich könnte auch eine optische Täuschung, eine *linguistic ideology* sein, die uns nach vielen Jahrhunderten einer logisch-erkenntnistheoretischen Grammatiktradition so selbstverständlich geworden ist, dass wir sie überall zu sehen glauben. Jedenfalls ist der entgegengesetzte Satz ebenso wahr, wonach das Format des (feststellenden) Satzes sich gerade dadurch auszeichnet, dass wir den „Kontakt mit der Wirklichkeit“ sehr gut entbehren können. Klar, ein Satz wie

Die Kleine hat in die Hose geschissen!

versetzt uns in Erfahrungssituationen, in denen er geäußert worden sein (oder werden) könnte. Aber kann man nicht gerade kraft dieser Tatsache ebenso gut sagen, dass er den Realkontakt gerade darum erübrigt, ersetzt, unnötig macht? Offenbar „meinen“ beide semantisch entgegengesetzten Sätze letztlich das gleiche, nämlich so etwas wie ein intentionales, vektorielles Verhältnis des Satzinhaltes zu Situationen unserer Erfahrung, auf die sie „passen“. Eben darum können wir sie auch gut verstehen, wenn sie situativ-real eben nicht eingelöst und bündig werden. Dass wir einen solchen Satz *als situierte Äußerung* auch wahrheitsfunktional betrachten und prüfen können (trifft er zu in der Situation seiner Äußerung?), ist wahr und banal. Aber verstehen können wir ihn völlig unabhängig von dieser Wahrheitsprüfung. Es gibt eine lange sprachtheoretische Diskussion um Wittgensteins berühmten Satz aus dem *tractatus*, wonach einen Satz verstehen heißt, wissen was der Fall ist, wenn er wahr ist – und den weit weniger berühmten Folgesatz, der lautet: „Man kann ihn also verstehen, ohne zu wissen, ob er wahr ist“ (vgl. zur Diskussion Schüttpelz 1996: 442ff). Aus dieser Folgerung Wittgensteins „folgt“ nämlich weiterhin, dass eine gradlinige Verbindung zwischen Satzbedeutungen (Propositionen) und „Gegenständen und Sachverhalten“ bestenfalls im noetischen Sinne des sprechend Gemeinten besteht (so verstehe ich auch die Formel aus dem Organonmodell von Bühler 1934). Das in der sprachlichen Feststellung Gemeinte ist *eine* Dimension der verwendeten Sprachzeichen und keine Form von „Realkontakt“ des Sprechens. Jede Proposition enthält lediglich Hinsichten, die man sprechend veranschlagen kann. Und in manchen Fällen können wir uns dazu auch Lebenslagen vorstellen, in denen der propositionale Inhalt eingelöst und somit „wahr“ würde. Das freilich ist ein höchst spezielles Sprachspiel. Und die Verzahnung mancher Sätze mit den Situationen, in denen sie geäußert werden, kann auch ganz andere Formen annehmen, als die epistemische Tradition erwarten lässt. Der Satz *Die Katze sitzt auf der Matte* mag immer das gleiche meinen, ob die Katze nun „wirklich“ auf der

Matte sitzt oder nicht. Ebenso gut (oder vielleicht besser) könnte er bestimmte Teilnehmer auf den Umstand verweisen, dass sie gerade ein Sprachspiel spielen, das man mit „Semantik“ betiteln kann. Dass der Satz als Antwort auf die zuvor erfolgte Frage nach einer (als bekannt gesetzten) wirklichen Katze selbige auf einer (gleichfalls als bekannt gesetzten) wirklichen Matte verortet, ist dagegen eine eher unwahrscheinliche Inferenz. Ich kann mir sogar Situationen vorstellen, in denen dieser Satz hauptsächlich geäußert wird, um Spott über weltfremde Semantikexerzitien aufzurufen.

Zu den Pointen einer noetischen Perspektive auf das Gemeinte zählt jedenfalls der Versuch, gängig-eingelebte Vorstellungen der Sprachanalyse zu verunsichern. Und das gilt nicht nur für semantische, sondern auch für pragmatische Gewissheiten. Um mit den letzteren zu beginnen: Wir glauben immer noch, wir hätten etwas entdeckt, wenn wir performative Ausdrücke wie etwa Imperative, Vokative etc. nicht auf das darstellende Symbolfeld, sondern auf ein Handlungsfeld beziehen. Die Aufforderung:

Geh schlafen!

ist aber offenbar nicht nur verstanden, wenn ich (der Adressat) daraufhin schlafen gehe, also mit einer nonverbalen Handlung reagiere, sondern auch dann, wenn ich antworte:

Warum sollte ich?

Anders gesagt: Auch was performativ im Aktionsfeld bündig wird, spielt gleichwohl im Symbolfeld. Alles Gesprochene spielt im Symbolfeld. Es lässt sich sprechend nicht ausschalten. Ein performativer Sprechakt kann immer auch sprechend abgelehnt, zurückgewiesen, negiert werden. Und das gilt trivialerweise für performative Ausdrücke, für Befehle, Bitten, Fragen, ganz ebenso wie für kognitive Feststellungen und Behauptungen.

[0.4] Die Beiträge

Die Beiträge des Bandes nähern sich der Thematik des „Gemeinten“ von verschiedenen Seiten. Koschmieder (1965: 91) schlägt vor, das Gebiet der Noetik, des Gemeinten, in drei Dimensionen zu zerlegen:

[a] die Dimension der *Nennung* (die sich nicht allein auf Nenn-lexeme, sondern generell auf die Nennfunktion sprachlicher Ausdrücke bezieht, bei denen man fragt: „wie heißt...? Wie nennt man...?“ und nicht: „Ist es wahr, dass...?“); fast alle sprachlichen Formate lassen sich unter nominativen Gesichtspunkten betrachten und analysieren;

[b] die Dimension der *Verzeitlichung* (die heute wohl angemessener umrissen wird als *time/aspect/mode*-Komponente des Sprechens – von der technischen Seite betrachtet);

[c] die Dimension der *Leistungsperspektive* (welche, in heutiger Terminologie, die performativ-pragmatische Seite sprachlicher Äußerungen umfasst).

Ob diese Dreiteilung sinnvoll und erschöpfend ist, bleibe dahingestellt. Sie liefert immerhin einen Ausgangspunkt für einschlägige Systematisierungsversuche.

Möglicherweise (und das spiegelt sich in den Beiträgen dieses Bandes) ist es sinnvoll, die Dinge stärker auf die Ebene syntaktischer Domänen und Operationen zu beziehen. Koschmieders (1965) Perspektive wird dadurch nicht entwertet, sondern komplementiert. Alle noetischen Phänomene lassen sich von beiden Seiten aus betrachten, von der allgemein-darstellungstechnischen wie von der angezielten Seite der bündigen Bezüge.

Die Beiträge dieses Bandes „springen“ zwischen beiden Perspektiven. Ein thematisches Organisationszentrum liefert der „Feldopportunist“ des Sprechens: Linguisten sind daran gewöhnt, sprachliche Ausdrücke entweder auf das Symbol- oder auf das Zeige- oder auf das Aktionsfeld des Sprechens zu bezie-

hen, während die Kommunikationsteilnehmer ihren zutiefst synkretischen Gewohnheiten folgen und die Ausdrücke da andocken lassen, wo sie sie lokal andocken können. Was in der Linguistik als Symbolfeld gilt, das zeichnet sich dadurch aus, dass seine syntagmatischen Formate eben diese Indifferenz kultivieren.

Zwei der folgenden Beiträge sind in veränderter Form bereits in anderen Zusammenhängen erschienen:

[a] „Text – Umfeld – Konnotation, oder: Texte als Feldopportunisten“ ist als Vortrag bei einer texttheoretischen Tagung an der Universität Graz („Textbegriffe interdisziplinär“) präsentiert worden und erscheint im Journal „MedienObservationen“ im Jahr 2020);

[b] „Connotatio und Symbolfeld in Bühlers Sprachtheorie“ ist in leicht veränderter Form erschienen im Band 7/2018 der *Travaux du cercle linguistique de Prague (nouvelle serie)*, S. 85–116.

Alle anderen Beiträge sind für diesen Band geschrieben. Sie befassen sich mit Themen des Nennens und Referierens, des Feldwechsels sprachlicher Ausdrücke, der deiktisch-anaphorischen Dimension des Sprechens, der Modifikation und der noetischen Potentiale syntagmatischer Kombinatorik. Einige thematische Wiederholungen zwischen den Kapiteln sind leider nicht zu vermeiden.

Für Rat und Kritik zu einzelnen Kapiteln danke ich Carolin Baumann und Utz Maas.

Literatur

Bühler, Karl (1927): *Die Krise der Psychologie*. Jena: Fischer.

Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.

Burke, Kenneth (1964): *Terms for Order*. Bloomington, Ind.: Indiana UP.

Burke, Kenneth (1966): *Language as Symbolic Action. Essays on Life, Literature, and Method*. Berkeley, L. A.: Univ. of California Press.

- Coseriu, Eugenio (1981): *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Deutscher, Guy (2011): *Im Spiegel der Sprache. Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht*. München: Beck.
- Feilke, Helmuth (1994): *Common-sense-Kompetenz. Überlegungen zu einer Theorie des ‚sympathischen‘ und ‚natürlichen‘ Meinens und Verstehens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gardiner, Alan H. (1951): *The Theory of Speech and Language*. 2nd ed. Oxford: Clarendon Press.
- Goodwin, Charles (2018): *Co-operative Action*. New York, Cambridge: Cambridge UP.
- Gumperz, John & Levinson, Stephen C., eds. (1996): *Rethinking Linguistic Relativity*. Cambridge: Cambridge UP.
- Hörmann, Hans (1976): *Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kaznelson, Solomon D. (1974): *Sprachtypologie und Sprachdenken*. München: Hueber.
- Kellner, Hansfried (1973): „On the Cognitive Significance of the System of Language in Communication“. Wiederabgedruckt in: Luckmann, Thomas (ed.): *Phenomenology and Sociology*. Harmondsworth: Penguin 1978. S. 324–342.
- Kibrik, Andrej A. (2011): *Reference in Discourse*. Oxford: Oxford UP.
- Koschmieder, Erwin (1965): *Beiträge zur allgemeinen Syntax*. Heidelberg: Winter.
- Lee, Penny (1996): *The Whorf Theory Complex*. Amsterdam: Benjamins.
- Lucy, John A. (1992): *Language Diversity and Thought: a reformulation of the Linguistic Relativity Hypothesis*. Cambridge: Cambridge UP.
- Maas, Utz (2008): *Sprache und Sprachen in der Migrationsgesellschaft*. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht.
- Polanyi, Michael (1958): *Personal Knowledge*. London, New York: Routledge.
- Schüttpelz, Erhard (1996): *Figuren der Rede. Zur Theorie der rhetorischen Figur*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Silverstein, Michael (1979): „Language Structure and Linguistic Ideology“. In: Clyne, P. et al. (eds.): *The Elements: A parasession on linguistic units and levels*. Chicago: Chicago Linguistic Society. S. 193–247.

Wegener, Philipp (1885): *Untersuchungen über die Grundfagen des Sprachlebens*. Halle a. S.: Niemeyer [Neuausgabe mit einer Einleitung von Clemens Knobloch: Amsterdam: Benjamins 1991].

Wittgenstein, Ludwig (1971): *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp (= PU).

| Kapitel 1

Statt einer Einleitung:

Erkundungen im Feld noetischer Phänomene

[0] Vorbemerkung

Dass wir sprechend und hörend, schreibend und lesend, in unserer Aufmerksamkeit nicht mit den sprachlichen Zeichen und Konstruktionen befasst sind, sondern mit dem fallweise *Gemeinten* ihrer Verwendung, das ist (seit Brentano, Husserl, Gomperz) unzählige Male thematisiert worden. Gleich, ob es sich um lexikalische oder grammatisch-darstellungstechnische Zeichen handelt, niemals ist es das Zeichen selbst in seinem Eigensinn, das den Sprachbenutzer interessiert. Immer ist es das, worauf es verweist oder hindeutet. Für das Zeichen selbst interessiert sich nur der Linguist. Und mit dieser Verschiebung des fokalen Interesses auf das Medium mit seiner darstellungstechnischen Eigenlogik distanziert sich der Sprachwissenschaftler *uno actu* von allem, was den Sprachbenutzer interessiert. Das Besondere am darstellungstechnischen Medium der Sprache ist freilich, dass es (mit einer Formel Karl Bühlers) ein „eigensinniges Organon“ ist, dass es die eigenen konzeptuellen und indexikalischen Eigenschaften, die in der Sprachverwendung ab- oder ausgeblendet werden, doch implizit in die Modelle und Deutungsmuster einbringt (als subsidiäre „Einfärbungen“ des Gemeinten durch die konnotative und denotative Geschichte der Zeichen- und Symbolverwendungen; vgl. Polanyi 1958). Man darf durchaus vermuten, dass es sich bei den Verhältnissen zwischen fokaler Gestalt und mediallym Grund in der Sinneswahrnehmung nicht wesentlich anders

verhält. Was wir an gelernten Gestalten zentrieren, das hebt sich immer ab von einem Hintergrund, der bestenfalls subsidiär (so die Formulierung von Polanyi 1958) bewusst ist, der aber im Not- und Problemfall selbst zentriert und (partiell) bewusst expliziert werden kann. Um die Sprachzeichen selbst kümmern wir uns als Sprachbenutzer vor allem dann, wenn sie (kommunikativ oder kognitiv) nicht funktionieren. Dann rücken sie selbst als Zeichen in die Aufmerksamkeit ein und verdrängen das Gemeinte und den routinierten Umgang damit.

Für den alltäglichen Sprechverkehr ideal ist aber der „gedankenlose Wortgebrauch“, den Erdmann (1922: 154ff) eben darum für unvermeidlich und nützlich erklärt. Wenn sich das Wort in den Vordergrund drängt, leidet die Aufmerksamkeit für die gemeinte Sache. Die Sprache verliert ihre „Durchsichtigkeit“. Es gehört zu den Paradoxien der Sprach- und Kommunikationswissenschaft, dass sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Sprachzeichen selbst richten muss, um zu erklären, wie diese funktionieren, ohne doch selbst Aufmerksamkeit zu beanspruchen – im gedankenlosen Wortgebrauch. Wenn die Regeln, denen wir unbewusst und gedankenlos folgen, selbst Aufmerksamkeit beanspruchen, dann stört und unterbricht das den routinierten Ablauf der Interaktion und macht uns befangen. Wir brauchen dann Meta-Aktivitäten, bevor wir wieder in die Routinen des „gedankenlosen“ Sprechens eintauchen können. So gesehen stört die linguistische Reflexion das reibungslose Funktionieren der Sprache mächtig. Vielleicht ist das Fach eben darum der Allgemeinheit so lästig.

Als Linguisten haben wir alle gelernt, in der untrennbaren Einheit des Sprachzeichens das Bezeichnende vom Bezeichneten zu unterscheiden. Aus der Perspektive einer Analyse des darstellungstechnischen Systems der Einzelsprache ist das Bezeichnete aber nicht das Gemeinte des Sprechens. Das nämlich ist weitgehend übereinzelsprachlich. Und es ist, in letzter Instanz, vollkommen außersprachlich, und somit kein Gegenstand der Linguistik. Das Bezeichnete der Linguistik ist der einzelsprachliche konzeptuelle Inhalt des Sprachzeichens. Was wir mit den Mitteln der einzelsprachlichen Darstellungstechnik zu bewälti-

gen haben, das ist die Aufgabe der vektoriiellen, indexikalischen Adressierung einer offenen und stets erweiterbaren Menge von Bezügen und Bündigkeiten. In der phänomenologischen Tradition werden diese fallweisen „Bedeutungserfüllungen“ eingeklammert und abgegrenzt gegen die „Intentionen“, die fallweise auf sie zielen. Das „Management“ der fallweisen Bedeutungserfüllungen liegt partiell in den Umfeldern des Sprechens und Schreibens, im sympraktischen und symphysischen Umfeld der Zeichenverwendung. *Zurück!* Bedeutet etwas ganz anderes am Schalter der Bibliothek, beim Rangieren eines Autos, beim gemeinsamen Durchsehen eines Textes etc. Und wenn wir das Schild *Feuerwehrrzufahrt* lesen, dann wissen wir nicht nur, dass es sich um eine solche handelt, sondern auch, dass wir unser Auto da besser nicht hinstellen. Solche „Ladungen“ aus den Umfeldern des Sprechens nehmen die Wörter einer Sprache auf, und sie bleiben aktivierbar nicht allein durch diese Umfelder, sondern auch durch die Schemata und Konstruktionen des Symbolfelds, der Zeichenkombinatorik, in die sie eingehen. Im Allgemeinen reicht die syntagmatische Umgebung eines Sprachzeichens für das Management seiner thematischen Polysemie.¹ Wenn ich höre: *Die Front muss neu gestrichen* werden, dann bin ich bei der Renovierung eines Hauses. Wenn ich höre: *Die Front rückt näher*, dann bin ich im Krieg. Man beachte, dass in beiden Fällen die Konstruktion ausreicht für eine thematische Differenzierung, aber nicht für die Identifizierung des (referentiell) Gemeinten.² Welche Hausfront gestrichen werden muss (und welche Front näher rückt), erfährt der Hörer aus den Umfeldern des Sprechens oder aus dem textuellen Zusammenhang der Sätze. Und dabei ist es für die Verarbeitung der Rede, für das Verstehen, vollkommen gleichgültig, ob das gemeinte Haus oder der gemeinte Krieg zum „wirklichen Leben“ gehören oder zu einem

-
- 1 Was als „Polysemie“ in das Blickfeld der Semantik gerät, sind in der Regel Ausdrücke, die auch außerhalb bestimmter Verwendungskontexte und Umfelder nach ihrer Bezeichnungssphäre mehrdeutig wirken.
 - 2 Meist sind es die thematischen Verzahnungen von Prädikat und Argumenten, die einen Satz eindeutig einer typisierbaren Szene zuordnen.

Roman. Die Vorstellung, das Sprechen sei über „Referenz“ in einer privilegierten Beziehung mit der außersprachlichen Wirklichkeit (und über „Prädikation“ sowohl mit den spracheigenen Konzeptualisierungen und mit der Wahrheit) verbunden, ist aus noetischer Sicht revisionsbedürftig. Eher im Gegenteil ist unser vermeintlich unmittelbarer perceptiver Kontakt mit der außersprachlichen Wirklichkeit eingefärbt durch die sprachlichen Deutungsmuster, die durch unsere Erfahrungen bestätigt oder modifiziert werden. Das Sprechen (schreibt Gehlen 1974: 257) gleicht die äußere und die innere Welt einander an. Beide werden zwar nicht ununterscheidbar, aber sie werden mit den gleichen Deutungsmustern behandelt. „Die Sprache bringt Inneres und Äußeres auf eine Ebene, nämlich ihre eigene.“ Und während wir aus alter Gewohnheit geneigt sind, die Sprachzeichen als Repräsentationen dieser inneren und äußeren Welt anzusehen, ist die komplementäre Perspektive nicht weniger wahr, nach welcher die äußere (und innere) Welt genötigt ist, unsere Sprachzeichen zu repräsentieren.

Während Linguisten (wie Lexikographen) gemeinhin versuchen, die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke möglichst genau zu bestimmen, ist es die Aufgabe der Noetik herauszufinden, wie ihre systemische Unbestimmtheit und Unterbestimmtheit dazu beiträgt, dass sie im fallweisen Gebrauch für alle praktischen Zwecke hinreichend eindeutig gerichtet sind. Während uns die Objektivierung des geschriebenen Wortes zu einer optischen Gestalt suggeriert, dass wir es mit halbwegs festen symbolischen Bausteinen zu tun haben, die syntaktisch lediglich kombiniert werden können, lehrt der noetische Blick im Gegenteil, dieser Suggestion zu misstrauen. Womöglich ist das geschriebene Wort, das uns Identität und Dauer suggeriert, eher dadurch definiert, dass es als Figur und Gestalt in zahllose Figur-Grund-Konstellationen eingehen (und diese auf eine näher zu bestimmende Weise „repräsentieren“) kann. Bildlich gesprochen: In noetischer Perspektive ist das Wort nicht nur die Spitze eines Eisbergs, sondern es ist Spitze vieler Eisberge, von denen so gut wie alles unter der Oberfläche bleibt. Dass wir sprachliche Ausdrücke verwenden, um unsere Erfahrungen zu organisieren und

zu kommunizieren, lässt die sprachlichen Ausdrücke selbst als Tropen oder Metaphern erscheinen. Wendet man den Blick vom Zeichen auf das Gemeinte, dann wird das jeweils Gemeinte in dem Maße zum „Hof“ des Zeichens, wie sich sein Gebrauch in der jeweiligen Sphäre regularisiert. Kein Mensch aktiviert das Feld von *Schuh*, wenn er das Wort *Handschuh* verwendet. Und bezeichnungsfest konzeptualisierende und typisierende Komposita bauen „Motiviertheit“ besonders rasch ab, weil Komposition eben ein Verfahren der lexikalisierenden und textuellen Konzeptmodifikation ist (Pavlov 2009) – mit der „bezeichnenden“ Folge, dass Bedeutungsbewusstsein auf den typisierten Sachbereich umgelegt wird.³

[1] Referenz, Nomination, Denotation, Noetik

Für gewöhnlich legen wir uns semantische Fragen zurecht mittels einer letztinstanzlichen referentiellen Funktion von Sprachzeichen. Die verweisen auf individuelle Gegenstände da draußen und sichern uns somit zuverlässig gegen die Wirrungen einzelnsprachlicher Inhalte. Die Gegenstände da draußen nämlich, die sehen wir alle gleichermaßen, sie sind geteilt. Das Sprechen ist verankert in den Dingen da draußen, so die durchgehende Nachricht. Kein Zweifel: Diese Selbstvergewisserung ist trügerisch. Schon die einfachste Überlegung zeigt: Da draußen scheint es nicht nur Nachbarn, Freunde, Häuser und Bäume zu geben, die dem Ideal der Referenz (bzw. unserer Referenzideologie) einigermaßen entsprechen und derer man sich intersubjektiv vergewissern kann, sondern auch Sprachen, Handlungen, Schicksale und Ereignisse, bei denen man das evident nicht kann. Ganz davon abgesehen, dass vermeintlich referentielle Ausdrücke wie *diese Blume* in der Kommunikation ganz ebenso funktionieren, wenn

3 Pavlov (2009: 133ff) setzt gegen solche typisierenden Komposita die stärker text- und umfeldverzahnten Augenblicksbildungen des Typs: *Roggenangelegenheit*, *Ohrfeigenei*, *Geschkekind*, in denen die konzeptuelle Typisierung zurücktritt.

man sie referentiell einlösen (*Bedeutungserfüllung* in der phänomenologischen Terminologie) kann, wie dann, wenn man das durchaus nicht kann.

Die phänographische Reflexion der Prozesse, mit denen wir es zu tun haben, ist auch eine literarische Aufgabe. In Prousts *Récherche* finden wir folgenden Passus:

Das Küchenmädchen war eine juristische Person, eine ständige Einrichtung, der die Zuschreibung unveränderlicher Merkmale durch die Abfolge flüchtiger Gestalten hindurch, in denen sie Fleisch wurde, eine Art von Kontinuität und Identität verschaffte: denn wir hatten niemals länger als zwei Jahre hintereinander das gleiche.

Referenz, so haben wir gelernt, wird zusammengehalten durch die Identität des Referenten. Mit diesem Stereotyp bricht der zitierte Passus und suggeriert, dass es eigentlich nicht der durchgehaltene referentielle Bezug ist, der den kommunikativen Zusammenhang generiert, sondern die durchgehaltene Konzeptualisierung als *Küchenmädchen*. Natürlich wissen wir als Leser alle, dass hier etwas expliziert wird, was wir implizit wissen. Die Konzeptualisierung eines referentiellen Bezugs ist immer zugleich auch die Referentialisierung eines Konzepts. Wir haben aber gelernt, dass unser Sprechen da draußen, in den Dingen verankert ist. Und wir haben nicht gelernt, dass die Dinge und Sachlagen, wie wir sie unmittelbar zu erleben glauben, in unseren sprachlichen Symbolen und Konstruktionen verankert sind. Auf der Ebene des bewussten Erlebens führt uns der Autor hier vor, wie mit der Zeit die Personen, Dinge, Handlungen und Ereignisse zu Zeichen und Verkörperungen unserer sprachlichen Deutungsmuster werden. Die Zeichenrelation dreht sich in die Gegenrichtung. Wir sind daran gewöhnt, die Wörter als Zeichen für die Dinge zu nehmen und nicht die Dinge als Zeichen für die Wörter. Aber genau das tun wir, wenn die Reichweite des Sprechens den gegebenen Orientierungsraum überschreitet. Der Vorgang selbst ist bekannt, man kann ihn (in der terminologischen Tradition Piagets) als

Wechselspiel von Assimilation und Akkommodation beschreiben. In Prousts Passus assimilieren die Sprecher wechselnde Personen bzw. Referenten an das Konzept des *Küchenmädchens*. Das erscheint uns nur darum ungewöhnlich, weil wir in allen Semantik-Lehrbüchern auf den komplementären Umstand hingewiesen werden, dass jeder Referent aus zahllosen und wechselnden Sprecherperspektiven anders repräsentiert und identifiziert werden kann. Ausdrücke wie *Marie, das Küchenmädchen, Paulas Tochter* etc. können identifizierend auf den nämlichen Referenten bezogen werden. Anders gesagt: Der semantische Normalfall ist für uns die Assimilation ein und desselben Referenten an wechselnde Perspektiven, konzeptuelle Schemata, deiktische Ausdrücke etc. In der semantischen Modellbildung stehen Referenten für das, was Gehlen (1974: 160) „Komplexqualitäten“ nennt (und von prägnanten und transponierbaren Gestalteigenschaften abgrenzt). Auf die optische Gestalt eines menschlichen Gesichts reagiert der Säugling angeboren. Wenn er lernt, unter all den Gesichtern der Umgebung das seiner Mutter zu erkennen und zu identifizieren, hat er eine Komplexqualität erworben. Menschliche Individuen bilden den Prototyp dessen, was qua Komplexqualität identifiziert und bearbeitet werden kann. Man kann natürlich auch einen „individuellen“ Stein wiedererkennen, aber bei Äpfeln, Blättern, Goldfischen und Mäusen wird es schwierig. Eigennamen haben als sprachliche Einrichtung mit den Komplexqualitäten in unserer Erfahrung zu schaffen, während (prädikative) Konzepte für Gestalteigenschaften stehen, die ihrerseits akkommodiert bzw. modifiziert werden können, um wechselnde Erfahrungskonstellationen assimilieren zu können. Wenn wir fragen:

War der Briefträger schon da?

dann tun wir implizit genau das, was Proust im zitierten Passus expliziert. Wir verwenden einen Ausdruck, der mühelos durch Referenten mit wechselnden Komplexqualitäten „erfüllt“ werden kann. Aber nicht nur das. Die Beispiele zeigen auch prägnant,

dass die Verwendung des Ausdrucks *Briefträger* von der referentiellen Erfüllung durchaus völlig unabhängig ist.⁴ Vielmehr liefert der Ausdruck ein intentionales Schema, das in wechselnde Zusammenhänge eingesetzt werden kann. Es klingelt zur gewohnten Uhrzeit, und ich sage:

Der Briefträger.

Und gebe damit einen *account* für die laufenden Ereignisse. Wird man diesen Gebrauch als referentiell einordnen? Oder vielleicht nur dann, wenn er beim Öffnen der Haustür „erfüllt“ wird (oder eben nicht)? Solche Beispiele zeigen, dass wir zu unseren (symbolisch und praktisch durchgearbeiteten) Erfahrungsdaten ein ganz ähnliches Verhältnis haben wie zu unseren sprachlichen Ressourcen. Diese letzteren liefern vor allem das Medium, in dem expliziert, zusammengefasst und kommuniziert werden kann, was an Andeutungen und Zentren möglicher Aufmerksamkeit in unserer Erfahrungswelt verfügbar ist. Ob der Anschluss dabei über die (symbolisch durchgearbeitete) Wahrnehmung, über das Gedächtnis, über ein wahrgenommenes (theoretisches oder praktisches) Problem oder selbst wieder über eine sprachliche Vorlage erfolgt, ist relativ gleichgültig, weil das Sprechen gerade darin besteht, dass es alle verfügbaren (und von ihm selbst organisierten) Bestände in eine Ebene zieht: in seine eigene. Die Erfahrungen des Sprechens führen zu einer „Angleichung der inneren und äußeren Welt“ (Gehlen 1974: 257). Zwischen vorgestellten und wirklichen Dingen (so Gehlen) macht das Sprechen keinen Unterschied, so dass wir auch auf der inneren Bühne Probleme des wirklichen Lebens aufführen und im Modus des Probandelns Lösungen durchspielen können.

So sind die Erfahrungen und Ereignisse des Tages für uns ebenso in unseren sprachlichen Deutungsmustern (und in deren Dehnbarkeit) verankert, wie umgekehrt diese in jenen. Entgegen dem (allgemeinen wie linguistischen) *common sense* müssen wir

4 Manchmal wird diese Verwendung von NPs auch als „attributiv“ von der „referentiellen“ unterschieden.

annehmen, dass sprachliche Kommunikation und sprachliches Denken weder auf der Grundlage von Referenz allein noch auf der Grundlage einzelsprachlicher Systemwerte (Bedeutungen) allein restfrei erklärt werden können. Es sind dies vielmehr nur die beiden extremen Pole, *zwischen* denen sich das sprachliche Geschehen noetisch konturiert. Natürlich wird kein ernstzunehmender Spracherwerbsforscher, der je einen Blick auf die *Is'n das?*-Phase des Erwerbs der *basic level concepts* geworfen hat, bestreiten, dass die vorkonzeptuellen Bezüge der Wahrnehmung und der Sensomotorik am Aufbau der Symbolkompetenz beteiligt sind. Er wird vielmehr darüber staunen, wie viele Klassenkonzepte es gibt, die schon nach einmaliger Exposition (und ostensiver Definition) beinahe problemlos konsistent semantisch verwendet werden. Daraus kann man schließen, dass der (ostensiv gestützte) Erwerb von *basic level concepts* sich auf „angeborene“ dynamische Wahrnehmungsgestalten stützt, die selbst nicht sprachlich expliziert werden können, aber in den Aufbau der Sprachfähigkeit eingehen (vgl. Polanyi 1958). Bildlich gesprochen gleichen diese Außenstützen des Spracherwerbs aber der (sprichwörtlichen) Leiter, die man wegstößt, sobald man oben angekommen ist. Und „oben angekommen“ bedeutet hier: sobald die semantischen Intentionen der Sprachzeichen durch und auf andere Sprachzeichen umgeleitet werden können, sobald erzählende (und dann auch konstatierende) Sätze mit den gemeinten Inhalten operieren, ganz gleich, ob sie sinnlich präsent, vorgestellt oder (als Fachausdrücke etc.) definiert sind. Je autonomer das sprachliche Symbolsystem wird, desto stärker wird alles, was Außenbezug war, umgeformt zu indexikalischen Bezügen und Beziehbarkeiten, die gegebenenfalls durch Außenbezüge eingelöst und verkörpert werden können (und bei denen es strittig sein kann, durch welche Erfahrungen sie eingelöst *würden*). Irgendwann erfährt man dann, dass der *Walfisch* kein *Fisch* ist, obwohl er ziemlich viele Kriterien unserer ostensiven Definition von *Fisch* erfüllt.

Was einem für sich betrachteten sprachlichen Konzept „draußen“ (im „Außen“ der sprachlichen Darstellungstechnik) entspricht, das ist eben nicht der Referent im herkömmlichen

semantischen Sinne. Es ist vielmehr eine „Hinsicht“, ein festgehaltener und jederzeit wiederholbarer Aspekt, unter dem diverse Referenten thematisiert und identifiziert werden können. Der Referent, den ich jederzeit als *der Briefträger* thematisieren und identifizieren kann, wird im sozialen Umfeld seiner Familie, seiner Kollegen etc. bestimmt nicht als *der Briefträger* identifiziert und thematisiert, und wenn doch, dann käme das einer starken Aussage darüber gleich, was den Kern seiner Persönlichkeit ausmacht. Und wenn der gleiche Referent mir in anderen Lebensumständen begegnet, dann wird er „von diesen Umständen her“ thematisiert und identifiziert.⁵

Wenn wir alltäglich sprachlich kommunizieren, dann sind wir weder bei den Dingen (im Sinne von Referenten) noch sind wir bei den einzelsprachlichen Bedeutungen des Sprachsystems. Vielmehr bewegen wir uns in einer darstellungstechnisch geschärften und partiell explizierbaren Ebene des Gemeinten, die in sich selbst abgestützt ist. Wenn uns ein Freund erzählt, was *sein Nachbar* tut, dann nehmen wir das als noetische Anweisung auf eine Entität, die unsere Erfahrungen von dem erfüllt, was ein *Nachbar* ist. Ist das Referenz? Eigentlich ist das vollkommen gleichgültig. Pragmatisch zählt allein die Tatsache, dass die Verwendung des Ausdrucks *mein Nachbar* den Sprecher dazu verpflichtet, auf Nachfrage in den Grenzen des Möglichen zu explizieren, wer dieser „Referent“ ist, von dem er spricht. Und diese Verpflichtung gilt gleichermaßen von wirklichen wie von bloß vorgestellten oder fiktionalen Nachbarn. So gesehen sind die in der Redekette verknüpften Symbole (um eine weitere Formel Gehlens zu gebrauchen) „Zentren möglicher Ausgiebigkeit“, sie können in der Selbstverständlichkeit alltäglichen Redeverstehens verharren, aber auch expliziert, problematisiert und vertieft werden.

Mit den Dingen „da draußen“ glauben wir unmittelbaren Kontakt zu unterhalten, von den einzelsprachlichen Bedeutungen haben wir nur indirekte Kenntnis durch theoretische

5 Es versteht sich, dass „innen“ und „außen“ in dieser Hinsicht Adressen sind, die wir mittels unserer Sprachideologie definieren.

Modelle und Schlussfolgerungen, die wir vor allem qua negativer Abgrenzung (syntagmatische und paradigmatische Eigenschaften, *valeur*) von anderen Zeicheneinheiten desselben Systems gewinnen. Die noetischen Einheiten des Sprechens repräsentieren notwendige Differenzierungen auf der begrifflichen Ebene, Unterscheidungen, die wir treffen müssen, um den Fortgang der sprachlichen Kommunikation und des sprachlichen Denkens zu verstehen. Kennen und identifizieren tun wir sie nur in der Praxis ihrer fallweisen (textuellen) „Bedeutungserfüllung“. Ansonsten begegnen sie uns in den konventionellen und strittigen Inferenzen, die mit ihnen verbunden werden können, in den Explikationsmöglichkeiten und -pflichten, die wir eingehen, indem wir mit ihnen operieren. In ihrer Gesamtheit bilden sie ein Netz geordneter (und fallweise zu ordnender) Intentionalität, in das wir alle unsere Erfahrungen hineinziehen und mit dessen Mitteln wir alle unsere Erfahrungen sortieren und kommunizieren können. Aufgespannt zwischen Referenz und einzelsprachlicher Bedeutung sind sie zwar eingefärbt durch die (lexikalische, grammatische) Darstellungstechnik der Einzelsprache, aber auch in anderen Sprachen explizierbar (und somit übereinzelsprachlich).

Die Tatsache, dass prototypische Einlösung und Bedeutungserfüllung (etwa im Feld der *basic level concepts*) für uns mit den typisierten Gegenständen der Wahrnehmungswelt verbunden sind (was *Haus, Baum, Buch, Hund, Blume* etc. ist, das sehen wir auf den ersten Blick), verbirgt leicht, dass Kinder im Erstspracherwerb mit ähnlicher Leichtigkeit auch zahllose Konzepte erwerben, für die es prägnante sinnliche Außenstützen in der Wahrnehmungswelt nicht gibt. Selbst ein *pas-se-par-tout*-Substantiv wie *Sache* in einer Äußerung wie:

Räum bitte deine Sachen weg!

Wird je nach den aktuellen Gegebenheiten durch Spielsachen, Kleidungsstücke, Bilderbücher oder tausend andere Dinge eingelöst, ohne dass dieser Umstand kognitive Probleme verur-

sacht.⁶ Technisch könnte man sagen: Der Possessivoperator *dein* übernimmt die jeweils fällige Spezifizierung und Identifizierung. Und welche sinnfälligen Verhaltensweisen könnten nicht notfalls die Verbbedeutung von *spielen* erfüllen? Gehlen (1974: 236) notiert, dass typische Verbbedeutungen nicht durch Wahrnehmung, sondern durch Nachvollzug erfüllt werden. Und Burke (1984) notiert in einem Nachwort zur 3. Aufl. von *Permanence and Change*, Sprechsituationen seien in ihren Details per definitionem einmalig:

To that extent situations cannot be identical: they can but be analogous, and can be classed together by having in common some particular trait which is inferred to be the distinguishing characteristic in the given case, as even *verbs* classify. A cry of „Help!“ in effect „defines“ this as a „help-situation“, but the help-situation involves quite different responses if one is in a fire or drowning. Verbs are even more limpid than nouns or adjectives in this respect. (Burke 1984: 335)

Sobald man die Prämisse aufgibt (bzw. umkehrt), dass Sprachzeichen in der Konstanz der Sehdinge verankert sein müssen, verlagert das Erwerbsproblem seine Konturen. Was gesagt wird, bleibt verarbeitbar, solange es mit Aspekten der laufenden lokalen Orientierung in Verbindung gebracht werden kann. Es wird zum ausgezeichneten Teil der laufenden Orientierung. Es sind dann eher die Sehdinge, die mit der Konstanz der sprachlichen Konzepte übereinstimmen müssen. Dass eine solche Verzahnung möglich sei, ist stets mitlaufende Unterstellung beim Sprechen. Insofern sind (namentlich sympraktische) sprachliche Äußerungen angelegt auf die zuspitzende Explikationen eines Koordinationsproblems, für das sie beanspruchen, als Leitebene zu fungieren. Auch dieser Anspruch ist eine Konstante allen Sprechens. Der Hörer lässt sich darauf ein, die laufende Orientierung unter

6 Es versteht sich auch, dass die NG *deine Sachen* im Symbolfeldkontext mit definiert wird durch den Umstand, dass es sich um „Referenten“ handeln muss, die man wegräumen kann.

dem vom Sprecher angesprochenen Aspekt zu restrukturieren. Das Gesprochene ist eine Art Leitfragment der Sprechsituation. In der metaphorisierenden Redeweise der Gestaltpsychologie: Als Gestalt-*token* wird das Gesprochene sinnvoll vor dem Hintergrund des Feldes, von dem es sich abhebt und das es zugleich strukturiert. Ebenso wie auch schon in der Wahrnehmung verändert sich auch beim Sprechen die Figur-Grund-Konstellation mit jeder Verschiebung des Aufmerksamkeitsfokus'. Das Gesprochene verschiebt ebenfalls den Fokus ständig und ordnet damit sein Verhältnis zum immer bloß angespielten und nie völlig explizierbaren Grund. Das explizit sprachlich Artikulierte ist immer unvollständig und muss mit seinen nicht vollständig artikulierbaren wechselnden Zusammenhängen verbunden werden. Anders gesagt: Das Gesprochene ist immer das „expliziteste“ Segment des interaktiven Gesamtgeschehens – was freilich nicht heißen muss, dass es auch immer das wichtigste, das entscheidende ist. „Explizit“ heißt in diesem Zusammenhang in erster Linie: dem Sprecher als Handlung zurechenbar, und es heißt: Das Gesprochene ist der Teil des Gesamtgeschehens, von dem aus die übrigen Teile am besten strukturiert werden können.⁷

Das bezieht sich nicht allein auf den kognitiven oder konzeptuellen Gehalt des Gesprochenen, sondern auch auf dessen Handlungswerte und praktische Folgen. Die kognitivistische Obsession der gegenwärtigen Psychologie lehrt uns, im sprachlichen Ausdruck nur das „Konzept“ zu sehen. Der aber ist auch erste oder zweite Hälfte (oder beides) eines Äußerungspaares, in dem es insgesamt um (sprachliche oder nichtsprachliche) Folgehandlungen geht. Das Gesprochene ist (wo es nicht „egozentrisches“ Sprechen im Sinne von Piaget ist) ein Zug im interpersonalen Geschehen. Schon darum kann es nicht in der Hauptsache in der Wahrnehmungswelt gegründet sein. Und die Sprecher selbst lösen sich im primären Spracherwerb von den Vorausset-

7 In dieser herausgehobenen, das Gesamtgeschehen am besten zusammenfassenden Rolle des sprachlichen Strangs in der *face-to-face*-Interaktion sehe ich auch ein legitimes fachliches Motiv für dessen Privilegierung (etwa in der *Conversation Analysis* in der Tradition von Harvey Sacks).

zungen dieser Annahme, wenn sie Symbol- und Fiktionsspiele aufnehmen, bei denen umgekehrt das Wort die Vorschrift dafür liefert, wie mit dem bezeichneten Wahrnehmungsobjekt umgegangen wird (*Also, das wäre jetzt unser Haus...*; vgl. Knobloch 2001). Bei Kenneth Burke lesen wir:

In names, there are implicit the act and the command. Piaget shows us the child picking up a block and saying: „This is a boat.“ The child next moves the block, commanding itself: „Now, make the boat go across the ocean.“ In time, name and command become inextricably intermingled, the command being *implicit* in the name. To name various manifestations by the same name, is to organize a strategy with reference to these manifestations.
(Burke 1984a: 339)

Die „Logik“ des (kollektiven oder einsamen) Symbol- und Fiktionsspiels unterstreicht, so gesehen, die Emanzipation des Sprechens (qua Eigengewicht der Symbole) gegenüber den Suggestionen und Eindrücken der Wahrnehmungswelt. Und sie unterstreicht auch die Funktion der erworbenen Ausdrücke, Inferenzen für das Handeln zu begründen: Was ein „Schiff“ ist, muss folglich auch auf dem Wasser fahren können etc.

In diesem Sinne könnte man (mit Bourdieu 1990: 72) sprachliche Ausdrücke auch als „Wahrnehmungsprogramme“ bezeichnen, die in ihren Gebrauchsumfeldern komplettiert oder erfüllt werden müssen. Sie bilden den zugänglichsten und prägnantesten Teil eines Ganzen, das „von ihnen aus“ strukturiert und verstanden wird. Phänographisch wissen wir, wenn uns sprachliche Ausdrücke begegnen, dass sie Fragmente eines durch sie wahrgenommen Ganzen sind, das sich von ihnen her in irgendeiner Weise aufschließen lässt. Niemals sind sie selbst es, die gemeint sind. Sprachliche Ausdrücke sind der Inbegriff erlernter dynamischer Gestalten bzw. Gestaltfragmente:

Greifbar, erst recht verfügbar wird implizites Wissen also erst dadurch, dass die Fragmente des Wahrgenommenen sich von

einem verstandenen Ganzen her als Teile eben dieses Ganzen erweisen. (Stetter 2012: 181)

Analog und komplementär gilt das für die Sinneseindrücke der Wahrnehmung. „Nicht (mehr) gut sehen können“ heißt: die „hereinkommenden“ Sinneseindrücke nicht mehr sicher konzeptualisieren zu können (vom Schlagloch über den Seitenstreifen bis zum Wort). Wenn man im Dunkeln durch einen (bei Licht vertrauten) Raum tappt, dann werden die Sinneseindrücke zu „Zeichen“ für die vertrauten Gegenstände und Gegebenheiten des Raums. Woran der Fuß da gerade gestoßen ist, das muss der Schreibtisch sein etc. Und auch bei Licht irritiert uns jeder Sinneseindruck, der nicht gleich auf einen beherrschten konzeptuellen *type* bezogen werden kann. Was wir als rohe Gegebenheiten, als Daten, isoliert konzeptualisieren, das sind immer ergänzungsfähige und -bedürftige Teile von Entitäten, die erst im Ensemble verständlich und aufgefasst werden.

Sobald man aus der (im Kern indexikalischen) sympraktischen Welt austritt, wird noetisch entscheidend, was Bühler die „Wasbestimmtheit“ der konzeptualisierenden, prominent im Symbolfeld fungierenden Sprachzeichen nennt. Zum allgemeinen (semantischen) Konsens gehört, dass es sich dabei um (weitgehend) geteilte, kollektive und einzelsprachlich gebundene Konzepte handelt. Es ist üblich, den solchermaßen als im Wesentlichen geteilt unterstellten kollektiven „Sprachbesitz“ scharf abzusetzen gegen das (höchst ungleich verteilte) Sach-, Fach- und Weltwissen, das mit seiner Hilfe kognitiv organisiert und kommuniziert wird. Wenn man es freilich ernst meint mit der Noetik und ihrer Mittlerrolle, dann lauern in dieser Version des Verhältnisses von Sprachkönnen und Sachwissen einige Paradoxien. Inwiefern sollen die (einzelsprachlichen) Konzepte als geteilt und wiederholbar gelten? Zunächst einmal hat das Kind im Spracherwerb die Aufgabe, hinter den zahllosen Bündigkeiten eines Ausdrucks das spezifische Generalisierungsmuster zu entdecken, nach dem der Ausdruck iteriert wird. Was die Linguisten als „Wortarten“ bezeichnen, das steht auch für unterschiedliche Muster der „Entdeckung von Invarianz durch Kovarianz“ (so die

Formel von Scheerer 1993). Diese Invarianzen bestehen aus zwei Komponenten, einer begrifflichen und einer operativen. Adjektive generalisieren Modifikationsoperationen, Substantive Nennoperationen, Verben Präzisionsoperationen – und innerhalb ihrer jeweiligen Domänen repräsentieren sie als *types* (und erst recht als *tokens*!) konzeptuelle Größen, die gegen Alternativen in derselben operativen Domäne abgegrenzt sind. Und die Ausdifferenzierung dieser drei Bereiche wird prägnant erst im Symbolfeld, im Satz, in der Syntagmatik und Paradigmatik. Sobald das Kind gelernt hat, „unauffällig“ zu sprechen, beherrscht es die praktischen kulturellen *skills*, ohne sie selbst oder das „Wissen“, auf dem sie beruhen, explizieren zu können.

Wenn einzelsprachliche Konzepte kollektiver Besitz sind, dann müssen sie identisch wiederholbar sein, und das in den Grenzen ihrer wechselnden Verwendungsumstände und Verwendungsumfelder. „Indexikalist“ (etwa im Umkreis der Ethnomethodologie) neigen dazu, eine solche Wiederholbarkeit als Illusion zu betrachten, die erst in der Praxis der Lexikographie hervorgebracht und außengestützt wird. Ein Wort *im Gebrauch* hingegen sei nicht zu haben ohne das fallweise Gemeinte und von diesem nicht als Identisches abzugrenzen. Der *common sense* hingegen nimmt Wortbedeutungen für selbstverständlich wiederholbare (und explizierbare) Größen, ganz gleich, zu welcher grammatischen Wortklasse sie gehören. Und ist nicht, wenn man die unterschiedlichen Muster der Iteration erkannt hat, die Bedeutung von *Ich* (= Index für den aktuellen Sprecher) ebenso wiederholbar wie die Bedeutung von *rot*, *spielen*, *Tisch*? Gegen diese Wiederholbarkeit von Bedeutungen stehen natürlich viele relativierende Theorien und Modelle (semantische Vagheit, *fuzzy set*-Theorien, Prototypentheorien etc.). Und nicht nur die: Der Referent, der sich per *Ich* als Sprecher indiziert, wird von den anderen Teilnehmern per *Du* oder per *Er/Sie* eben als Adressat oder Unbeteiligter identifiziert. Und man kann mühelos (vgl. Brandom 1994) argumentieren, dass sich gerade die deiktischen Identifizierungen mit komplexen Explikationspflichten verbinden. Zugespitzt: *Ich* und *Du* ordnen offenbar nicht nur Sprecherrollen zu, sondern auch perspektivische Begründungspflichten.

Offenbar sind die Ansprüche und Erwartungen, die wir gegenüber sprachlichen Symbolen haben, recht widersprüchlich. Sie müssen im Einzelfall hinreichend präzise, aber dabei doch so dehnbar und präzisierungsfähig sein, dass wir offene Mengen von Verwendungssituationen mit ihnen bewältigen können.

Umschreiben ließe sich eine solche Funktionsweise sprachlicher Ausdrücke vielleicht (mit einer Formel von Karl Mannheim 1922), wonach sie Instrumente des „konjunktiven Denkens“ sind. Gegen die radikalen „Indexikalisten“ wäre dabei festzuhalten, dass in jeder erneuten Verwendung eines Ausdrucks eben nicht nur das aktuell Gemeinte präsent ist, sondern auch die Gesamtheit der früheren Verwendungen desselben, die ihn dafür prädestinieren, gerade in diesem Falle für die Kommunikation geeignet zu sein. Es handelt sich hier freilich vielfach bloß um „Ähnlichkeiten“, die nicht fest „gegeben“ sind, sondern von Fall zu Fall hergestellt werden müssen.⁸ Die Verwendungsgeschichte eines Ausdrucks ist eben nicht fokal präsent, sondern nur implizit und subsidiär (in der Terminologie Polanyis) oder konnotativ, keinesfalls im Fokus der Aufmerksamkeit, der auf das aktuell Gemeinte geht. Und auf der anderen Seite kann man die Verwendung eines Ausdrucks nur „konjunktiv“, in kooperativer Praxis, lernen. Das heißt: Die eigene Verwendung muss ratifiziert, bestätigt werden (und bestätigt worden sein) durch relevante andere. Terminologische Innovationen müssen *durchgesetzt* werden (wie jeder weiß, der sich im Wissenschaftsbetrieb bewegt). Wasbestimmte Ausdrücke sind also doppelt rückgebunden, durch ihre (sagen wir) Gebrauchsspuren im kognitiven und kommunikativen Apparat des Sprechers und durch ihre fallweise Artikulation von (und Bewährung in) Bezügen, die als geteilt unterstellt werden können. Kollektiver Besitz sind sie (oder können sie werden) im Rahmen der Variationsbreite, die in der epistemischen bzw. kommunikativen Gemeinschaft akzeptiert wird bzw. erprobt werden kann (vgl. zur Diskussion Schützzeichel 2012). Da man in diesen Dingen nur bildlich spre-

8 Das jedenfalls ist die Kernthese der „Indexikalisten“, die sich um Harold Garfinkel und die Ethnomethodologie scharen.

chen kann: Der „kollektive Besitz“ sprachlicher Konzepte wäre eher einer verformbaren Knetmasse gleich als einer festen Substanz. Noch einmal anders gesagt: Die Grenzen des Geteilten sind verschiebbar und werden im (kommunikativen und kognitiven) Gebrauch ständig erprobt und verschoben (vgl. die bekannte wissenschaftssoziologische Auswertung dieses Gedankens bei Fleck 1935). Das pragmatische Korrelat dieser Knetmasse sind die Folgeverantwortungen (*commitments*), die Sprecher mit der Verwendung dieser Ausdrücke übernehmen, und die die Sprecher eben auch auf das festlegen, was konventionell aus deren Gehalt gefolgert werden kann.

Wann immer die im gekonnten Gebrauch konzeptueller Ausdrücke mitlaufenden impliziten Bestände selbst in den Fokus der Aufmerksamkeit treten, entsteht der Zwang zu ihrer (partiellen) Explikation. In diesen (metasprachlichen) Explikationsversuchen wird das Problem entweder nach der Seite des verwendeten sprachlichen Ausdrucks oder nach der Seite des durch diesen Gemeinten aufgelöst. Und insofern handeln probleminduzierte Sprachthematierungen weder von singulären Referenten noch von einzelsprachlichen Inhalten. Sie handeln von Kategorien des Gemeinten und des Meinbaren.

Brandom (1994) argumentiert diesbezüglich mit der nicht nur kognitiven, sondern auch sozialen Rechtfertigungspflicht für Konzeptualisierungen, die der Sprecher vornimmt. Wenn A vor Gericht einen Zeugen als *notorischen Lügner* und B denselben Sprecher als *vertrauenswürdigen Zeugen* einführt, dann ist diese Kategorisierung jeweils mit Begründungspflichten verbunden. Wahrheit und Richtigkeit von impliziten und expliziten Prädikationen bzw. konzeptualisierenden Nominationen beruhen demnach in der Sozialdimension auf den Verpflichtungen (*commitments*), die Sprecher mit ihrem Gebrauch eingehen.

Dass jeglicher Ausbau natürlicher Sprachen zum umfassenden und als eigenständig imponierendem Symbolsystem eng mit Syntax, mit Zeichenkombinatorik, mit dem Umlenken und Weiterlaufen zeichenhafter Intentionen auf andere Zeichen zusammenhängt, entspricht einer uralten Intuition der Sprachforschung. Erst dann, wenn wir nicht von jedem geäußerten sprachlichen

Element umweglos in aktuelle Bündigkeiten gelenkt werden, sondern erst auf dem Umweg über andere Zeichen, über Konstruktionsschemata, verselbständigt sich das Sprechen zu einer Bühne, auf der sich innere und äußere Welt angleichen und begegnen. Was wir etwas pathetisch als „sprachliche Darstellung“ bezeichnen, das beginnt eigentlich erst, wenn Sprachzeichen in (konstruktorial geordnete) Beziehungen zu einander treten, und recht eigentlich erst mit propositionalen Formaten. Ausdruck und Eindruck, Kommunikation und Interaktion, haben wir auch schon vor dem geformten Satz. Aber erst mit der „Optimierung der propositionalen Strukturen“ (Maas 2016: 34) beginnt der literate Sprachausbau, die Darstellung, das Erzählenkönnen, Formate also, in denen das Sprechen bei sich bleibt, sich als eigenständiger Tätigkeitstypus gegen das sympraktische Feld absetzt. Als prototypisch für diese Ausbaulinie gilt das erzählende Sprechen. Es ist dies die Form, in der das Verhältnis des Sprechens zur Situation umschlägt. Das pragmatisch-interaktive bindet das Sprechen an die akute Situation, das erzählende Sprechen löst und befreit es von der Sprechsituation und definiert eine eigene „Erzählsituation“, in der andere Handlungen zeitweise ausgesetzt sind und in der das Erzählte selbst (in einem ganz anderen Sinne) zur „Handlung“, zur Erzählhandlung wird.

[2] Proposition und Modalisierung im Satz

Was erhalten bleibt beim literaten Ausbau der Sprache (und des Sprechens), das ist zunächst die Transparenz, die Durchsichtigkeit der Sprache in ihrer Verwendung. Bei den Wörtern und Konstruktionen sind wir nur mit „subsidiary awareness“ (Polanyi 1958: 57), und in der Regel überhaupt nicht, solange sie funktionieren und uns zuverlässig zum Gemeintem weiterleiten. Störungen des Verstehensablaufs unterbrechen die Routinen der sprachlichen Interaktion und bringen die Teilnehmer dazu, ihre Aufmerksamkeit auf die sprachlichen Mittel selbst (und auf ihre angemessene Verwendung) zu lenken. Daraus folgt, dass wir uns im unproblematischen Normalfall auf die Wörter verlassen (kön-

nen). Daraus folgt aber auch, dass wir sprechend dafür verantwortlich sind, die Ausdrücke so zu gebrauchen, wie sie von „allen anderen“ gebraucht werden (*commitment*; vgl. Polanyi 1958: 59; Brandom 1994), und dass wir verpflichtet sind, im Konflikt- und Problemfall *unseren* Gebrauch sprachlicher Ausdrücke zu rechtfertigen und zu begründen (*account for*).

In solche *account*-Konstellationen geht ein (und in ihnen wird aufgebaut), was man (mit Silverstein 1979) als „linguistic ideologies“ bezeichnen kann: die Gesamtheit der Annahmen und Theorien, mit denen sich Sprachteilnehmer das Funktionieren ihrer sprachlichen Kommunikation zurechtlegen. Die metasprachliche Thematisierung von Sprache selbst ruht gleichsam auf dem geteilten Vertrauen in deren Zuverlässigkeit. Ohne Vertrauen in die Zuverlässigkeit der Sprache wären ja nicht einmal die Probleme erfolgreich artikulierbar, die gelegentlich in der Kommunikation auftreten.

Ebenfalls wächst erst mit dem propositionalen Ausbau des Sprechens die Fähigkeit, aus den verwendeten Ausdrücken und Konstruktionen inferentiell Folgerungen zu ziehen („inferential power“; Polanyi 1958: 74).

Zunächst jedoch verändern sich auch die Modalitäten der Bündigkeit von Nennhandlungen. Aus der „Bedeutungserfüllung“ im Zeigfeld wird (etwa unter den Bedingungen des Erzählens) das nominative Anknüpfen an Größen, die als geteilt, als *common ground*, unterstellt werden können oder aber als solche eigens etabliert werden müssen. Es entsteht die Fähigkeit, mit den Mitteln des Sprechens allein (und mit den angelagerten „konjunktiven“ Erfahrungsbeständen) Themen zu etablieren und sie fortan wie referentielle Stützpunkte der Kommunikation zu behandeln. Grammatikalisierte Techniken der Einführung und Reidentifizierung von Textreferenten (Einführung mit unbestimmtem Artikel, Wiederaufnahme mit bestimmtem Artikel etc.) erlauben zugleich das Weiterlaufen „konjunktiven“ Erfahrungsaufbaus im Text allein, ohne Realkontakt. In komplexen Nominalgruppenformaten (NG) lassen sich identifizierende und charakterisierende Komponenten bündeln. Je weniger Aufwand die Reidentifizierung eines Textreferenten erfordert, desto mehr

Raum gibt es für charakterisierende und modifizierende und verbindende Operationen. Qua Einbindung in das Symbolfeld komplettieren sich die Sprachzeichen in der Auseinandersetzung mit anderen Sprachzeichen und im Rahmen konstruktioneller Schemata in der Redekette.

Zugleich mit dem Abbau äußerer Erfüllung und Verweisung in die Sprechsituation hinein geschieht der Aufbau von Symbolfeldmechanismen, mittels derer die fallweise Präzisierung der offenen, plastischen und beweglichen Sprachzeichen in deren eigenen Verweisraum verlegt wird. Über die technische Seite dieses Prozesses wissen wir nach wie vor wenig. Was an ihm bewusst wird, gehört nur zum kleinsten Teil dem Sprachsystem an, jedenfalls dann, wenn man es als Ensemble, Gesamtheit einzelsprachlicher Darstellungstechniken versteht, es gehört in die jeweiligen Diskurswelten des Gemeinten, in denen wir uns sprachlich bewegen können. Insofern ist es paradox, aber doch auch erwartbar, dass wir gerade aus den grammatischen Satzdefinitionen Rückschlüsse auf das ziehen können, was an implizitem und „konjunktivem“ noetischen Wissen in unserem grammatischen Können, in den *skills* des Sprechens, steckt. Ein „grammatisch korrekter“ oder „angemessener“ Satz ist nichts anderes als ein Satz, der eine noetische Interpretation zulässt. In diesem Sinne spricht Michael Silverstein (2012) davon, dass die Grammatik (besonders die Syntax) der Chomskyaner deren „implizite Metasemantik“ sei. Wo die Chomskyaner einen grammatischen Unterschied erkennen, da befindet sich eine noetische Opposition oder Unterscheidung. Grammatisch korrekte Sätze sind Sätze, die wir als legitime Bestandteile von Texten, Äußerungen, Interaktionen, Sprechhandlungen imaginieren können, von denen wir „erkennen“, dass sie in Gebrauchssituationen bündig werden können. Sie weisen sich aus als Formen, die den pragmatischen Rahmenbedingungen genügen *können*.⁹ Was Sätze

9 Und wenn man auch die experimentelle Literatur in diese Rahmenbedingungen einrechnet, dann gibt es kaum etwas, was ganz und gar ausscheiden würde! Was aber eben nur zeigt, dass es feste Grenzen für das Konjunktive nicht gibt. Sie können nur erprobt werden.

interpretierbar und gewissermaßen selbstgenügsam macht, das ist der Umstand, dass ihre Intentionen (im phänomenologischen Sinne) in die Welten des Gemeinten hineinreichen. Es ist nicht (oder nur subsidiär) der Umstand, dass sie aus einzelsprachlichen lexikalischen Konzepten aufgebaut sind. Wir erkennen sie als potentiell sinnvolle Bruchstücke sprachlicher Verwendungssituationen. Ganz Analoges gilt übrigens für die nominative Dimension der Noetik (vgl. Koschmieder 1965). Am Beispiel einer psycholinguistischen Testreihe über die Interpretierbarkeit zweigliedriger Determinativkomposita, deren Bestandteile durch (vorstrukturierte) Zufallswahlen aus verschiedenen Abteilungen des Lexikons ausgewählt wurden (bis hin zu „Selbstkomposita“ wie *Frauenfrau*, *Hundehund*, *Freundesfreund* etc.), hat Hartmut Günther schon vor beinahe 40 Jahren gezeigt, dass deren Interpretation über die Imagination möglicher Referenten prozediert, in denen sie bündig (oder „erfüllt“) werden *könnten* (vgl. Günther 1981). Das illustriert und demonstriert die problemlose Möglichkeit der Imagination, der Bebilderung sprachlicher Phantasmen. Was ebenfalls bereits in diesem elementaren Symbolfeldformat erscheint, das ist das Prinzip der „Doppelbindung“ kategorialer Schemata, wie dem der Determinativkomposition (Bestimmungswort – Grundwort): Das kategoriale Schema ist eine prägnante Gestalt, als solche leicht erkennbar, iterierbar und identifizierbar (und mehrfach gesichert: prosodisch wie topologisch durch die Funktionsverschiedenheit der Positionen). Über die nahezu grenzenlose Freiheit der Besetzung ihrer beiden Schemapositionen ist dagegen eine offene Fülle hoch unwahrscheinlicher, aber „erfüllbarer“ Realisierungen möglich. So können sich hoch schematische Gestalt- und unwahrscheinliche Komplexqualitäten übereinander schieben. Das entspricht Polanyis „law of poverty“ (1958: 78): wenige Wörter mit vielen Verwendungsmöglichkeiten und hohem Präzisierungspotential und schematisch begrenzte und geregelte Kombinatorik. Beides zusammen erlaubt den Umgang mit einer offenen Fülle von Möglichkeiten.¹⁰

10 Und gerade die unwahrscheinlichen, inkongruenten Schemabesetzungen eröffnen neue, oft epistemisch und pragmatisch produktive Perspektiven. Burke (1984)

Wichtig für die hier verfolgte Argumentation ist bei den Versuchen von Günther (1981) nicht das imaginierte Referenzdetail, wichtig ist der Einblick in die Mechanismen der alltäglichen Prozessierung sprachlicher Einheiten. Ganz ähnlich wie im fachlichen Extremfall, wo seit mehreren Tausend Jahren über „Sprache“ bzw. „Sprachen“ gesprochen wird, als ob es sich um gemeine Objekte wie den jeweiligen Nachbarn oder sein Auto handelte, können wir mühelos Referenten für andere entwerfen und uns dann mühelos wieder auf sie beziehen, ganz gleich, was sie für einen epistemischen Status haben mögen. Auch wenn nicht einmal im linguistischen Fachdiskurs Einigkeit hergestellt werden kann über die Frage, was eine Sprache ist oder ausmacht, können Fachleute wie Laien weiterhin problemlos mit dem jeweils Gemeinten des Ausdrucks umgehen. Und wenn man diesen Konnex hin zur sprachlichen Darstellungstechnik auflöst, dann erhält man so etwas wie die pure oder gradierte *Intentionalität* solcher Einheiten. Was wir als ihre Bedeutung apostrophieren, das ist in der Hauptsache der gerichtete „Erwartungsvorgriff“ auf mögliche Bedeutungserfüllungen, die dann in den lokal verfügbaren Umfeldern des Sprechens (bzw. in den Symbolfeldverknüpfungen) präzisiert oder eingelöst werden können. Das Gemeinte ist immer etwas, was darstellungstechnisch projiziert und indexikalisch eingelöst, bündig gemacht werden kann. Die Referenz im strengen Sinne des singulär identifizierten außersprachlichen Gegenstandes, auf den der Hörer erfolgreich verwiesen wird, ist lediglich ein modellbildender Grenzfall. In unserer *linguistic ideology* liefert dieser Grenzfall das Modell für Gemeintes wie für dessen indexikalische Erfüllung. Am Ende lässt sich kaum

spricht von „perspectives by incongruity“ und nennt Bildungen, in denen kombiniert wird, was sich konnotativ auszuschließen scheint, und nennt Bildungen wie „trained incapacity“ (Thorstein Veblen), man könnte Ausdrücke wie „fromme Atheisten“ oder auch „Wissenschaftsreligion“ hinzufügen, die allesamt illustrieren, wie mit den im Symbolfeld mühelos verfügbaren Mitteln Wahrnehmung und Denken konzeptualisiert werden. Kombinatorische Schemata mit lediglich kategorial beschränkten Besetzungen machen es möglich, „semsynthetisch“ zu sprechen und zu schreiben, experimentell Sinneffekte auf ihre pragmatischen und kognitiven Wirkungen hin einzusetzen und zu erproben.

schlüssig definieren, wann wir von Referenz sprechen wollen und wann nicht. Wir können bestenfalls sagen, dass in der Ebene der sprachlichen Darstellungstechnik der (geteilte) Eigenname dem Ideal von Referenz am nächsten kommt.

So gesehen ist der lexikographische Versuch, die Bedeutung isolierter, aus den Verwendungsumfeldern herausgenommener Wörter definitiv zu fixieren, immer ein wenig „widernatürlich“ – zumal ja die Lexikographie selbst auch ein Verwendungsumfeld ist, wenn auch ein besonderes, metasprachliches. Ein Verwendungsumfeld, das institutionell dazu zwingt, die Variation stillzustellen oder wenigstens geordnet zu begrenzen. Man darf aber bezweifeln, dass sich das alltägliche Sprechen dadurch beeindrucken lässt. Sehr wohl beeindrucken lässt sich hingegen unser metasprachliches Alltagsbewusstsein. Es geht im Zweifel davon aus, dass Wörterbücher uns sagen können, was ein Wort wirklich und dauerhaft bedeutet. Der Versuch, lexikalische Konzepte zu „disziplinieren“ durch den Verweis auf eine (feste oder grenzunscharfe) Menge von Denotaten, entspricht zwar weitgehend unserer *linguistic ideology*, nach der wir das Bezeichnete als „harten Kern“ der lexikalischen Bedeutung verstehen. Diese (theoretische) Praxis unterschlägt aber, dass lexikalische Konzepte eher für Perspektiven und Stellungnahmen gegenüber dem stehen, was man mit ihnen allenfalls auch bezeichnen kann (vgl. Brandom 1994: 587). Das heißt: Die Referenzsemantik tut so, als ob alle Probleme gelöst seien, wenn wir den Referenten eines Ausdrucks „identifiziert“ haben, aber tatsächlich zählt ebenso oder eher, wie und als was wir diesen Referenten konzeptualisiert haben. In praxi kann selbstverständlich auch strittig sein, *worauf* wir uns sprechend beziehen. Das gehört zur elementaren Schicht der Kommunikation, die den intendierten Bezug betrifft (und nicht den intentionalen Vektor). Aber so gut wie alle alltäglichen nominativen Konflikte handeln davon, ob der gewählte identifizierende und (dem Anspruch nach) konzeptualisierende Ausdruck auf den gemeinten Referenten „passt“.

Mit der Frage, ob (geäußerte) Propositionen wahr oder falsch seien, ist sprachtheoretisch wenig anzufangen. Als Beziehung eines geäußerten Satzes zu der Tatsache, die er feststellt (*Die*

Erde dreht sich um die Sonne, London liegt an der Themse etc.), ist das Wahrheitskriterium nicht nur zirkulär, weil es nur bestätigt, dass die Darstellungskonvention des Satzes einem allgemein bekannten und anerkannten Faktum entspricht, es ist auch unergiebig, weil sich wahre von falschen Sätzen darstellungstechnisch in Nichts unterscheiden. Weniger trivial ist das Wahrheitskriterium, das mit dem Verhältnis eines Satzes (einer Proposition) zu anderen für wahr gehaltenen Sätzen angespielt ist. Da diese Beziehungen weit über die traditionelle Logik der Schlussformen hinausführen, hinein in das Gebiet konventioneller und individuell zu verantwortender Inferenzen, hinein in das Feld kognitiver und sozialer „commitments“, erfährt man auf diesem Wege einiges über die Kultur der jeweiligen Sprachgemeinschaften (vgl. Brandom 1994). Dieses Wahrheitskriterium ist eng verknüpft mit dem pragmatischen Kriterium der Ergiebigkeit dessen, was sich aus einem Satz (qua Proposition) folgern lässt, für künftiges Handeln (vgl. zu den drei Wahrheitskriterien auch Gehlen 1974: 296ff). Diese pragmatische „Ergiebigkeit“ neigt freilich als Wahrheitskriterium zu (sagen wir) kultureller Zirkularität. Als besonders „ergiebig“ könnten sich Sätze erweisen, die in der jeweiligen Kultur unumstritten für „wahr“ gelten.

Jedenfalls gibt es auf den ersten Blick keinen tragfähigen Grund dafür, Wahrheit aus dem Gesamt verfügbarer modalisierender Optionen herauszuheben und zu privilegieren. Es ist kein Zufall, dass Fragen, Imperative, konditionale Formate als modale Optionen immer auf weitere (sprachliche oder sonstige) Handlungen verweisen, während nur die reine Assertierung einer Tatsache darstellungstechnisch als in sich geschlossenes, ganz und gar autonomes Format imponiert. Und das obwohl jede Wahrheitsbehauptung natürlich vom Hörer bestritten werden kann und den Sprecher zu Begründungen, Inferenzen etc. verpflichtet. Selbstverständlich nur dann, wenn sie nicht von vornherein zum Fundus der „Wahrheiten“ gehört, die jeder vernünftige Sprecher anerkennen muss, um als solcher zu gelten. „Wahrheit“ sollte also von vornherein als ein Problem der sozialen und individuellen Anerkennung behandelt werden. Der Glaube an die Wahrheit einer Feststellung ist pragmatisch eine Verpflichtung, die Folge-

rungen zu verteidigen, die aus der Feststellung gezogen werden können. Dass viele Sprachen „evidentielle“ Kriterien grammatisiert haben, also etwa die Frage, ob man das propositional Behauptete selbst gesehen oder nur vom Hörensagen erfahren hat, unterstreicht die Bedeutung dieser Dimension.

[3] Syntax als Schlüsseldisziplin?

Natürliche Sprachen eignen sich nicht sonderlich dafür zu explizieren, was wir tun, wenn wir sie erfolgreich in der Verständigung verwenden. Allen Versuchen der phänographischen Explikation von Akten der Sprachverwendung (auch und gerade den heuristisch ergiebigen Versuchen in der Tradition der Phänomenologie) haftet etwas Unbeholfenes, Improvisiertes an. Es geht offenbar nicht ohne die weitgehende und umfassende Konstruktion von Größen und Instanzen, die zwar denotwendig sind für eine Rekonstruktion des Sprechens und Verstehens, die aber kaum „belegt“ oder als real existierend „nachgewiesen“ werden können. Das plausibilisiert die Vermutung, dass wir es beim Sprechen und Verstehen mit „Tätigkeiten“ zu tun haben, die *wesentlich* implizit sind in den Quellen und Ressourcen, die sie verwenden. Was eben zur Folge hat, dass (natürlich-)sprachliche Explikationsversuche die Menge des Impliziten nur weiter vergrößern, die vorausgesetzt werden muss. Reflexivität und Indexikalität sind für das Funktionieren der Sprache im Sprechen erforderlich, sperren sich aber gegen vollständige Explikation. Es ist ein Symptom dieser Konstellation, dass alle phänographischen Explikationsversuche dessen, was wir tun, wenn wir reden oder verstehen, zum Scheitern verurteilt sind: Sie müssen sich in dem Maße, in dem sie „genauer“ sein wollen, auf die nicht explizierbare Reflexivität des eigenen Sprechens verlassen und werden so zwangsläufig zu bloßen Rationalisierungen erfolgreicher Praktiken.

„Syntax“ ist die konventionelle Bezeichnung dafür, dass die ganz grundsätzlich vorhandene multiple Ergänzungsbedürftigkeit von Sprachzeichen partiell in die Ebene des Verhältnisses

zu andren Sprachzeichen verlegt oder umgelegt wird. So gesehen sind es die jeweiligen syntaktischen Verhältnisse, die uns das *verfügbare Maximum* an Explizitheit liefern. Je weniger syntaktische Umgebung wir von einem Zeichen haben, desto größer ist dessen Abhängigkeit von kulturellen „patternings“, die ganz und gar implizit bleiben. Einen syntaktisch entformten „Worthaufen“ können wir dann zu einem geordneten Satz fügen, wenn die Beziehbarkeit der Teile uns ein passendes kulturelles *script* nahelegt (vgl. Bühler 1934: 170f). Je weniger manifeste syntaktische Struktur ein einzelnes Sprachzeichen stützt, desto wichtiger wird das Verhältnis des Zeichens zu einem lokal verfügbaren *pattern*, zu dem es gehört oder in Beziehung gesetzt werden kann. So gesehen ist jedes wirklich gesprochene Wort Teil eines strukturierten Ganzen – gerade dann, wenn das Wort nicht Teil einer syntaktischen Struktur ist. Kontaktaufnahmen (*summons*), Begrüßungen und Verabschiedungen und andere hoch ritualisierte soziale patterns kommen mit einem Minimum an syntaktischer Strukturierung aus. Signale in anderen sympraktisch oder kulturell stark vorgeordneten Zusammenhängen ebenfalls. Daher wohl auch der Eindruck, wonach die sprachliche Darstellung in den entwickelten Formaten Satz und Text ganz und gar „bei sich bleibt“ und den Kontakt zu den hoch variablen Umfeldern des Sprechens abstreift. Dass dieser Eindruck trägt, weiß man inzwischen, aber es hat auch seine Gründe, dass er sich trotzdem hartnäckig hält. Satz und Text sind Formen der (relativen) Symbolfeldschließung. Sie sind aber nur darstellungstechnisch geschlossen. Die bekannten semantischen Lehrbuchsätze vom Typ *Der König von Frankreich ist kahl* oder *Die Katze sitzt auf der Matte* scheinen alles mit sich zu führen, was man für ihre Interpretation, ihr Verständnis benötigt. Freilich nur in der dauerhaften Existenzform, die ihnen ihre schriftliche Niederlegung erst verleiht. Ihre situative und kommunikative Äußerung ist nur unter starken Umfeldbedingungen angemessen. Der Satz *Der König von Frankreich ist kahl* impliziert bestenfalls seine eigene Zugehörigkeit zu einem sprachphilosophischen Diskurs, weil er uns da (und nur da) begegnet ist!

Von den konkurrierenden Theorien und Modellen, welche die fortdauernde Abhängigkeit auch der anscheinend selbstgenügsamen syntaktischen Formate von starken impliziten (außersprachlichen) Feldbeziehungen postulieren, lässt sich sagen, dass sie allesamt „Fortsetzungen“ des bekannten Stoßseufzers sind, den Bühler (1934: 255)¹¹ in der *Sprachtheorie* tut:

Vielleicht *überschätzen* wir die Erlösung vom Zeigfeld. Vielleicht *unterschätzen* wir das Faktum der prinzipiellen Offenheit und das Ergänzungsbedürfnis jeder sprachlichen Darstellung eines Sachverhalts vom Wissen her um diesen Sachverhalt. Oder was dasselbe ist: vielleicht gibt es eine Ergänzung alles sprachlich gefassten Wissens aus einer Quelle, die sich nicht in die Bahnen des sprachlichen Symbolsystems ergießt und trotzdem ein echtes Wissen erzeugt.

Gleich ob man von den „idiomatischen Prägungen“ (Feilke 1994) spricht, von den mitgeführten konnotativen Ladungen und angelagerten Spuren der gesellschaftlichen Sprachpraxis (Maas 1985), oder ob man (mit den Ethnomethodologen um Garfinkel 1967) die unaufhebbare Indexikalität, Reflexivität und *accountability* aller sprachlichen Äußerungen hervorhebt, die sprechend mitproduziert werden, ohne doch explizit vorhanden (oder auch nur restfrei explizierbar) zu sein, in jedem Falle macht man die Unterstellung, dass in der Redekette weit mehr zusammengeführt wird, als an der Oberfläche manifest „abgelesen“ werden kann. Unstrittig versorgt sie uns nicht nur mit den *cues* für meist müheloses Verstehen, sondern auch mit zahllosen elaborierbaren „Zentren möglicher Ausgiebigkeit“, von denen aus weiter expliziert werden kann – ohne dass man jemals aus dem Dilemma herauskommt, dass alle Explizierungsversuche wieder von den impliziten Ressourcen des Verstehens Gebrauch machen müssen. „All told“ (so hieße es dann bei Kenneth Burke) besteht wohl Einigkeit darüber, dass die Gesamtheit der sprachlichen Darstellungstechniken uns mit allen verfügbaren Explikations-

11 Vgl. hierzu auch Schmitz (1998: 31–54).

mitteln versieht, ohne dass sie damit unsere Abhängigkeit von den impliziten Ressourcen des Sprechens und Verstehens nennenswert zu reduzieren vermöchte.¹²

Das (fatale) Ergebnis dieser Reflexionsschleife ist, dass wir sprachtheoretisch ungefähr da stehen, wo auch schon die klassische Hermeneutik des 19. Jahrhunderts stand. Was wir „haben“, das ist der (niedergelegte, aufgezeichnete) Text, und von dem aus müssen wir alle anderen verstehensrelevanten Beziehbarkeiten rekonstruieren. Und dabei explizieren wir, was für die „Zeitgenossen“ des Textes implizit vorhanden und verstehensrelevant war. Nennenswerte mediale Erweiterungen im 20. Jahrhundert liefern allein Film und Tonbandgerät. Sie fixieren das, was in praxi flüchtig und verschwindend ist (und auch bleiben muss). Wer sich monate- oder jahrelang mit den (audiovisuell aufgezeichneten) ersten fünf Minuten eines psychiatrischen Interviews beschäftigt, der sollte nicht vergessen, dass die Teilnehmer eben nur fünf Minuten hatten, um die Dinge zu verarbeiten. Dagegen hatten diejenigen, die schriftlich fixierte Texte interpretiert haben, alle Zeit der Welt. Denn Schrift arbeitet Kommunikationen so auf, dass sie immer wieder neu interpretiert werden können und müssen. Die audiovisuelle Aufzeichnung hingegen bleibt per definitionem an die einmalige, lokale, originäre Verständigungssituation gebunden, wiewohl auch sie natürlich immer neu interpretiert werden kann. Sie ist, so gesehen, nicht eine Fortführung von (schriftlich niedergelegtem) Text und Textualität, sie ist so etwas wie ein Antitext, ein Mittel *gegen* die Textualisierung lokaler Gebrauchszeichen, eine lokal (und durch die Kameraperspektive) beschränkte Momentaufnahme. Jedenfalls stiftet die voreilige Identifikation audiovisueller Aufzeichnungen mit schriftlichen Texten weit mehr Verwirrung, als dass

12 Edward Sapir, dessen Vorlesung „The Concept of Culture“ in der seit 1990ff erscheinenden Gesamtausgabe zugänglich ist, argumentiert dort (durchaus gestaltpsychologisch), dass uns die sprachlichen Konzepte mit *keys*, mit Schlüsseln zu kulturellen *patterning*s versorgen, die selbst latent bleiben und nur aus dem „Innen“ der jeweiligen Sprachgemeinschaft verstanden werden können. Die methodologische Paradoxie bestehe darin, dass der externe Beobachter in dem Maße aufhört Beobachter zu sein, wie er *Teilnehmer* wird.

sie heuristische Perspektiven eröffnete. Im ausgewachsenen Text ist ein „Sprachwerk“ erzeugt und niedergelegt. In einer audiovisuell aufgezeichneten Interaktion ist es eine einmalige, aus ihren einzigartigen Umständen nicht herauslösbare „Handlung“ (im Sinne der Opposition von „Sprachwerk“ und „Sprechhandlung“ bei Bühler 1933, 1934). Bewahrt und dokumentiert wird in der dokumentarischen Aufzeichnung die Gesamtheit der lokalen Abstimmungen und Koordinationen, die unter *online*-Bedingungen bewerkstelligt werden konnten. Das ermöglicht einen Blick auf das unterschwellig Mitlaufende und seine Rolle für die praktischen Koordinationsprozesse.

Als unhintergehbare noetische „Dimensionen“ natürlicher Sprachen postuliert Koschmieder (1965), in unverkennbarer Anknüpfung an Bühler (1934) die folgenden: [a] die Dimension der Nennung, [b] die Dimension der Verzeitlichung, [c] die Dimension der Leistungsperspektive. [a] ist bezogen auf Bühlers „Darstellung“, [c] auf seine Signal- und Steuerungsfunktion, [b] auf das (temporale) Management und Verhältnis von Sprecherorigo, Sprechzeitpunkt und Besprochenem.¹³ Wichtig für die laufende Argumentation ist Koschmieders These, wonach es keine noetischen Funktionen gibt, die nicht auch aus dem Zusammenhang verstanden werden können (d.h. ohne ausdrucksseitige Repräsentation durch eine manifeste grammatische Kategorie oder Konstruktion). Wir erkennen solche Funktionen, wenn sie als Hauptbedeutungen von Kategorien und Konstruktionen manifest sind. Ansonsten bleiben sie latent, an eine syntagmatische Konstellation oder an spezifische Umfeldler des Sprechens gebunden. Was wir an explizit sprachlicher Manifestation noetischer Funktionen haben, das hängt (so wenig es im Einzelfall sein mag) an Eigenschaften und Merkmalen der syntagmatischen Verkettung von Sprachzeichen (bzw. an Besonderheiten derselben, wie etwa die „Leistungsdirektive“ des grammatischen Imperativs als bloßem Verbstamm, der kein Subjektargument binden kann, sondern die angesprochene 2. Person als solches

13 Ich werde in den folgenden Kapiteln verschiedentlich auf Koschmieders (1965) Modell zurückkommen.

bindet und adressiert). Konstruktionen, die (zumindest teilweise) lexikalisch spezifiziert sind, versorgen uns mit den verfügbaren Schlüsseln für die noetischen Funktionen in allen drei Dimensionen. Was wir als „Syntax“ bezeichnen, scheint an allen teilexpliciten noetischen Funktionen bzw. an deren Vermittlung beteiligt zu sein. Indessen zeigt die Sonderstellung des Imperativs unter den Verbformen (qua Zugehörigkeit zu Signal, Steuerung) auch schon auf den Umstand, dass alles zum Symbolfeld und zur Verknüpfung Gehörige an der noetischen Sphäre des Nennens teilhat: Die Handlung, zu der ein Imperativ auffordert, ist im bloßen Verbstamm ja auch genannt (vgl. hierzu schon Bühler 1933: 86f). Ganz ähnlich, wie auch die Vokative im substantivischen Paradigma Fremdkörper sind (qua Leistungsdirektive *summons*, Kontaktmittel), obwohl auch die den Kontaktierten nennen. Insgesamt scheint jedenfalls die (seit Bühler 1934 übliche) weitgehende Identifikation des Symbolfeldes und seiner Mittel mit dem Darstellungsaspekt berechtigt. Was dagegen nicht berechtigt zu sein scheint, das ist die Identifizierung des Zeigfeldes mit der sprachlichen Verhaltenssteuerung. Die nämlich wird durch die Verbindung mit Nennwerten zu einer symbolischen Veranstaltung, die von der Anerkennung expressiv aufgerufener Autoritäten abhängt (vgl. Bourdieu 1992). Selbstverständlich steht der Imperativ *Steh auf!* für eine Verhaltenssteuerung, aber eben für eine, die nach Lage der aufgerufenen Verhältnisse zwischen den beteiligten Personen auch beantwortet werden kann mit der Äußerung:

*Du hast mir gar nichts zu befehlen!*¹⁴

Vermittelt das syntaktische Symbolfeld qua Kombinatorik alle noetischen Effekte? Die nominativen, die temporalisierenden (die ohnehin eher marginal sind), die Leistungsdirektiven, die von der TAM-Perspektive kaum abzulösen sind? Syntax, darin hat Bühler (1934) ebenso recht wie Chomsky eine Generation später, *vermittelt* so gut wie alles, d.h. aber eben nicht: sie *ist* alles,

14 Hierzu Näheres im Deixis-Kapitel.

sondern eben nur: sie *vermittelt* alles, was man ebenso paraphrasieren könnte als: Sie *ist* selbst nichts! Oder eben: sie ist nur eine Technik. Der abstruse linguistische Streit um das Verhältnis von Syntax und Semantik, der sich durch die linguistischen Grundsatzdebatten der letzten 50 Jahre zieht, lebt von der Nichtunterscheidung zwischen kategorialen und lexikalisch expliziten Schemata. Ohne die lexikalische Besetzung ihrer kategorialen Schemata ist die Syntax weitgehend asemantisch, sie bleibt noetisch implizit, und mit lexikalischer Besetzung deckt sie den Teil der Semantik, der überhaupt in die Zuständigkeit der Sprachwissenschaft (und nicht in die der Noetik bzw. des fallweise Gemeinten) fällt.¹⁵

Mit der Dimension des Nennens verbindet man spontan die substantivischen Konstruktionsformate des Symbolfelds, vom substantivischen Pronomen über die syntaktischen Nominalgruppen bis hin zum deprädikativ nominalisierten Satz. Auf der anderen Seite gibt es aber auch die konkurrierende Tradition der Gleichsetzung von Nennen und Wasbestimmtheit sprachlicher Symbole überhaupt. Nach dieser Tradition „nennen“ auch vollständige Sätze (qua propositionalem Gehalt), Adjektive qua (konnotiertem) Merkmalsträger oder als Namen „unselbständiger“ Merkmale, Verben etc. Der über die Jahrhunderte vererbte Epistemologismus (und Kognitivismus) der Sprachtheorie tut ein Übriges zur Privilegierung des Nennens.¹⁶ Und weiterhin ist die Sphäre des Nennens auch qua projizierter Argumentfunktion bzw. Argumentrolle verquickt mit dem Symbolfeld des Satzes und mit der Valenz des Hauptverbs, die das, was in einer Nominalgruppe mit Argumentfunktion genannt wird, zusätzlich mit Text und Proposition verfügen. Der langen Rede kurzer Sinn: Koschmieders noetische Dimension des Nennens ist extensional

15 Die neuere „Konstruktionsgrammatik“ mit ihren lexikalisch teilspezifizierten Schemata versucht, diesem Dilemma zu entkommen.

16 Im psychologischen „Teilchenzoo“ der Brentanoschüler (z. B. bei Anton Marty) gibt es Vorstellungssuggestive, Urteile und Emotive, und die beiden ersten können ihre Herkunft von Begriff und Urteil kaum verleugnen. Für alles Pragmatische, für Steuer- und Ausdrucks- und Normgesichtspunkte des Sprechens bleibt nur die (notorisch überlastete) Sphäre der Emotive.

alles andere als eindeutig bestimmt. Polanyis Satz: „all particulars become meaningless if we lose sight of the pattern which they jointly constitute“ (Polanyi 1958: 57) gilt auch für einzelne Nennhandlungen, die ja für sich genommen sinnfrei sind. Niemand läuft durch die Welt und verübt Nennhandlungen. Die können zwar auch als sinnvolle Kommunikationen vorkommen, von der Einführung eines Fachterminus bis zur Antwort auf die *Isndas?*-Fragen im kindlichen Vokabelspurt. Aber das ist eher selten.

In der Kommunikationspraxis dürften neben der Identifizierung und der (potentiell strittigen, weil perspektivischen) Konzeptualisierung des Gemeinten vor allem Probleme der Iterierbarkeit des Gemeinten (*Ist, meint X dasselbe wie Y?*), der Konsistenz und Vereinbarkeit seiner Charakterisierungen, der inferentiellen Ergiebigkeit dieser Charakterisierungen eine Rolle spielen.

Noetisch von Interesse (vor allem für Prozesse des Sprachausbaus) ist die Einführung und Zirkulation neuer „meinbarer“ Größen, die oft, aber natürlich nicht immer, auch an der Konjunktur neuer Ausdrücke ablesbar sind – anderenfalls an der neuartigen Verwendung altvertrauter Ausdrücke. In der Zirkulation durchsetzen können sich neue Neneinheiten, wenn sie in den Erfahrungen der Sprechenden gedeckt sind und mit diesen Erfahrungen auf plausible Weise verbunden werden können. Es müssen dies bei weitem nicht für alle Individuen die gleichen Erfahrungen sein. Was weiter oben (mit Karl Mannheim) als Konjunktivität sprachlicher Nennbeziehungen bezeichnet worden ist, meint eben nicht problemlos geteilte und „gleiche“ Erfahrungen. Wie oft machen wir die Erfahrung, dass uns in der gesellschaftlichen Kommunikation neue sprachliche Typisierungen begegnen, die wir dann allererst für uns sinnvoll machen müssen, indem wir ihren Gebrauch auf Invarianten abtasten? Was ist eigentlich genau ein *Hipster*, ein *Nerd*, ein *Kreativer* (um bei Personentypisierung zu bleiben)? Was gemeint ist, müssen wir herausfinden, und wir machen immer die Hypothese, dass es etwas halbwegs Bestimmbares sein muss. Das Wechselspiel von Identifikation und Charakterisierung kann jedenfalls an solchen Modeausdrücken beobachtet werden. Man muss am Ende

keineswegs immer einig sein, wer mit *Nerd* oder *Hipster* korrekt gekennzeichnet wird (noch auch, was damit von ihm ausgesagt, impliziert wird etc.). Noetisch relevant ist das „joint understanding of words and things“ (Polanyi 1958: 101) – und dessen Niederschlag in konventionellen, in Sachen „Gemeintes“ verlässlichen Nennkonstruktionen.

Hier kann man freilich nur einzelne Beispiele geben. Seit einigen Jahren indiziert das Syntagma *leichte Sprache*, das man bis dato vielleicht eher als „leicht zu erlernende Nationalsprache“ verstanden hätte, einen Inklusionstopos und ruft somit ein vollkommen anderes *thing meant* auf. Durchgesetzte Formeln des politischen Kampfes (von *fake news* bis *Filterblase*) prägen ein (intellektuell und analytisch oft dubioses) *thing meant*, das mühelos abgerufen werden kann. Hier ist die pejorative Charakterisierung eindeutig und das unstrittig identifizierende Potential eher gering. Es soll aber nicht der Eindruck entstehen, die Multiplikation des Nenn- und Meinbaren sei auf die Sphäre der öffentlichen und politischen Kommunikation beschränkt. Wir finden sie überall da, wo syntaktisch komplexe Ausdrücke sich noetisch befestigen. Was darauf hindeutet, dass die noetische Sphäre des Nennens zwar keineswegs identisch ist mit der sprachlichen Gebildelehre, dass sie aber in ihr verankert ist bzw. theoretisch verankert werden muss.¹⁷ Genannt und gemeint wird mit den vorgegebenen Konstruktionsformaten der Einzelsprache. Ich werde argumentieren, dass dies auch für die beiden anderen noetischen Dimensionen Koschmieders gilt. Es geht in jedem Falle um die (sagen wir) synsemantischen Einheiten des Gemeintes, sofern sie sich ablösen lassen von der Vielfalt und Kontingenz dessen, was wir (in der interaktiven Bearbeitung der Verständigung) dem einzelnen Sprecher als dessen ganz persönliche Intention zuschreiben. Zum Ensemble des noetisch Gemeintes gehört nur, was als fertig formatierter Gemeinbesitz einer Kommunikationsgemeinschaft gelten kann.¹⁸ Von den lexikalischen

17 Vieles von dem, was unter Phraseologie und Idiomatik verhandelt wird, handelt von noetisch indizierenden Nennsyntagmen, aber nicht alles (vgl. hierzu Feilke 1994).

18 Selbstverständlich mit den o. g. „konjunktiven“ Einschränkungen.

Einheiten einer Sprache erwarten wir, dass sie (gewiss, auch polyseme) Beziehungen zum Gemeinten haben. So legen wir es uns zurecht. Von Syntagmen hingegen erwarten wir, dass sie uns mit geordneten Anweisungen zur *Konstruktion* eines Gemeinten versorgen. Und wenn wir das Gemeinte „auf einen Schlag“ identifizieren, dann prozessieren wir die einzelnen lexikalischen Bestandteile nicht mehr eigens auf ihre Beziehbarkeiten und Konzepte hin. Sie werden dann transparent und verschwinden schließlich, sonst könnten wir kaum von einem *späten Frühstück* reden (und damit kein „Stück“, sondern eine Mahlzeit meinen).

Lexikalisch spezifizierte Syntagmen, so ließe sich resümieren, gehören immer auf irgendeine Art und Weise zur Dimension des Nennens, gleich welche anderen noetischen Dimensionen sie sonst noch indizieren mögen. Die Steuerwirkungen der „Leistungsdirektive“ sind kraft der Tatsache, dass ihre Wirkungen an den (historisch wechselnden) Denk- und Handlungsdispositionen der Sprachbenutzer ansetzen müssen, eher im „dramaturgischen“ Teilsystem der sprachlichen Darstellung (so wie es Burke in seiner *Grammar of Motives* und anderswo versteht) verankert und in der Forschungstradition der Rhetorik beschrieben. Wo alle Welt an wissenschaftliche Tatsachen glaubt (und an sonst nichts), da sind bloße Tatsachenfeststellungen die allerbesten Imperative, obwohl sie keine manifesten Mittel enthalten, die über das Nennen und Assertieren hinausgingen. Gewiss, auch das bloße Nennen im Sprechverkehr ist an Signal- und Steuerungsfunktionen gebunden. Durch einen bloßen Nennakt (*ein Reh!*) steuere ich die Aufmerksamkeit des Zuhörers auf das Genannte, gleich ob es tatsächlich am Waldrand steht oder bloß vorgestellt werden soll. Die enge Verbindung, die in der Tradition Bühlers zwischen der Signal- und Steuerungsdimension des Sprechens und dem Benehmen, Verhalten des Adressaten gestiftet worden ist, wäre wohl dahingehend zu relativieren, dass es die Besonderheit sprachlicher (und sprachähnlicher) semiotischer Steuerungen ausmacht, dass sie zwangsläufig über Aufmerksamkeit und Bewusstsein des Zeichennutzers laufen und daher auch von den einschlägigen Kontrollinstanzen abgewiesen werden können. Das unterscheidet sie markant von den reflexartig und

physiologisch wirksamen Signalen und Steuerungen im Tierverhalten.

Was weiterhin die Dimension des Ausdrucks innerer Befindlichkeiten betrifft (die bei Bühler mit Recht als keineswegs spiegelsymmetrisch mit Eindruck und Steuerung verstanden ist!), so wäre Bühler im Lichte der modernen Mikrosoziologie (Erving Goffman vor allem) dahingehend zu ergänzen, dass die gesellschaftlichen Interaktionsnormen vom Einzelnen ein strategisches Management des Ausdrucks erwarten und verlangen, bei dem echte Affekte eher Störgrößen sind, die eingeehgt (bzw. strategisch eingesetzt) werden müssen. Anders gesagt: Das Ausdrucksgeschehen unterliegt starkem kulturell-sozialen Erwartungsdruck, mit dem Ergebnis, dass vor allem Abweichungen von der kulturellen Norm prägnant und prominent werden. Und mit der Folge eben, dass durchbrechende genuine Symptome innerer Befindlichkeit in aller Regel als störend und irritierend wahrgenommen werden, während strategischer Ausdruck des Innen als Verstärkung des Dargestellten eher gefordert ist. Der Zivilisationssoziologe Norbert Elias hat aus diesem Kerngedanken eine soziologische Zivilisationstheorie gemacht, die jedenfalls eine Grenz- und Übergangzone zwischen dem Ausdrucksaspekt der Sprachpsychologie und der Theorie gesellschaftlicher Integration markiert.¹⁹

Doch zurück zur Frage nach Syntax (bzw. Synsemantik) als noetischer Schlüsseldisziplin. Wer sich die alten Auseinandersetzungen über „das Wesen der Syntax“ anschaut, der kommt sehr schnell auf den Punkt, dass Syntax oder Kombinatorik mindestens zweimal angesetzt werden muss: einmal *bottom-up*, von unten nach oben, von den Wortarten und Wortformen und ihren kombinatorischen Eigenschaften, und einmal *top-down*, von oben nach unten, von den (darstellungstechnisch) geschlossenen Einheiten zu ihren Konstituenten. Man gelangt so entweder vom

19 Diesen tendenziellen Widerspruch zwischen Ausdruck und Darstellung notiert auch Sapir (1933), wenn er notiert: Nicht wegen, sondern trotz der beträchtlichen Expressivität menschlichen Verhaltens habe sich die Darstellungsleistung der Sprache potenziert.

Satz über die Satzglieder, Phrasen, Wortformen zu deren morphologischen Bestandteilen oder umgekehrt von diesen letzteren aufwärts zum Satz. Vorherrschend ist für die syntaktische „Aufwärtsbewegung“ von den Teilen zu den (darstellungstechnisch) geschlossenen Einheiten die Vorstellung von einer (im weiten, hier vorerst nicht zu spezifizierenden Sinne) kompositionalen bzw. inkrementellen Montage dieser Einheiten, dergestalt, dass das Ganze aus seinen Teilen nach Regeln aufgebaut werden kann. Einheiten, für die das nicht oder nur eingeschränkt gilt, heißen idiomatisch. Die solchermaßen montierten Sinn- oder Bedeutungseinheiten werden im fachlichen Verständnis zu zeitlosen, dauerhaften Wesenheiten erklärt. Einheiten, für die das nicht oder nur eingeschränkt gilt, heißen idiomatisch. D. h. sie haben ein en bloc Gemeintes, das sich aus ihren Bestandteilen nicht restfrei montieren lässt. Die solchermaßen montierten Sinn- oder Bedeutungseinheiten werden im fachlichen Verständnis zu zeitlosen, dauerhaften Wesenheiten erklärt – und das, wiewohl ihr ausdrucksseitiger Aufbau linear, flüchtig und im Augenblick verschwindend ist (wenn man von der Schrift absieht). Zeitliche Eigenschaften des Dargestellten werden erst in der Narration sprachlich repräsentiert. Dennoch imponieren uns die Kategorien des Gemeintes als relativ stabil, als aus dem Zeitablauf herausgenommene Größen, gleich ob es sich um Genanntes, um den Sinn von Propositionen oder um mitgegebene pragmatische Werte handelt. Im Gegeneinander der *bottom-up*- und *top-down*-Bewegungen der online-Konstruktion von Sinn und Verstehen markieren die noetischen Einheiten zeitlose Haltepunkte (und sei es bloß: Haltepunkte für die Reflexion).

Jeder wird zustimmen, dass z. B. die syntaktische Darstellungstechnik des Deutschen lineare Konstruktionsmuster für Fragesätze, Nebensätze, Aussagesätze hat. Jeder wird zustimmen, dass gleichwohl bei weitem nicht jeder Fragesatz pragmatisch als Frage,²⁰ jeder Aussagesatz pragmatisch als Aussage etc. interpretiert werden muss. Jeder wird auch zustimmen, dass es Konstruktionsformate für die Kodierung von Fragen, Aussagen,

20 *Hast du noch alle Tassen im Schrank?* ist keine Frage.

Nebensätzen etc. in allen natürlichen Sprachen geben muss. Und was es in allen natürlichen Sprachen gibt, das hat per se eine Affinität zur noetischen Sphäre. Was wir als Symbolfeld (oder wahlweise als Ensemble der Konstruktionsmuster) bezeichnen, das ist die Ebene der expliziten linearen Verknüpfungsmuster kategorial differenter Sprachzeichen. Dabei zählt das einzelne Zeichen nur als Element der nächst höheren konstruktionalen Einheit. *Leicht* ist in den Syntagmen *leichte Sprache*, *leichter Regen*, *leichte Unruhe*, *leichte Trübung*, *leichter Wein*, *leichtes Motorrad* etc. kein festes Symbol. Was es meint, wird erst in der nächst höheren Einheit bündig. Und was diese syntagmatischen Einheiten meinen, wird wiederum erst in den höheren Einheiten der expliziten Symbolfeldkonstruktion bündig. Ein *leichtes Motorrad* kann sich auf das Gewicht oder auf die Motorisierung der Maschine beziehen etc. Dabei bleibt das Verhältnis der expliziten Muster zu den (ebenfalls geordneten) impliziten Ressourcen der Noetik beweglich. Beim Sprechen docken wir an an den Implikationen des bisher Gesagten, an dem, was „man“ ohnehin weiß, was durch die laufenden Ereignisse evident wird. Die expliziten *patterns* des sprachlichen Symbolfelds halten uns in den Grenzen der geteilten (besser: der teilbaren, „konjunktiven“) Erfahrung.

Strategisch nutzbare Spannungen zwischen den *bottom-up* und den *top-down* konstruierbaren noetischen Einheiten kennt jeder bessere Witz:

A: *Sind die Blumen künstlich?*

B: *Natürlich!*

A: *Ja was denn nun? Künstlich oder natürlich?*

B: *Künstlich natürlich!*

Natürlich (so die traditionell semantische Erklärung) geht einmal als paradigmatische Opposition zu *künstlich* und einmal als (adverbiale?) Affirmation der Selbstverständlichkeit des Behaupteten in die Rechnung ein. Das ist natürlich (!) eine zutreffende Beschreibung, aber dennoch keine hilfreiche. Denn eigentlich müssten wir wissen, welche latenten und manifesten *patterning*s uns dazu bringen, einmal die eine und einmal die andere Lesart

in das manifeste Muster einzusetzen. Was in den Konstruktionen des Symbolfeldes explizit ausgeführt ist, was die Schemata ausfüllt, das liefert der linguistischen Analyse die Ausgangsdaten. Aber für die noetische Analyse ist es nicht mehr und nicht weniger als der explizite Teil für *patternings*, deren konstitutive Elemente nicht expliziert sind (und oft auch nicht expliziert werden können). Explizite Sprachzeichen, Konstruktionen etc. können aufnehmen, andeuten, explizit machen, was noetisch vorausgesetzt, was inferentiell konstruiert, was angedeutet wird.

Die darstellungstechnisch relativ geschlossenen Formate (vom Lexem über die Phrase und das Satzglied bis zum Satz) bilden eine Hierarchie zunehmender, aber niemals vollständiger Explikation. Das ist banal, je mehr expliziten Zusammenhang aus der Redekette wir haben, desto bestimmter bzw. bestimmbarer wird der Zusammenhang des Gemeinten. Die Psycholinguisten wissen, dass es in zusammenhängender Rede so gut wie keine *garden path sentences* (d. h. Sätze mit mehreren möglichen Strukturanalysen und infolge dessen auch mehreren noetischen Lesarten) gibt. In der Ebene des textuell isolierten Satzes ist es dagegen nicht schwer, solche Sätze zu konstruieren (*The shooting of the hunters was terrible!*).

Für diesen stufenweisen Aufbau sinnhafter Einheiten aus den Elementen, aus denen sie gebildet werden, hat die Psycholinguistik den technischen Ausdruck „inkrementell“ geprägt. Er fasst das dynamisch Gestalthafte des Sinnaufbaus (von unten nach oben, dem linearen Aufbau folgend und vorgreifend) auch in dem Sinne, dass wir in einigermaßen stark schematisierten interaktionalen Zusammenhängen oft die Äußerungen unseres Gegenüber aus ihren Anfängen selbständig komplettieren können. Und das häufig gehörte:

Ich weiß schon, was Du sagen willst!

indiziert, dass eben auch *turns*, erste Parahälften einer interaktionalen Dynamik, stark indikativ und vorstrukturierend sind für das, was ihnen folgt. Je weniger explizit strukturierte (Symbolfeld-)Umgebung ein Sprachzeichen hat, desto größer seine

Abhängigkeit von impliziten kulturellen *patternings*, auf die er verweisen, die er andeuten und durch die er komplettiert werden kann (so nach einem Leitgedanken, den man bereits bei Sapir findet).

Im empirischen Sprechen und Verstehen greifen *bottom-up*-Konstruktion und *top-down*-Bestimmung ineinander. Das gilt bereits für die Ebene der Benennung. Die Phrase *der runde Tisch* kann für sich betrachtet für eine (Verhandlungs-)Institution stehen oder einfach für modifizierende Deskription/Restriktion des Nukleuskonzept. Dem Syntagma sieht man das nicht an. Im Redezusammenhang wird es dennoch keine Verwechslung geben.

Aus den relativ „festen“ Haltepunkten Referenz und Bedeutung wird, vor dem Hintergrund dieser Überlegungen, eine hoch variable Intentions- und Wahrnehmungstiefe von sprachlichen (und sonstigen) Symbolen, Anzeichen etc. Als gerichtete Vektoren zielen sie auf etwas, was zwar nie sie selbst sind (das gehört zur Definition der „Intention“ bei Franz Brentano), was aber zu sehr unterschiedlichen Wirklichkeitsschichten gehören kann. Die Bündigkeit von Ausdrucksdaten, Symptomen verlegen wir in die Befindlichkeit des Sprechers, wir nehmen sie als Anzeichen von Krankheiten in der Medizin, als Belege für professionelles Können bei Schauspielern etc. Wenn wir in der Darstellungsdimension des Nennens bleiben, so konturieren sich die noetischen „Dinge“ in der Sphäre, bis zu der ein nennender Ausdruck vordringen kann in der Rezeption:

Weiter und weiter ab von der Ordnung der Sinnesdaten, die als Anzeichen fungieren, liegen Ordnungen des Geschehens, die wir wie Medien durchblicken, zu durchblicken meinen, um an derjenigen Ordnung einen Halt für den deutenden Blick zu finden, wo das Angezeigte bündig wird, bündig zu werden scheint.
(Bühler 1927: 104)

Diese Definition hat etwas ausgeprägt Zirkuläres. Die Zielgröße kognitiver Intentionalität liegt da, wo diese Intentionalität äußerstenfalls hinreicht. Jeder nüchtern-szientifische Linguist wird

sich sagen: „Da halte ich mich lieber an Referenz und (System-) Bedeutung, da weiß man, was man hat.“ Aber seit den Tagen der Konjunktur kybernetischen Denkens hält sich auch hartnäckig der Verdacht, unsere Kognitionen und Kommunikationen seien selbst auf solche Weise zirkulär und nur lose rückgekoppelt an andere Erfahrungssphären, an denen sie sich (mehr oder weniger) enttautologisieren lassen. Bewähren müssen sich unsere „Erkenntnisse“ im handelnden Kontakt mit der Welt und im kommunikativen Austausch mit anderen. Da gibt es naturgemäß manches, was nur wahr und wirklich ist, weil auch die anderen es für wahr und wirklich halten. Wer mag schon (und auf welcher Grundlage?) entscheiden, ob es *die Globalisierung* wirklich gibt und was wir ihr zurechnen können? Den einen verweist der Ausdruck auf das Internet oder die Warenwelt, den andern darauf, dass sein alter Arbeitsplatz jetzt anderswo (oder die Welt ein globales Dorf) ist. Am Ende gilt in diesen Dingen das Thomastheorem: „If men define situations as real they are real in their consequences.“ Und niemand wird sich darauf versteifen, dass die Globalisierung einen Referenten haben kann wie der Eigenname *Caesar* oder die *definite description der König von Frankreich*. Und eine Systembedeutung hat der Ausdruck nur im Saussureschen Sinne einer Gesamtheit von syntagmatischen Umgebungen und paradigmatischen Alternativen. Noch einmal anders: Es gibt *die Globalisierung* in dem Maße, wie wir auf der Grundlage dieser Annahme handeln, sprechen, argumentieren. Und wieder anders: Der politische Leit- und Selbstbeschreibungsbegriff *Globalisierung* funktioniert so lange, wie wir Ereignisse, Erfahrungen, Handlungen mit seiner Hilfe „sinnvoll“ machen können. So lange also, wie sich die Erfahrungen, die zu seiner Bildung geführt haben, mit neuen Erfahrungen zur Deckung bringen lassen. Womit wir wieder bei den zirkulären Verhältnissen wären...

Wort, Phrase, Satzglied, Satz sind in dieser Folge relativ geschlossene darstellungstechnische Formate des Nennens. Verzahnt werden sie *top-down* durch Argumentprojektion, anaphorische Verkettung, thematische Progression. Und während sich in der Ebene der (einzelsprachlichen) Darstellungstechnik Identifikation und Konzeptualisierung des Gemeinten einigermaßen

sauber entmischen lassen, überlagern sie sich in der Redekette noetisch bis zur Ununterscheidbarkeit. Was eben per *ich* und *du* deiktisch indiziert (und zugleich als verantwortlicher Gesprächsteilnehmer konzeptualisiert) worden ist, das ist zuvor (und hernach) in der dritten Person aus diversen Blickwinkeln konzeptualisiert und in zahlreichen Argumentkonstellationen entwickelt worden. Anaphorik (so argumentiert jedenfalls Brandom 1994) baut Brücken der Kontinuität zwischen *types* und *tokenings*, die „eigentlich“ nicht wiederholbar und nicht kontinuierbar sind.²¹

Vor diesem Hintergrund wird wiederum die moderne korpusgestützte Erhebung kollokativer Umgebungsmuster und konstruktionaler Einbettungen eines Ausdrucks wie *Globalisierung* hoch indikativ und symptomatisch für eine Explikation seiner noetischen Werte. Nur die systemische Analyse von Kollokationen, Umgebungen, Ersetzungsmustern etc. gibt uns Hinweise darauf, in welchen Sphären unserer Erfahrung ein solcher Ausdruck bündig werden kann.

Kurz: In der linearen und geordneten Zusammenstellung der (kategorialisierten) Sinngehalte in der Redekette haben wir die explizitesten Muster, mit deren Hilfe wir versuchen können, die latenten und impliziten Muster zu rekonstruieren, zu denen sie ergänzt werden können. Von diesen haben wir lediglich Spuren, aber die durchgehende Reflexivität des Sprechens hilft uns dabei, sie im Einzelfall zu lesen. Dabei gelten die einzelsprachspezifischen Systembedeutungen (vom Morphem bis hin zum darstellungstechnisch geschlossenen Satz) grundsätzlich als Vektoren, die auf etwas zeigen, was sich in wechselnden Distanzen von ihnen konturieren lässt. In der Redekette sammeln sich Bezüge und Beziehbarkeiten, die sich mit ihrer Hilfe aktualisieren lassen. Sprachausbau besteht im Kern darin, die noetische Reichweite der verfügbaren darstellungstechnischen Mittel zu erweitern, und dazu braucht es Differenzierungszeichen (prosodische, morphologische, konstellative, lexikalische, orthographische...), die

21 Die postmoderne Sprach- und Kommunikationsphilosophie hat aus dieser banalen Unwiederholbarkeit der Zeichenbedeutungen eine kokette Lehre fabriziert, auf die ich hier nicht eingehen kann.

uns in diverse Spezialdiskurse versetzen und uns in ihnen orientieren können. Jede spezialdiskursive Sozialisation lehrt fachliche Redeweisen und fachliche Praktiken in zirkulärer wechselseitiger Abhängigkeit. Wer nur die Redeweisen beherrscht, der mag (bis zu einem gewissen Punkt) in der Politik reüssieren, weil es sich da um einen „interdiskursiven“ Fachdiskurs handelt. In der Kfz-Werkstatt und im medizinischen Labor wird das nicht gelingen.

Was in diesen Dingen das *Sprechen* betrifft (im Unterschied zur Sprache als System), so wirkt es wie eine Maschinerie zur Distanzierung und Polarisierung von sprachlicher Darstellung und Gemeintem. Dass sich ein Ausdruck auf sich selbst als Gemeintes bezieht (die scholastische Zeichentheorie nannte das *suppositio materialis*), ist ein hoch markierter Fall. Sätze wie *Papst hat fünf Buchstaben* markieren diese Supposition latent durch Artikellosigkeit und durch das Bestimmungsverhältnis des Prädikats zum Subjekt (und selbst wenn ein Artikel stünde, würde nur die *suppositio materialis* eine noetisch akzeptable Lesart generieren). „Die sprachliche Darstellung meint im Sprechen grundsätzlich nicht sich selbst“ – das wäre ein brauchbares Axiom für eine Handlungstheorie des Sprechens. Es würde selbst für die Fälle von *suppositio materialis* gelten, denn da meint *Papst* so viel wie *das Wort Papst*. Der systematische „Ort“ dieses Axioms in Bühlers (1934) axiomatischem Vierfelderschema wäre die Lehre vom Sprechakt.²² In der nämlich geht es um die fallweise „Bedeutungsverleihung“, die aus den darstellungstechnischen Einheiten und Konstruktionen des Systems eine fallweise bündige Darstellung macht. In jedem Falle gehen wir sprechend und verstehend davon aus, dass die Wörter und Konstruktionen definitiv nicht „sich selbst“ bedeuten, sondern dass sie uns verweisen auf etwas, was sie selbst nicht sind. Und auf etwas, das eben nicht zur Sprache als Darstellungstechnik gehört, sondern zum sprachlich Gemeintem, Dargestellten.

22 Natürlich nicht zu verwechseln mit der Sprechaktlehre im Sinne von Austin und Searle.

[4] Noetik und sprachliches Relativitätsprinzip

Das Gemeinte, so wollen es die klassischen Texte von Husserl bis Koschmieder (1965), ist übereinzelsprachlich. Man kann diese These absichern in der grundsätzlichen (aber nicht restfreien) Übersetzbarkeit von einer Sprache in beliebige andere, in der biologischen Basis der Kognition und des Bewusstseins oder in der (etwas in Verruf geratenen) gemeinsamen Welt. Kollidieren wird die Annahme von der Übereinzelsprachlichkeit des Gemeinten dennoch stets mit zwei anderen gut abgesicherten Tatsachen:

- [a] mit den unübersehbaren Differenzen der einzelsprachlichen Darstellungstechniken in Grammatik und Lexikon sowie
- [b] mit den nicht weniger vielfältigen Differenzen der Kulturen, Gesellschaften, symbolischen Ordnungen und Deutungsmustern der Kommunikationsgemeinschaften, in denen die Einzelsprachen gesprochen werden – und in denen das Gemeinte bündig wird.

In der neuerdings wieder auflebenden Debatte um das „sprachliche Relativitätsprinzip“ (populär zusammengefasst bei Deutscher 2010; vgl. auch Lee 1996, Gumperz & Levinson 1996, Lucy 1992 sowie die Arbeiten von Silverstein) besteht relative Einigkeit darüber, dass die Details der einzelsprachlichen Darstellungstechnik die Aufmerksamkeit der Sprecher steuern und bahnen können. Was qua einzelsprachlicher Grammatikalisierung oder Lexikalisierung kodiert werden *muss*, wird automatisch zum Sammelpunkt der Aufmerksamkeit beim Erlernen der Sprache. Kein Sprecher kann es übersehen oder ignorieren. Die Folgen davon sind freilich ebenfalls einigermaßen paradox. Da *Grammatikalisierung* psychologisch und operativ mit *Automatisierung* einhergeht, werden grammatikalisierte *features* einer Einzelsprache rasch so weit routinisiert, dass sie eben keine eigene Aufmerksamkeit mehr beanspruchen. Was maximale Aufmerksamkeit bindet und fordert, bleibt so zugleich maximal „unbewusst“ und für die Sprecher selbst kaum explizierbar. Das schlagendste Beispiel sind vielleicht Sprachen, die ein „objektives“ System

der räumlichen Orientierung etabliert haben (im Gegensatz zu dem uns vertrauten „subjektiven“, auf die Körperlage von Sprecher bzw. Hörer als *origo* Bezogenen). Beide Systeme haben verzweigte implizite Konventionen, über die sich die Sprecher in der Regel (wenn sie nicht Linguisten sind) keine Rechenschaft ablegen (können). Das unterstreicht aber insgesamt nur das Prinzip der Polarisierung von Darstellungstechnik und Dargestelltem. Es ist gewiss erstaunlich, dass Sprecher von Sprachen mit „objektiver“ Raumorientierung, entsprechend etwa unserem Koordinatensystem der Himmelsrichtungen, in allen Lebenslagen räumliche Beziehungen und Richtungen treffsicher objektivieren können, während wir, selbst wenn uns der Stand der Sonne zu Hilfe kommt, rasch die objektive Orientierung verlieren. Wer wüsste in einem geschlossenen Raum zu sagen, wo Norden ist?

So gesehen ist die sehr weitgehende darstellungstechnische Differenz der Einzelsprachen kein grundsätzliches Hindernis für den übereinzelsprachlichen Charakter des Gemeinten. Schwerer wiegt der Einwand, dass die Grenzen des Meinbaren kulturell definiert sind durch die Grenzen von eingelebten Kommunikationsgemeinschaften mit ihrer jeweiligen Symbolordnung. Worauf es hier ankommt, ist die Frage, was wir unter „eingelebt“ verstehen wollen. Auch innerhalb ein und derselben (nationalen etc.) Sprachgemeinschaft gilt der Satz: Je eingelebter eine symbolische Ordnung, desto umfänglicher werden die (kognitiven, normativen) Bestände, die als gemeinsam und geteilt unterstellt werden können (was natürlich nicht unbedingt bedeutet, dass sie es auch *sind*). Das heißt: Eingelebtheit reduziert den Bedarf an Explikation, der für das Kommunizieren erforderlich ist. Nach dem viel zitierten Passus aus Edward Sapirs Definition (1935: 79):

Communication processes do not merely apply to society; they are indefinitely varied as to form and meaning for the various types of personal relationships into which society resolves itself. [...] Generally speaking, the smaller the circle and the more complex the understandings already arrived at within it, the more economical can the act of communication afford to become. A single word passed between members of an intimate group, in

spite of its apparent vagueness and ambiguity, may constute far more precise communication than volumes of carefully prepared correspondence exchanged between two governments.

Und das gilt nicht nur für persönliche Beziehungen mit dichter Interaktionsgeschichte, sondern auch für Subkulturen, Berufsgruppen, fachliche *communities* etc. Je mehr *common ground* unterstellt wird, desto umfänglicher kann das Ensemble des implizit Mitkommunizierten werden. Was nicht ganz so offensichtlich ist: Sapir argumentiert auch, dass der sprachliche Explikationsaufwand, der für die Kommunikation betrieben werden muss, vom Umfang des implizit geteilten (oder als geteilt unterstellbaren) Wissens abhängt – und gar nicht von den darstellungstechnischen Sprachbedeutungen selbst. Und je ferner kulturell-symbolische *communities* einander sind, desto mehr steigt der für Explikation und Übertragung („Transkriptivität“ im Sinne von Ludwig Jäger) erforderliche Aufwand. Niemand wird sich zu der These versteigen, dass etwa bei der Kommunikation hoch spezialisierten Fachwissens an ein Laienpublikum nichts verloren geht oder nichts stark verändert wird. In hoch funktionsteiligen Gesellschaften gibt es spezielle sprachliche Techniken der plausiblen „Interdiskursivierung“ (Jürgen Link) fachlicher Wissensbestände, durch Kollektivsymbole, verbreitete Deutungsmuster, Narrativierungstechniken etc. Worum es hier alleine geht: Mit zunehmender Differenzierung, Komplizierung und Verästelung der zahllosen Kommunikationsgemeinschaften, aus denen eine „Kultur“ besteht, entsteht ein doppelter Ausbaubedarf bei den sprachlichen Mitteln, einmal für den Binnengebrauch der zahlreichen spezialisierten Kommunikationsgemeinschaften selbst, für deren interne Nenn- und Darstellungszwecke, dann aber auch für die Zwecke der „transkriptiven“ Resynthese spezialisierter Wissensbestände für die Allgemeinheit. Abgesehen davon, dass eigene Terminologien mehr oder minder systematisch erstellt und tradiert werden können (teils systematisch und mit graecolateinischen Beständen wie in Medizin oder Chemie, teils auch einfach durch abweichende Namen wie in der „Jägersprache“), arbeitet dieser doppelte Sprachausbau mit den

vorhandenen Beständen, indem er deren Kombinations- und Verwendungsmöglichkeiten erweitert und noetisch fixiert.

Von der sprachlichen Darstellungstechnik her gesehen bedeutet kumulative Differenzierung und semisynthetische Reintegration die (darstellungstechnisch zu bewältigende) Multiplikation des Meinbaren. *Sie* ist es, die sich syntagmatisch-idiomatischer Techniken bedient, deren „konjunktive“ Verarbeitung und Vertiefung in der Kommunikation gestuft erfolgen kann. Unsere kommunikative Umwelt ist voll von Ausdrücken, Formeln und Wendungen, die wir „im Prinzip“ derart verarbeiten können, dass sie uns auf eine (vertiefbare) Sach- und Fachsphäre verweisen, deren letzte Bündigkeiten wir keineswegs übersehen. Wir „haben“ diese Bündigkeit in Recht, Medizin, Technik (kurz: überall, wo wir keine Experten sind, also fast überall) nur als vage Hinweise auf die grundsätzliche Präzisierbarkeit und Explizierbarkeit des Gemeinten. In dieser Sphäre findet der noetische Ausbau der Sprachen statt. Er versorgt uns mit (noch einmal Gehlens Formel) „Zentren möglicher Ausgiebigkeit“, auf die wir uns schlussfolgernd, inferierend, entwickelnd einlassen können, aber nicht einlassen müssen. Das gilt für die kognitiven und konzeptuellen Angelegenheiten ebenso wie für pragmatisch-deontische Folgerungen.

Für uns, für die Sprachbenutzer, ist es anscheinend die Sprache selbst, in der sich das Gemeinte und Meinbare vervielfältigt. Tatsächlich ist das, was wir als Ausbau der Sprache wahrnehmen, aber nur der Spiegel und Schatten der funktionalen Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Subsysteme der Kommunikation des geteilten Wissens. Diese Ausdifferenzierung ist es, die ihre Spuren im noetischen System des Meinens hinterlässt. Als zentrales explikatives und rationalisierendes Symbolsystem sammelt und kumuliert die Sprache in ihren befestigten Formaten Hinweise auf die Funktionssysteme, in denen sie benutzt wird. Und was wir als ontogenetische Stufen und Phasen der Sprachentwicklung zu fassen versuchen, das ist zugleich die Geschichte des Eintretens der Sprecher in weitere und ausdifferenzierte Bereiche der gesellschaftlichen Kommunikation, die dann sprachlich erschlossen und adressiert werden müssen. Hier kann ich mir ein

weiteres Sapir-Zitat nicht verkneifen, zumal es schlüssig belegt, dass der Autor, der namentlich für die Sapir-Whorf-Hypothese in Anspruch genommen wird, durchaus auch zum Zeugen ihrer Gegner taugt:

The latent content of all languages is the same – the intuitive science of experience. It is the manifest form that is never twice the same, for this form, which we call linguistic morphology, is nothing more nor less than a collective art of thought, an art denuded of the irrelevancies of individual sentiment.

(Sapir 1921: 218)

Dieser Passus ist beachtlich, weil er andeutet, dass (ganz im Gegensatz zur sensualistischen Axiomatik der Zeit!) die Dignität und Relevanz der Sprachbedeutungen gerade darin besteht, dass sie es erlauben, kognitiv und kommunikativ von den (grundsätzlich sprachlich explizierbaren!) individuellen Sinneserfahrungen abzusehen (die ja ansonsten gerade als Grundlage des Spracherwerbs in Anspruch genommen werden). Die Einzelsprache, so fährt Sapir fort, definiert das *Wie* kultureller Explikationen, aber sie definiert nicht das *Was*. Mag sein, dass Lexik und Syntagmatik einer Sprache dabei helfen, dieses *Was* zu indizieren, zu bestimmen und zu entschlüsseln. Aber die einzelsprachliche Darstellungstechnik definiert keine Grenze für das Darstellbare und Meinbare. Was Sapir hier initiiert, das ist die Auffassung von der Einzelsprache als einer dynamischen Heuristik, mittels derer wir unsere Erfahrungen und Wahrnehmungen deuten und explizieren. Woraus eben auch folgt, dass unsere alltagskulturellen Deutungen zugleich die Grundlage aller unserer wissenschaftlichen Erkenntnisse bilden. In seinen späteren Schriften hat Sapir (z. B. 1933) dafür die Formel, dass unsere sprachlichen Gewohnheiten die wissenschaftlichen Erkenntnisse zugleich fördern und begrenzen bzw. sogar behindern.

Und zu den weiterführenden Erkenntnissen der jüngeren Sapir-Whorf-Debatte gehört zweifellos die Einsicht, dass es genaue lexikalische Entsprechungen zwischen zwei Sprachen niemals geben kann. So wenig es innerhalb einer Einzelsprache

strenge Synonymie geben kann, so wenig kann es semantische Äquivalenz von Lexemen zwischen Sprachen geben. Lexikalische Bedeutungen, so wie sie strukturalistisch bestimmte werden (können), sind einzelsprachliche Inhalte. Wer daraus schließen wollte, dass wir rettungslos in das semantische Gefängnis unserer Muttersprache(n) eingeschlossen sind, der wäre auf eigene Faust ein Narr. Wenn es kulturelle Relativität des Gemeinten gibt, dann ist allein das morphosyntaktische *patterning* der Ort, an dem zu suchen wäre. Und eben dieses *patterning* ist auch der Ort, an dem wir (relative) zwischensprachliche Äquivalenzen ausmachen können. Das Lexem der linguistischen Semantik (das sieht bereits Sapir messerscharf) ist syntagmatisch nicht mehr als ein variabler Wert, der in zahlreiche Schemata eingesetzt werden kann und da jeweils nach den lokalen Verhältnissen verrechnet wird. Modifikativa (Adjektive z. B.) eignen sich bestens zur Illustration. Wer *ein grüner Abgeordneter, ein grüner Apfel, ein grüner Junge, ein grünes Wohnviertel, auf einen grünen Zweig kommen* etc. auf ein und dieselbe lexikalische Bedeutung von *grün* zurückführen wollte, der hätte jedenfalls zu tun. Schon darum, weil *ein grüner Apfel* noetisch ebenso für eine grüne Apfelsorte (Granny Smith) wie für einen unreifen Apfel aller möglichen Sorten stehen könnte.

Der noetische Ausbau einer historischen Sprache – so ließe sich resümieren – findet an den Schnittstellen und Übergängen zwischen spezialisierten kommunikativen Gemeinschaften statt, und er ist kumulativ im Sinne des kulturhistorischen Prinzips der Wygotski-Schule. D.h. die Ergebnisse des Ausbauprozesses stehen im Prinzip für alle Sprecher zur Verfügung – aber eben nur als *boundary objects*, von denen aus die in ihnen gebündelten Erkenntnisse, Verfahren etc. rekonstruiert werden können.

[5] Zusammenfassung

Was bringt ein alternativer „noetischer“ Blick auf die gemeinhin unter dem Etikett „Semantik“ behandelten Verhältnisse? Nun, zunächst einmal: nichts wirklich Neues. Denn die noetische Per-

spektive erneuert lediglich axiomatisch Themen und Gedankengänge, die in der sprachtheoretischen Debatte seit Franz Brentano und Edmund Husserl virulent sind. Im szientifischen *mainstream* der modernen Linguistik sind sie zwischen einer schlichten Referenzsemantik und einer einzelsprachlichen System- und *Valeur*-Semantik zerrieben worden. Im (impliziten) Untergrund der linguistischen Theoriebildung freilich sind noetische Fragen akut geblieben. Sie leben fort, und das ironischerweise gerade in der generativen Tradition, deren Glaubensbekenntnis die „asemantische“ Syntax und deren Praxis der grammatisch korrekte Satz ist, der eben noetisch interpretierbar sein muss. In diesem Sinne spricht Michael Silverstein (2012: 31) davon, die Grammatik sei eben die implizite Metasemantik der Generativen Schule. Welcher kategoriale, konstruktionale Unterschied macht auch einen semantischen Unterschied?

Als Tätigkeit betrachtet polarisiert das Sprechen grundsätzlich eine darstellungstechnische *meaning*-Struktur und ein dargestelltes *thing meant* (in der Terminologie von Gardiner 1951). Sätze, die gesprochen werden, weil und sofern sie eben Sätze, darstellungstechnische Einheiten, sind, gibt es nur in der grammatischen Literatur. Ansonsten bleibt die darstellungstechnische Seite des Gesamtprozesses subsidiär bewusst, automatisiert, transparent. Wo sie selbst ins Zentrum der (gestaltenden) Aufmerksamkeit tritt, da bewegen wir uns weg vom pragmatischen Sprechen und hin zu Rhetorik, Sprachkunst, strategischer Dramaturgie. Im entlasteten alltäglichen Sprechen leben wir mit dem Widerspruch, dass die Mittel zur Steuerung der bewussten Aufmerksamkeit selbst kaum Aufmerksamkeit beanspruchen (oder gar vertragen). Fokus und Anschlusshandeln konzentrieren sich beim Gemeinten, wo auch immer die Impulse und Vektoren des Gesprochen auftreffen. Alle Aufmerksamkeit für das „Darstellungsgerät“ selbst zieht Aufmerksamkeit ab von dem, worauf es sie doch richten und lenken soll.

Der „Feldopportunismus“ der Zeichen und Konstruktionen (vgl. hierzu Kap. 3) ist dafür verantwortlich, dass wir bis auf weiteres erwarten, aus einer situierten Äußerung deren lokal relevante Bezüge und Beziehbarkeiten herauslösen zu können. Er

ist gewissermaßen das Pendant der Indexikalität, die allen Ausdrücken und Konstruktionen im situierten Gebrauch anhaftet. Konzeptualität wiederum ist definiert durch die Gesamtheit der Invarianzen, sprachlicher Ausdrücke, die sich qua Zuwendung ablösen lassen vom ständigen Wechsel der lokalen Gebrauchsumstände. Es versteht sich so, dass konzeptuelle Invarianzen, die sich durch sekundäre Zuwendung zum Zeichen ergeben, nicht zugleich die feste Grundlage von dessen fallweiser Verwendung sein können.

Die Linguistik ist in der Hauptsache systematische Analyse des darstellungstechnischen „Apparates“, mit dessen Hilfe wir sprechen und verstehen. Das Gemeinte gehört insofern nur so weit zum Gegenstand der Sprachwissenschaft, als es aus der Perspektive der Darstellungstechnik in den Blick genommen werden kann. Ansonsten ist es Scharnier und Membrane zur kontingenten Welt der Rede, der *parole*, die als solche kein Gegenstand der Sprachwissenschaft sein kann. Sprechen kann man über alles, und die Sprachwissenschaft kann keine Wissenschaft „von allem“ sein. Was hingegen unbedingt zur sprachlichen Darstellungstechnik gezählt werden muss, das sind diejenigen Eigenschaften des „Darstellungsgeräts“, die es natürlichen Sprachen ermöglichen, für eine offene Menge kultureller, thematischer, sozialer und fachlicher Spezialdiskurse ausgebaut zu werden. Soweit sie bewusstseinsnah ist, geschieht die Organisation des Sprechens und Verstehens von diesen Fach- und Spezialdiskursen her, und die darstellungstechnische Seite läuft subsidiär mit.

Vieles ist vertraut an den Mechanismen und Techniken des Ausbaus der Nennsphäre: *bottom-up* kann jede substantivische Nennung typisierend ausgebaut werden (durch Wortzusammensetzung, befestigte Nennsyntagmen etc.), sie kann deskriptiv und restriktiv expliziert werden durch adjektivische Attribute, ins Verhältnis zu anderen Nennheiten gesetzt werden durch Genitiv- und Präpositionalattribute. Prädikativ ausbaubar ist jede Nennung durch ihre Position im Netz der semantischen Argumentrollen einer Proposition – die dann ihrerseits wieder *top-down* durch deprädikative Nominalisierung, durch „Typisierung von Propositionen“ (Lehmann 1982) in die Nennsphäre

rücktransponiert werden kann. In ihrer Gesamtheit sind diese Techniken des Nennausbaus hoch reflexiv, sie bauen aufeinander auf und setzen einander voraus. Die strukturellen und konstruktiven Optionen des Nennens, welche die Einzelsprache bereithält, sind das eine, ihre Abbildung auf die noetischen Optionen des Nennens das andere (vgl. etwa Pavlov 2009 für die Determinativkomposition).

Literatur

- Bourdieu, Pierre (1990): *Was heißt Sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien: Braumüller.
- Brandom, Robert B. (1994): *Making it Explicit. Reasoning, Representing and Discursive Commitment*. Cambridge, Mass., London: Harvard UP.
- Bühler, Karl (1927): *Die Krise der Psychologie*. Jena: Fischer.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.
- Burke, Kenneth (1984): *Permanence and Change*. 3rd ed. Indianapolis: Bobbs Merrill.
- Burke, Kenneth (1984a): *Attitudes toward History*. 3rd ed. Berkeley, L.A.: Univ. of California Press.
- Deutscher, Guy (2010): *Im Spiegel der Sprache. Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht*. München: Beck.
- Erdmann, Karl Otto (1922): *Die Bedeutung des Wortes*. 3. Aufl. Leipzig: Haessel.
- Feilke, Helmuth (1994): *Common-sense-Kompetenz. Überlegungen zu einer Theorie des ‚sympathischen‘ und ‚natürlichen‘ Meinens und Verstehens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, N. J.: Prentice Hall.
- Gehlen, Arnold (1974): *Der Mensch*. 10. Aufl. Frankfurt: Athenaiion.
- Günther, Hartmut (1981): „N+N. Experimentelle Untersuchungen zur Produktivität eines deutschen Wortbildungstyps“. In: Lipka, Leonhard & Günther, Hartmut (eds.): *Wortbildung*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft. S. 250–280.

- Gumperz, John J. & Levinson, Stephen C., eds. (1996): *Rethinking linguistic relativity*. Cambridge: Cambridge UP.
- Knobloch, Clemens (2001): „Wie man den Konjunktiv erwirbt“. In: Feilke, Helmuth, Kappert, Klaus-Peter & Knobloch, Clemens (eds.): *Grammatikalisierung, Spracherwerb und Schriftlichkeit*. Tübingen: Niemeyer. S. 67–90 (auch als: *Siegener Papiere zur Aneignung sprachlicher Strukturformen – SPAsS*, Nr. 2/1998).
- Koschmieder, Erwin (1965): *Beiträge zur allgemeinen Syntax*. Heidelberg: Winter.
- Krämer, Sybille & König, Ekkehard, Hg. (2002): *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lee, Penny (1996): *The Whorf Theory Complex*. Amsterdam: Benjamins.
- Lehmann, Christian (1982): „Nominalisierung: Typisierung von Propositionen“. In: Seiler, Hansjakob & Lehmann, Christian (eds.): *Apprehension. Das sprachliche Erfassen von Gegenständen. Teil I: Bereich und Ordnung der Phänomene*. Tübingen: Narr. S. 66–83.
- Lucy, John A. (1992): *Language Diversity and Thought: a reformulation of the Linguistic Relativity Hypothesis*. Cambridge: Cambridge UP.
- Maas, Utz (1985): „Konnotation“. In: Janussek, Franz (Hg.): *Politische Sprachwissenschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 23–70.
- Maas, Utz, Hrsg (2010): *Orat und Literat. Grundbegriffe der Analyse gesprochener und geschriebener Sprache*. Graz: Institut für Sprachwissenschaft (= Grazer Linguistische Studien, Nr. 73).
- Maas, Utz (2008): *Sprache und Sprachen in der Migrationsgesellschaft*. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht.
- Maas, Utz (2016): *Sprachforschung in der Zeit des Nationalsozialismus. Verfolgung, Vertreibung, Politisierung und die inhaltliche Neuausrichtung der Sprachwissenschaft*. Berlin: De Gruyter.
- Pavlov, Vladimir (2009): *Deutsche Wortbildung im Spannungsfeld zwischen Lexikon und Syntax*. Frankfurt/M.: Lang.
- Polanyi, Michael (1958): *Personal Knowledge*. London, New York: Routledge.
- Sapir, Edward (1921): *Language*. New York: Harvest.
- Sapir, Edward (1933): „Language“. In: *Encyclopedia of the Social Sciences* vol. 9. New York. S. 155–169.
- Sapir, Edward (1935): „Communication“. In: *The Encyclopedia of the Social Sciences*, vol. 4. New York. S. 78–81.

- Sapir, Philipp et al., ed. (1990 ff): *The Collected Works of Edward Sapir*. 16 Bände. Berlin: Mouton De Gruyter.
- Scheerer, Eckart (1993): *Orality, Literacy, and Cognitive Modelling* (Berichte aus dem Oldenburger Institut für Kognitionsforschung, Nr. 13).
- Schützeichel, Rainer (2012): „Implizites Wissen in der Soziologie. Zur Kritik des epistemischen Individualismus“. In: Loenhoff, Jens (Hg.): *Implizites Wissen*. Weilerswist: Velbrück. S. 108–128.
- Silverstein, Michael (1979): „Language Structure and Linguistic Ideology“. In: Clyne, P. et al. (eds.): *The Elements: A parasesion on linguistic units and levels*. Chicago: Chicago Linguistic Society. S. 193–247.
- Silverstein, Michael (1993): „Metapragmatic Discourse and Metapragmatic Function“. In: John Lucy, ed.: *Reflexive Language, Reported Speech and Metpragmatics*. Cambridge, Mass.: Cambridge UP. S. 33–58.
- Silverstein, Michael (2000): „Whorfianism and the Linguistic Imagination of Nationality“. In: P. Kroskrity, ed.: *Regimes of Language: Ideologies, Politics, and Identities*. Santa Fe, N.M.: School of American Research Press. S. 85–138.
- Silverstein, Michael (2004): „Boasisn Cosmographic Anthropology and the Sociocentric Component of Mind“. In: R. Handler, ed.: *Significant Others: Interpersonal and Professional Commitments in Anthropology*. Madison, Wisc.: University of Wisconsin Press. S. 131–157.
- Silverstein, Michael (2012): „Does the Autonomy of Linguistics Rest on the Autonomy of Syntax?“ In: *Pragmaticizing Understanding: Studies for Jef Verschuren*. Amsterdam: Benjamins. S. 15–38.
- Stetter, Christian (2012): „Implizites Sprachwissen. Zum linguistischen Konzept der Sprachkompetenz“. In: Loenhoff, Jens (Hg.): *Implizites Wissen*. Weilerswist: Velbrück. S. 177–197.

| Kapitel 2

Die noetische Bedeutung sprachlicher Ausdrücke als Effekt des Symbolfeldes

[1] Vorbemerkung

Als „noetisch“ bezeichnet der Slawist Koschmieder (1965) die übereinzelsprachlich adressierte Bedeutungsebene einzelsprachlich schematisierter Syntagmen. Praktisch relevant ist diese „noetische“ Bedeutungsebene naheliegenderweise beim Übersetzen von einer Sprache in eine andere. Wegen der strikten Einzelsprachlichkeit grammatischer und syntagmatischer Werte und Bedeutungen liefert die noetische Ebene ein übergreifendes *tertium comparationis*, eine Art *langage*-Projektionsfläche für Syntagmen und Konstruktionen unterschiedlicher Sprachen (*langue*). Die linguistische Noetik ist gewissermaßen die Lehre von dem, was einzelsprachübergreifend „gemeint“ werden kann. Um ein Standardbeispiel Koschmieders zu zitieren: Im Deutschen erkennen wir eine extratemporale Aussage mit zeitlosem Geltungsanspruch an der Kombination von generischem Subjekt (NP mit best., unbest. Art. oder artikelloser Pluralform), finitem Verb im Präsens und fehlender Situationsbündigkeit:

Der Hund/ein Hund frisst Fleisch bzw. Hunde fressen Fleisch.

Im Türkischen, wo es keinen grammatikalisierten Artikel gibt, wohl aber ein „Verbtempus“, zu dessen Standardfunktionen die Kodierung von extratemporaler Geltung gehört, haftet diese noetische Bedeutung an der Opposition zwischen diesem

„Aorist“ und dem „echten“ Präsens, das die Gleichzeitigkeit zwischen Sprechzeit und berichtetem Geschehen kodiert. Die Sätze mit der Bedeutung „Der (bestimmte) Hund isst (gerade) Fleisch“ und „Hunde sind Fleischfresser“ können im Türkischen nicht das gleiche Verbtempus benutzen. Noetische Bedeutungen erscheinen in der einen Sprache als Haupt- oder Teilbedeutungen grammatischer Morpheme, Wörter, Konstruktionen, in der anderen als „latente“, semiotisch nicht an einem Punkt fixierbare Effekte von syntagmatischen Konstruktionen und Verkettungen von Sprachzeichen.

Nicht zu verwechseln ist diese *noetische* Bedeutungsebene mit dem grundsätzlich offenen, nicht abschließbaren indexikalischen Streupotenzial sprachlicher Ausdrücke, die man aus ihren fallweise bestimmten lokalen Verwendungszusammenhängen herausgerissen hat. Die Noetik umfasst alles, was als Projektion der Darstellungstechniken des einzelsprachlichen *Symbolfeldes* verstanden werden kann. Sie umfasst nicht den offenen und unausschöpfbaren Raum kultureller Indexikalität, den pragmatischen Sinnhorizont, mit dem sich lokale Äußerungen verbinden müssen, um sinnvoll interpretierbar zu sein. Auch die inferentiellen Potenziale geäußerter Sätze sind nicht der Noetik zuzurechnen. Um ein beliebtes Beispiel zu variieren: Dass man mit dem Satz ‹Wir haben keine Zigaretten mehr im Haus› jemanden auffordern kann, beim Einkauf welche mitzubringen, jemanden nach dem Einkauf tadeln, weil er eben das nicht getan hat, vor Gästen damit angeben, dass man sich endlich das Rauchen abgewöhnt hat (kurz: alles, was im Sinne von Sperber & Wilson „relevant“ sein oder werden kann), hat wenig oder nichts mit der noetischen Bedeutung zu tun. Diese letztere ist lediglich eine Membrane oder Schnittstelle zwischen dem Sprechen und der lokalen kulturellen Situation, die es aufzubauen hilft oder in der es stattfindet. Kulturell und indexikalisch ist die Bündigkeit der situierten Äußerung, noetisch ist die Bündigkeit des extrakommunikativ betrachteten sprachlichen Ausdruckes selbst. Nicht zu verwechseln ist die *noetische* Bedeutungsebene weiterhin mit dem okkasionell oder usuell *Bezeichneten* eines Ausdrucks oder einer Konstruktion, wiewohl es da durchaus

Affinitäten und Übergänge gibt. Seit der frühen Kritik an den generativen „Tiefenstrukturen“ (Ungeheuer 1969, Coseriu 1979) sollte die Unterscheidung zwischen dem *Bezeichneten* (= dem fallweisen Bezug auf den außersprachlichen Sachverhalt) und der innerstrukturellen, mit sprachlichen Mitteln konstituierten *Bedeutung* einer Konstruktion einigermaßen sicher sein. Allerdings ist anzuerkennen, dass zentrale Elemente dieser letzteren (noetischen) Bedeutung als eine Art Filter oder Membrane für die Bezeichnungsleistung eines Ausdrucks fungieren.

So gesehen entfaltet sich eine noetische Bedeutungsebene *für den Sprecher* erst mit der Distanzierung und Verselbständigung des Sprechens gegen bestimmte Umstände, mit der Thematisierung der sprachlichen Ausdrücke selbst, mit deren schrittweiser Verselbständigung gegen die kommunikativen Vollzüge, in denen sie fungieren. Noetisch operiert, wer die Frage beantworten kann oder will, was ein Ausdruck *an sich* bedeutet, wenn man ihn aus den fallweisen, lokalen und situativen Bestimmtheiten herausnimmt. De facto korreliert das letztlich erst mit der Schrift, die uns (etwa in fiktionalen Texten) weitgehend dazu zwingt, den gemeinten Sinn allein aus der noetischen Projektion von sprachlichen Ausdrücken aufzubauen. Wichtig ist aber von vornherein, dass auch die Ressourcen der offenen kulturellen Indexikalität keineswegs verloren gehen in der Schrift und in anderen situationsentbundenen Sprachpraktiken, weil sie sich konnotativ an den Sprachmitteln anlagern (Maas 1985) und über deren Verwendungszusammenhänge reaktiviert werden können. Auf der noetischen Bedeutungsebene findet aber die fallweise *Verzahnung* zwischen den Symbolfeldbedeutungen und den lokal-kulturellen Verwendungszusammenhängen statt. Je nach der analytischen Perspektivierung des Blickes kann man sagen: der fallweise indexikalische Raum der Beziehbarkeiten aktiviert Ausschnitte oder Potenziale aus dem darstellungstechnischen Feld – oder man kann sagen: Die darstellungstechnischen Projektionen werden in den Raum der externen lokalen Beziehbarkeiten hinein verlängert. Als „noetisch“ bezeichne ich das System des Gemeinten, so wie es ausgehend vom Symbolfeld der Einzelsprache projiziert wird. Zur Noetik gehört alles, was grammatisch

explizit oder latent kodiert ist und alles, was aus dem syntagmatischen Binnenzusammenhang der Sprachmittel hervorgeht – ohne Rekurs auf die externen kulturellen Zusammenhänge des Redens und die von daher aktivierten Sinnressourcen.

Der Versuch, eine „noetische“ Bedeutungsebene solchermaßen zu isolieren, hat naturgemäß etwas Künstliches: Im kommunikativen Verkehr sind die Ebenen und Ressourcen der Sinnproduktion (vgl. Coseriu 1981) vermengt und verzahnt. Dennoch hat diese Ebene eine reale Entsprechung im Aufbau unserer Sprachkompetenz. Sie umfasst alles, was den Sprachsymbolen und ihrer konstruktionalen Verkettung *allein* entnommen werden kann und ist insofern extrakommunikativ. Es ist z. B. ein noetischer Effekt, dass die 1. Pers. Sing. Ind. Präs. bei Sprechakthverben (performativa) systematisch berichtend oder (in der Terminologie Koschmieders 1965: 88) als „Koinzidenzfall“ interpretiert werden kann:

Ich bitte (gerade/hiermit) um Verlängerung der Leihfrist für meine Bücher.

gerade aktiviert eindeutig den berichtenden, *hiermit* aktiviert eindeutig den „koinzidenten“ (oder in der Sprechakthterminologie: performativen) Fall, ohne jeden Zusatz bleiben beide Lesarten aktivierbar. Der sprachtheoretisch interessante Teil der noetischen Bedeutungsebene ist zweifellos der latente, auf syntagmatische Effekte bei der Zusammenstellung der Sinngehalte zurückgehende. Wenn Grammatiker über die Bedeutung „ihrer“ grammatischen Gebilde sprechen, dann rechnen sie *nolens volens* mehr oder weniger systematisch mit der noetischen Bedeutung, ohne aber diejenigen ihrer Dimensionen in Betracht zu ziehen, die nicht einfach grammatischen Morphemen als Teil- oder Grundbedeutungen zugerechnet werden können, sondern kombinatorisch Effekte mehr oder minder latenter kategorialer Subklassen bilden. So rechnen wir das Spektrum der kombinatorischen Beziehungsanweisungen zwischen attributiven Adjektiven und „ihren“ substantivischen Nuklei durchaus zur Noetik: Es bleibt im Rahmen ein und derselben morphosyntaktischen

Konstruktion und entfaltet doch in deren Rahmen eine Vielfalt von Beziehungstypen, deren fallweise Aktivierung durch die an der syntagmatischen Beziehung beteiligten Adjektive und Substantive reguliert wird.

Forschungstaktisch wäre eine solche noetische Perspektive möglicherweise geeignet, den unfruchtbaren Gegensatz zwischen formaler Systemlinguistik und funktional-pragmatischen Ansätzen zu mildern, weil Noetik ein Feld ist, auf dem sich die beiden Denkweisen treffen und schneiden.

Methodologisch kompliziert zu fassen ist der Umstand, dass noetische Effekte der hier interessierenden Art zugleich *systemisch* und *lokal* sind. Sie stehen jeweils für einen Ausschnitt der darstellungstechnischen Ressourcen, der lokal im Rahmen der gewählten Konstruktion aktiviert wird:

Im Sprechen steckt die Sprache jedoch nicht als System mit all seinen Strukturbesonderheiten und seinem ganzen Inhaltsreichtum. Die Sprache ergießt sich in das Sprechen nicht als eine in sich geschlossene Struktur, sondern fragmentarisch mit einzelnen Bauelementen, die je nach den Erfordernissen der Mitteilung gewählt werden und beim Sprechen ihren besonderen, für den jeweiligen Text spezifischen Aufbau erhalten.

(Kaznelson 1974: 120)

Die grammatikographische *Systematik* beginnt erst auf der Ebene, auf der es um „Klassen von Klassen“ von Ausdrücken, um Bedeutungen von grammatischen Formativen, Kategorien, Konstruktionen schlechthin geht. Sie löscht die lokale Dynamik um ihre ontologisch ziemlich prekären platonischen Objekte *an sich* zu bestimmen: Adjektive, Genitive, Attribute etc. Aber das Sprechen (und Verstehen) *hat* diese prekären Objekte immer nur lexikalisch spezifiziert. Und nicht nur das: Das Sprechen (und Verstehen) *hat* diese Objekte auch immer nur indexikalisch spezifiziert in einem ganz konkreten koordinierten Orientierungsumfeld. Das heißt: Konkret und lokal *zählen* eben nicht nur die Eigenschaften und Merkmale der grammatischen „Klassen zweiter Ordnung“, der Kategorien, was darüber hinaus *zählt*, ist

vielmehr die konkrete Verwendungsgeschichte der involvierten Lexeme und Konstruktionen sowie das je aktuelle Feld indexikalischer Beziehbarkeiten. Die Interaktions- und Gesprächslinguistik mit ihren strikt lokalen Deutungsprinzipien ist insofern ein gutes „Gegengift“ zur tradierten grammatischen Gewohnheit, stets nur sehr hoch aggregierte Kategorien am Werk zu sehen, wenn es um noetische Effekte geht.

[2] Zur Ortung der Noetik

Was die Ebene des kommunikativen Sinnes betrifft, so gehe ich davon aus, dass die beiden von Ungeheuer (1969) formulierten komplementären Prinzipien gelten:

- [a] das Prinzip der kommunikativen *Semantisierbarkeit* jedes, auch des kleinsten lexikalischen oder grammatischen Formulierungsunterschieds;
- [b] das (komplementäre) Prinzip der weitgehenden paraphrastischen *Äquivalenz* verschiedener Formulierungen in der kommunikativen Entfaltung eines Themas oder Anliegens.

Grundsätzlich können Paraphrasenrelationen (ähnlich wie Synonymie und andere Arten semantischer Äquivalenz) nur definiert werden im Hinblick auf ein *tertium comparationis*, auf eine je bestimmte Ebene der sprachlichen Sinnerzeugung, für welche die Äquivalenz gelten soll. Paraphrastisch äquivalent können ganz unterschiedliche Formulierungen bzw. Ausdrücke zum einen darum sein, weil die „für alle praktischen Zwecke“ hinreichende Verstehenstiefe (je nach der Aufgabe, die kommunikativ gelöst werden soll) sehr unterschiedlich sein kann. Das kann man sich leicht an empirisch eingebetteten Reden verdeutlichen, deren kooperatives *framing* oft so stringent ist, dass jede vage sprachliche Formulierung ihren Zweck erfüllt. Um am Frühstückstisch das Salz zu bekommen, müssen wir nicht die chemische Formel von Natriumchlorid erläutern. Relative paraphrastische Äquivalenz von Formulierungen gehört aber (wie Ungeheuer argumen-

tiert) auch zur schrittweisen Entfaltung eines Themas in der Darstellung. Sie ist daher auch eine dynamische Größe und abgestellt auf die Vertiefung von Verstehen und Verständnis.

Angeregt ist Ungeheuer (1969) durch den kritischen Blick auf den erklärenden Gebrauch der Paraphrasenrelation in der (frühen) Generativen Transformationsgrammatik, wo man z. B. davon ausgegangen ist, dass aktive und passive, prädikative und attributive Versionen von Sätzen und Ausdrücken „bedeutungsgleich“ seien bzw. durch bedeutungserhaltende Transformationen auf einfache „Kernsätze“ zurückgeführt werden könnten. Dem setzt Ungeheuer entgegen, dass z. B. eine Redensart wie

Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus.

durchaus in die paraphrastische Entfaltung eines Narrativs über Marktabsprachen zwischen Oligarchen (oder zahllose andere, analoge Narrative) gehört, obwohl sich weder Lexeme noch grammatische Konstruktionen wiederholen, während *X schlägt Y* und *Y wird von X geschlagen* sich nicht nur durch den wechselnden Status der Argumente, sondern auch thematisch etc. unterscheiden können. Gesprächsanalitikern ist vertraut, dass Folgebeiträge in der Regel ein (explizites oder implizites) Paraphrasenangebot für den Vorgängerbeitrag enthalten, auf das der erste Sprecher seinerseits wieder eingehen kann. Und es ist ebenfalls argumentiert worden, dass einen Satz oder eine Äußerung zu *verstehen*, die Fähigkeit zur Paraphrasierung desselben „für andere“ einschließt, was freilich auf den interaktiven und ungeschlossenen Charakter des „Verstehens“ hindeutet.

Generell ist die „primordiale“ Bezugsgröße sprachlicher (grammatischer wie lexikalischer) Bedeutungen der kommunikative Sinn situierter Äußerungen. Die darstellungstechnischen Systeme natürlicher Sprachen werden reflexiv „über“ dieser Sinnebene aufgebaut. Das gilt, wiewohl *kommunikativer Sinn* natürlich keineswegs fest oder exklusiv an den Sprachzeichen haftet. Sie helfen lediglich dabei, diesen Sinn mit ihren eigenen Darstellungs-, Konstruktions- und Verweistechiken zu erzeugen. Die Sprachzeichen selbst *haben* keinen Sinn. Wer mit Hilfe

einer Sprache geordnet Sinn erzeugen kann, versteht darum noch lange nicht die Funktionsweise der Sprache, aber die sprachliche Sinnerzeugung ist gleichwohl der einzige „Rohstoff“, über den Sprachwissenschaftler verfügen. Die Sprachbenutzer *haben* den situierten Sinn sprachlicher Äußerungen, sie verstehen *mit Hilfe* der sprachlichen Darstellungstechniken, die aber in ihrer Vermittlungsfunktion aufgehen und verschwinden und selbst weitestgehend unter der Bewusstseinschwelle mitlaufen (Coseriu 1981: 51).

Als „noetisch“ bezeichne ich (wie oben angedeutet) die Ebene der sprachlichen Bedeutungsproduktion, die (und sofern sie) von tatsächlichen Formulierungsunterschieden konditioniert und abhängig ist. Ausgehend von Ungeheuers Axiom (a) zeichnen sich „benachbarte“ Konstruktionen bzw. Formulierungen dadurch aus, dass sie in partiell paraphrastischen Äquivalenzbeziehungen und immer auch in Differenzbeziehungen zu einander stehen, weil grundsätzlich *jeder* Formulierungsunterschied kommunikativ semantisierbar ist. In der Gesprächsdynamik sind paraphrastische Äquivalenzen strikt lokal. Sie bestehen zwischen thematisch verbundenen Äußerungen und Ausdrücken ein und derselben Kommunikation, ein und desselben Textes. In der reflexiven und extrakommunikativen Sicht der Linguistik erscheinen sie dagegen als „Potentiale“ lexikalisch besetzter Konstruktionen.

Um ein Beispiel zu geben: Die drei Varianten des possessiven Genitivs mit Eigennamen [a] vorangestellt *Peters Auto*, [b] nachgestellt *das Auto Peters*, [c] präpositionale Ersatzform *das Auto von Peter* kann man, wie es die Grammatiken oft tun, als weitgehend äquivalent beschreiben. Man kann die Unterschiede hervorheben, die dadurch gegeben sind, dass in [b] und [c] das Possessum definit oder indefinit kodiert werden kann, in [a] nicht etc. „Füllt“ man die drei Muster mit Elementen anderer lexikalischer Subklassen, kann sich das Bild jederzeit ändern. Nehmen wir (aus aktuellem Material) eine deverbale Stammnominalisierung und einen Krankheitsnamen, dann bekommen wir: [a'] *Ebolas Ausbruch*, [b'] *der Ausbruch Ebolas*, [c'] *der Ausbruch von Ebola*. Die Akzeptabilität der Ausdrücke dürfte von [a'] nach [c']

zunehmen. Für [b'] habe ich einen Rundfunk-Hörbeleg. Es geht an dieser Stelle gar nicht um die Gründe dafür, dass bei lexikalischer Umbesetzung der Schemata auch andere noetische Effekte entstehen (weil *Ebola* kein, jedenfalls kein typischer Eigenname und *Ausbruch* sowohl nomen actionis als auch nomen acti ist etc.), sondern nur um den Tatbestand, dass noetische Äquivalenzen zwischen Schemata immer von deren lexikalischer Besetzung abhängen. Und sprachtheoretisch noch wichtiger ist womöglich der Umstand, dass wir, um die Angemessenheit eines solchen Ausdrucks zu beurteilen, von der lexikalisch gefüllten Konstruktion aus eine Ebene des „Gemeinten“ projizieren müssen. *Ebolas Ausbruch* macht *Ebola* tendenziell zum Personennamen und *Ausbruch* zum nomen actionis, zu einer aktiven Tätigkeit. Die linguistische Tradition fixiert solche (noetischen) Polysemien bevorzugt in der Ebene der lexikalischen Symbole, die in Konstruktionen eingesetzt werden, und nicht in der Ebene der Konstruktionen selbst. Sprachtheoretisch dürfte jedoch die Annahme begründet sein, dass sich der konstruktionelle „Platz“ eines Ausdrucks von seinem kompositionellen „Wert“ nicht sauber unterscheiden lässt. Saussures „valeur“-Konzeption hat nur in der radikalen Version Sinn und Bedeutung, in der es tatsächlich um die Gesamtheit der syntagmatischen und paradigmatischen Beziehungen und Beziehbarkeiten eines Elements in einer Konstruktion geht.

Oder, um ein weiteres Beispiel zu geben: Als hoch aggregierte Konstruktionstypen haben im Deutschen Determinativkomposition, Genitivattribut und Relationsadjektiv partielle Überschneidungen. Ich kann sagen: *Staatsgelder*, *Gelder des Staates* oder *staatliche Gelder*, *Arztpraxis*, *Praxis eines Arztes*, *ärztliche Praxis*.¹ Abgesehen von der Einschränkung durch Ungeheuers Axiom macht das vielfach keinen großen Unterschied. Wechseln wir jedoch die lexikalische Besetzung der beiden Positionen von *determinans* und *determinatum*, dann zerfällt diese partielle

1 Auf das Problem der Determinierung von Genitivattributen gehe ich hier nicht ein. Unbestimmte Genitivattribute sind selten und nähern sich noetisch der Komposition.

Äquivalenz rasch nach allen Seiten. Einmal was die verfügbaren Ausbauoptionen für die *determinans*-Position betrifft (im Kompositum und ähnlich im Relationsadjektiv ist sie dereferenzialisiert, kaum modifizierbar etc.), dann aber auch nach der lexikalischen Besetzung. In vielen Fällen ist eine Option usualisiert, die anderen nicht, in sehr viel mehr Fällen „geht“ überhaupt nur eine, weil die Bildbarkeit von Relationsadjektiven ganz anderen Einschränkungen unterliegt als die nahezu unbegrenzt mögliche Komposition und die Genitivrelation. Da, wo sich noetisch andere und „falsche“ Bedeutungsprojektionen ergeben würden, setzt sich die (im Deutschen durchaus markierte) Option mit Relationsadjektiv durch: *häusliche Pflege* vs. **Hauspflege*, **Pflege des Hauses*.

Als Produkte und Projektionen des Symbolfeldes sind noetische Bedeutungen „computational“ im Sinne von Chomsky (2010). Konstruiert werden sie allerdings *nicht* auf der Grundlage stabiler und absoluter Element- oder Symbolbedeutungen, die sich nach festen, quasi-algebraischen Regeln zu berechenbaren Komplexen fügen. Sie sind also nicht im engen Sinne des Fregeprinzips *kompositionell*, sondern projizierbar aus der Wechselwirkung von *slot* und *filler*, Konstruktion und lexikalischem Element. Dabei zeigt bereits das Genitivbeispiel, dass unter dem Dach ein und desselben morphosyntaktischen Formats zahlreiche Konstruktionsbedeutungen (mehr oder weniger) friedlich koexistieren können: neben der possessiven Genitivkonstruktion partitiver Genitiv, Eigenschaftsgenitiv, Subjekts-/Objektsgenitiv etc.

In der Regel sind es noetisch vereindeutigende, das Gemeinte präzisierende Paraphrasen, mittels derer die Ambiguität morphosyntaktischer Konstruktionsformate gezeigt wird. Paraphrasen sind im Feld der noetischen Bedeutung darin reflexiv, dass sie ein ambiges Gebilde so umformulieren, dass es definitiv nur noch eine noetische Lesart hat. Die paraphrastische Bewegung bleibt im Rahmen der Noetik. Man könnte sogar versucht sein zu der Hypothese, Noetik sei, was auf solche Weise expliziert werden kann, nämlich als Verhältnis extrakommunikativer Sätze und/oder Konstruktionen. Um ein generatives Standardbeispiel

zu bemühen: In *X is ready to eat* kann X das aktive oder das passive Subjekt von *eat* sein, in *X is eager to eat* nur das aktive. Im ersten Fall gilt auch die Paraphrase *X is ready to be eaten*, im zweiten gilt nichts Entsprechendes. In praxi dürften wir eher auf der Grundlage unseres Alltagswissens darüber prozessieren, was typischerweise in der Rolle des „Gegessenwerdens“ auftritt und was in der Rolle des „Essers“. Herkömmlicherweise kann man freilich diese noetische Mehrdeutigkeit ganz verschieden zurechnen: Auf die syntaktische Konstruktion selbst, auf die grammatische Semantik von *ready* bzw. *eager*, auf die semantische „Eignung“ von X für Agens- bzw. Patiensrolle gegenüber dem Verb, auf das Verb selbst, das transitiv sein muss, damit die Ambiguität auftreten kann. Sprachtheoretisch interessant ist eben dieses Zurechnungsproblem, weil es auf den „verteilten“ und kombinatorischen Status der Mehrdeutigkeit verweist, die manchmal durch das Auswechseln des Adjektivs, manchmal durch das Auswechseln des Verbs, des Subjekts etc. „behooben“ werden kann. Der fragliche Effekt, so meine Schlussfolgerung, ist synsemantisch konditioniert, in der „Zusammenstellung der Sinngehalte“, nicht allein durch kategoriale Schemata, sondern auch durch die konkreten lexikalischen Elemente, die in diese Schemata eingesetzt werden. Ein Konstruktionsgrammatiker würde im Zweifel darauf verweisen wollen, dass jede lexikalische Umbesetzung den „Wert“ einer Konstruktion verändern kann.

Formale Grammatiker, insbesondere aus der generativen Syntax, sprechen gerne über das „komputationale“ (*computational*) Potenzial des Symbolfeldes, seiner Muster und Techniken. Sie halten die fraglichen Sinneffekte für eindeutig und quasi-algorithmisch beschreibbar. Weil sie aber der Kommunikation (und natürlich auch dem sprachlichen Denken) Raum für fallweise Präzisierungen von der Sache, vom Gemeinten, von der Pragmatik her lassen müssen, sind noetische Effekte vielfach uneindeutig. Die Noetik ist ein System von Hinweisen, von *cues*, die einander wechselseitig präzisieren und Raum für die Präzisierung von der Sache her lassen. Der „pure“ noetische Blick ergibt sich nur, wenn wir systematisch von der kommunikativen (Selbst-)Einbettung der Rede absehen. Exerziten des beliebten Typs:

Hannah sah den Hund/die Hunde auf sich zu rennen. Die Kinder bewarfen sich mit Sand, sie halfen sich bei den Hausaufgaben etc.

werden entweder nicht so gesagt oder sie erzeugen günstigenfalls mehr oder weniger plausible Lesarten. Natürlich können wir uns mühelos fünf Kinder vorstellen, die sich jeweils selbst mit Sand bewerfen. Ein Hund kann kaum auf sich selbst zulaufen, außer im Spiegel oder in phantastischen Texten à la Alice im Wunderland. Handelt es sich um mehrere Hunde, so gehen beide Lesarten, reflexiv wie reziprok, aber allein die jederzeitige Verfügbarkeit von vereindeutigenden Zeichen (*selbst/einander*), belegt ja, dass die Techniken des Symbolfeldes *bei Bedarf* vereindeutigt werden können und müssen. Viel interessanter ist freilich der Umstand, dass sich an dieser Stelle die „reale Welt“ (unser „Weltwissen“, zu dem freilich auch unser Wissen über Texte, Deutungen etc. gehört) mit ihren Plausibilitäten in den noetischen Kalkül hineindrängt und uns erlaubt, zwischen „plausiblen“ und „nicht plausiblen“ Deutungen der darstellungstechnischen Muster zu unterscheiden. Was das theoretisch bedeutet, bleibt unklar. Formale Linguistik besteht vielfach einfach nur darin, dass man so tut, als ob es nichts gäbe in der Sinnproduktion außer den noetischen Algorithmen des Symbolfeldes. Die formale Linguistik leugnet oder verdrängt den zutiefst opportunistischen Charakter der sprachlichen Darstellungstechniken, der sich vielfach überhaupt erst an „sachlichen“ Plausibilitäten präzisiert (vgl. Abschnitt 5). Darstellungstechnisch haben wir es mit abstrakten Schemata und Modellen zu tun, die im Gebrauch präzisiert werden, „...denn die sprachlichen grammatischen Kat.-Systeme sind alle den noetischen Möglichkeiten gegenüber außerordentlich defektiv.“ (Koschmieder 1965: 204)

[3] Noetik und Kombinatorik

Erheblichen sprachtheoretischen Dissens gibt es bezüglich der Frage, wie man sich die „lexikalischen Bedeutungen“ vorzustellen hat, die in das kombinatorische noetische Kalkül einge-

hen. Wo man formal und algebraisch denkt, da stellt man sie sich als arbiträre Symbole mit mehr oder minder festen Bedeutungen vor. Unklar ist freilich, ob die Lexeme diese (mehr oder minder festen) Symbolbedeutungen als Einheiten des Lexikons gewissermaßen „außerhalb der konkreten und lokalen Fügung“ haben sollen oder als Einheiten der Verkettung in der Rede nur „innerhalb der konkreten und lokalen Fügung“. Und eigentlich verbietet das doch in allen strukturalistischen Schulen weitgehend anerkannt Saussuresche Axiom vom systemischen *valeur* der (Minimal-)Zeichen, wonach dieser keine positive Größe, sondern die Gesamtheit der syntagmatischen und paradigmatischen Beziehungen des Zeichens umfasst, jede Fixierung der lexikalischen Bedeutungen außerhalb einer puren systemischen Virtualität. Denn in jeder Realisierung sind die syntagmatischen Bezüge stofflich ebenso bestimmt und bestimmbar wie die paradigmatischen Alternativen.

Die lexikalische Bedeutung eines Verbs wie *erpressen* kann man diachron nicht denken und synchron nicht beschreiben, ohne den „Druck“ der Argumentrollen, die durch das Verb zu einander in Beziehung gesetzt werden. Als „Form der Verbindung“ (Sandmann 1940) kristallisiert jedes Verb in seiner „Bedeutung“ Komponenten, die aus den fallweise wechselnden, aber durch das jeweilige Verb geordneten und gebahnten Kräften der Synsemantie stammen. So gesehen ist die lexikalische Bedeutung eines Verbs von seiner syntagmatischen Selektivität gar nicht zu trennen und gewissermaßen eine bloße Abstraktion. Im Vergleich mit dem „Durchgangscharakter“ von Verbbedeutungen wirken Substantivbedeutungen beständiger, stabiler, aber das ist auf den zweiten Blick bloß ein Seiteneffekt der häufigen Referenzialisierung von Nominalphrasen. Durch die Affinität zum Nennen, Identifizieren (Eigennamen!), Referieren erscheinen die Bedeutungen von Substantiven fester, „zeitstabiler“. Auch Verbbedeutungen erhalten aber durch „Situationsreferenz“ ein solches stabilisierendes Element, aber sie können in der Regel nur zusammen mit ihren besetzten Argumentpositionen referenzialisiert werden. Und da auch der Substantivwortschatz von deprädiativen Nominalisierungen wimmelt, etablieren sich

solche „Durchgangsbedeutungen“ ziemlich hemmungslos auch im nominalen Wortschatz. *-ung*-Nominalisierungen (und manche deverbalen Stammnominalisierungen) beginnen als „Vergegenständlichung von Satzinhalten“ (so die alte Formel Porzigs) vom Prädikat her, können sich aber zu Ereignisnomina (*Lesung, Belohnung*) oder zu regulären sortalen Substantiven entwickeln (*Leitung, Dichtung*), ohne ihre fallweise Reaktivierbarkeit als „Durchgangsbedeutung“ zu verlieren.

In jedem besseren Semantiklehrbuch steht, dass der Satz: *Wir haben einen Freund verloren* je nach den Umständen seiner Äußerung die folgenden noetischen Bedeutungen annehmen kann, die in den Paraphrasen expliziert werden:

- [a] *Ein Freund, mit dem wir unterwegs waren, ist in der Menge aus unseren Augen geraten;*
- [b] *Eine Person, die früher unser Freund war, ist es nunmehr nicht mehr;*
- [c] *Eine Person, die unser Freund war, ist gestorben; etc.*

Erkennbar ist an diesen noetischen Paraphrasen nicht nur, dass die „Durchgangsbedeutung“ von *verlieren* von der Besetzung seiner Argumentpositionen abhängt, erkennbar ist auch, dass ein Objektargument wie *einen Freund* sowohl referenziell als auch konzeptuell kovariiert mit der Spezifizierung der verbalen „Durchgangsbedeutung“, dass *verlieren* (in der hier fraglichen Lesart!) einen Vor- und einen Nachzustand verbindet etc. Noetisch nicht uninteressant ist, dass im Syntagma *einen Freund verlieren* das Objekt eine bloß konzeptuelle (= der Referent ist noch da, aber er ist nicht mehr unser Freund) oder eine konzeptuell-referenzielle Lesart haben kann (= der Referent ist noch unser Freund, aber nicht mehr da). Daraus kann man gewiss den Schluss ziehen, dass auch vermeintlich „stabile“ lexikalische Bedeutungen nicht notwendigerweise nur mit *einem* Wert in wechselnde (und nicht einmal in ein und dieselbe) Konstruktionen eingehen. In diesem Sinne argumentiert Chomsky (1995: 236), dass Standardtheorien der Referenz auf natürliche Sprachen wohl nicht anwendbar seien, und zwar darum, weil

Substantive/NPs sich durchaus *zugleich* auf konkret-referentielle und abstrakt-mentale Gegenstände und Sachverhalte beziehen könnten. Sein Beispiel lautet:

The book I am writing will weigh five pounds.

Und der (verbürgte) Kalauer eines Schützenvereins, der für seine Zusammenkünfte mit dem Spruch:

Schießen lernen – Freunde treffen

wirbt, zeigt beiläufig, dass die thematische Umgebung (bzw. die syntagmatische Affinität von *schießen* und *treffen*) unerwünschte Bedeutungsaktivierungen erzeugen kann.

Relevant für eine halbwegs systematische „Einhegung“ der noetischen Bedeutungen ist die strikt formale und symbolfeldbezogene Schematisierung der Hauptwortarten, die Manfred Sandmann (1940) vorgeschlagen hat. Darauf komme ich zurück.

Wie oben bereits angedeutet besteht eine Schwierigkeit der noetischen Perspektive darin, dass sie mit Wörtern und ihren Symbolwerten „rechnet“, die zwar möglicherweise polysem sind, aber im Einzelfall mit einem mehr oder weniger festen Wert in den konstruktiven bzw. kombinatorischen Kalkül eingehen. Die nötige Relativierung dieser axiomatischen Position fällt uns darum besonders schwer, weil in unserer *linguistic ideology* (Silverstein), in der Art, wie wir uns das Funktionieren unserer Sprache zurechtlegen, die Wörter (qua Lexem) gewissermaßen die Bausteine der syntagmatischen Konstruktionen sind. Hempel (1980: 19), sprachtheoretisch geprägt durch Husserl, Bühler, Koschmieder, weist hingegen darauf hin, dass die Isolierung lexikalischer Einzelbedeutungen ein „fiktiver“ Prozess ist, einer Art sekundärer und extrakommunikativer Zuwendung zur Sprache geschuldet. Die operative Realität dessen, was wir Wörter oder Lexeme nennen, ist das „Sinngefüge“, das Syntagma, die syntaktische Konstruktion. Es ist ein Denkfehler, dass wir die sekundäre Reflexionseinheit „lexikalische Bedeutung“ als primären Baustein in syntagmatische Konstruktionen einzusetzen versu-

chen. Schon die Tatsache, dass alle Lexeme kategorial auf der Ebene von Wurzel, Stamm, Lexem oder Syntagma (Lehmann 2010) im Blick auf ihre kombinatorische Spezifizierung geformt sind, deutet auf den sekundären und reflexiven Charakter (vieler) lexikalischer Bedeutungen.

Das Modell „Lexikon“, so könnte man zuspitzen, stimmt noetisch niemals vollständig, aber es stimmt am ehesten bei den kategorialen „Formen der Isolierung“ (Sandmann 1940), bei substantivartigen Bedeutungen (unter diesen wiederum am ehesten bei eigennamenartigen!). Nur bei diesen gibt es extensional/denotativ und/oder intensional eine Festlegung auf bestimmte „Gestalten“ im Bereich sortaler Konzepte und sogar auf bestimmte Komplexqualitäten im Bereich eigennamenartiger Referenzprozesse. Was wir darstellungstechnisch mit Substantiven und NPs modellieren, das erscheint uns projektiv als realer sprachlicher „Gegenstand“. Hempel (1980: 11) schreibt: Das Substantiv *Bienenschwarm* und der Satz *Die Bienen schwärmen* können außersprachlich ein und dieselbe Bezugsrealität haben, der Unterschied liegt nicht in der Sache, sondern in der „sprachlichen Formungsstufe“. Im Prinzip kann die sprachliche Darstellungstechnik jeden komplexen Zusammenhang als „Gegenstand“ raffan oder als Konstellation, Ereignis, Handlung, Situation auseinanderlegen. Natürliche Sprachen sind ontologisch vollständig indifferent. Ihre „Gegenstände“ sind eben *ihre*, die von ihnen als solche geformten Objekte. Ontologisch können sie sein, was sie wollen.

Die Bedeutungslehre beginnt zwar auch beim Wort, ihr gehört aber auch zu die Betrachtung der Syntagmen mit ihrer Rolle, die Richtung der Gedankenführung generell vorzuzeichnen.
(Hempel 1980: 11)

Und, so wäre hinzuzufügen, das tun die Syntagmen sowohl als abstrakt-kategoriale Formschemata als auch vermittels der lexikalischen *items*, die in sie eingesetzt werden. Die kategoriale Formung dieser *items* macht sie verwendbar und deutbar im Zusammenhang „passender“ Konstruktionen:

Das Wort also hat im Sprechen als Akt keine selbständige Existenz, die einzelnen Wortbedeutungen befinden sich, mit einem Gleichnis der Chemie gesprochen, in ungesättigtem Zustand, sie fordern Ergänzung im Satzganzen. (Hempel 1980: 35)

In diesem Zusammenhang ist bei Hempel, der ja von Bühler (1934) her denkt, auch von der Konnotation die Rede. Das Wort, schreibt er, sei operativ (im syntagmatischen Zusammenhang der Rede) ein „Vorstellungsmodell“, es könne situativ Wahrnehmungen ansprechen oder Vorstellungen aufrufen, bedürfe aber der Ausrichtung durch ein Kraftfeld externer Bezüge und Beziehbarkeiten.

Ähnliche Leitgedanken findet man auch im sprach- und symboltheoretischen Denken Arnold Gehlens (1974): der zeigend-verweisende und expressive Gehalt des in der Situation bündigen einzelnen Wortes werde „abgeblasst“ und überwunden in der syntagmatischen Verweisung und Erfüllung der Wörter in anderen Wörtern der Redekette – mit dem Satz als einer selbstgenügsamen Feldeinheit, in der die Sprache ganz bei sich bleibe und einen Sachverhalt objektiv „feststelle“, dessen Außenerfüllung immer möglich bleibe, aber im Hegelschen Sinne „aufgehoben“ werde. Gehlen spricht von einem

...Verlust der unmittelbar anzeigenden, aus der Sprache herausverweisenden Werte, ihres anschaulichen, demonstrativen Gehalts, durch einen Vorgang des ‚Ablassens‘, wodurch auf der anderen Seite die außerordentliche Möglichkeit freigelegt wird, dass die Wörter aufeinander hinweisend werden, sich gegeneinander erfüllen. (Gehlen 1974: 267)

Von theoretischem Interesse ist in diesem Zusammenhang die Frage, ob auch in den kategorialen Details die Modalitäten des Außenbezugs der Wörter als Grundlage für ihre kategorialen Merkmale und Eigenschaften im Symbolfeld nachgewiesen (oder wahrscheinlich gemacht) werden können. Anders gesagt: Ob es sich bei dem „Verlust“ der externen Bündigkeiten primitiver Ausdrücke im Seh- und Aktionsfeld von Sprecher und

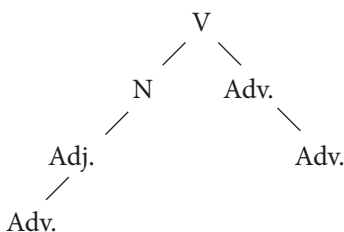
Hörer vielleicht weniger um einen „Verlust“ und eher um einen „Umbau“ äußerer Verweisungen in kategoriale Formen der Symbolfeldrelationalität handelt. Wenn man davon ausgeht, dass Grammatikalisierungsprozesse (stellvertretend für die Fülle der Literatur Lehmann 1995) sich dadurch auszeichnen, dass sie bereits im Symbolfeld kategorial geformtes „Material“ tiefer in den darstellungstechnischen Apparat einer Sprache hineinziehen, dann wäre die erste „Zurichtung“ der Wörter auf die syntagmatische Binnenverweisung im Symbolfeld so etwas wie ein Scharnier oder eine Membrane zwischen dem pragmatischen Monorhem (Werner & Kaplan 1963) und der konzeptuell motivierten Kategorie (die „Namen“ von Objekten sind Substantive, von Handlungen Verben, von Merkmalen/Eigenschaften Adjektive), die dann diachron und metaphorisch ausgebaut wird zu einer syntaktischen Kategorie, welche die konzeptuellen Grenzen ihrer ersten Motivierung weit überschreitet.

Nur auf den ersten Blick wirkt es paradox, dass die Einbindung der Wörter in die syntagmatischen Verhältnisse des Symbolfeldes deren Bedeutung zugleich befestigt *und* für präzisierende und modifizierende Zusätze öffnet. Hören wir hierzu noch einmal Gehlen, der in diesem Zusammenhang auch auf die treibende Kraft des Missverstehens hinweist:

Weiter haben die meisten Wörter zunächst etwas Flüssiges und Unpräzises und sobald sie auf eine bestimmte Bedeutung eingeschränkt werden, lassen sie Leerstellen, die nun durch neue Ausdrücke gefüllt werden müssen. (Gehlen 1974: 247)

Natürlich haben solche Formulierungen selbst etwas „Flüssiges“, und sie bedürfen der definitonischen und theoretischen Präzisierung. Mit „Leerstellen“ ist in diesem Zusammenhang ausdrücklich nicht das Valenzkonzept und die spezifische Relationalität von Verben/Prädikaten gemeint, sondern die allgemeine Präzisierbarkeit und Modifizierbarkeit im Feld, die alle kategorial geformten „Inhaltswörter“ haben. Es geht also um Tatsachen, wie sie etwa die allgemeine Wortartenlehre von Tesnière zu modellieren versucht: Verben/Prädikate werden ausge-

richtet durch Aktanten und (freie) Angaben, Substantive durch Attribute (Adjektive oder adjektivische Transpositionen anderer Wortarten), Adjektive durch Adverbien (und Adverbien selbst wiederum durch Adverbien, die also jeweils die „letzte“ mögliche Modifizierung repräsentieren:



Der „Rest“ wird durch sekundäre, translative Formate geregelt: Präpositionalphrasen können adverbiale, adjektivische und Aktantenpositionen ausfüllen, unflektierte Adjektive (im Deutschen) adverbial gebraucht werden, Genitive machen Substantive zu sekundären Adjektiven etc. Zum Translationsapparat gehören in der klassischen Version der Valenzgrammatik neben expliziten Relatoren (der bestimmte Artikel substantiviert etc.) auch morphologisierte Relatoren wie die substantivischen Kasus.

Valenz im engen Sinne haben nur einige Ausdrucksarten, prototypisch Verben, aber modifiziert werden können so gut wie alle Inhaltswörter. Doch hier verlassen wir den Kosmos der traditionellen und kategorialen „Kombinatorik von Lexemen“ in Syntagma. Wortgruppe und Satz, weil so gut wie alles, was man für die noetischen Fragen der Syntax benötigt, über diese kategoriale Ebene hinausführt. Die „Fortsetzung“ dieser Gedankenreihe folgt im Syntaxkapitel.

[4] Noetik und Epistemik

„Die Sprache“, so schreibt Gehlen (1974: 257), „bringt Inneres und Äußeres auf eine Ebene, nämlich ihre eigene.“ Was wir als Noetik bezeichnen, das schwankt ganz merkwürdig zwischen

mental-kognitiven und ontologisch-sachlichen Verhältnissen und Beziehbarkeiten. Die vollständige ontologische Indifferenz natürlicher Sprachen haben wir oben bereits erwähnt. Semantikmodelle, die nicht ganz betriebsblind sind, trennen die mental-kognitiven Innenverhältnisse von Sätzen und Konstruktionen („Ausdrucksbedeutung“) von ihrer fallweisen Instantiierung und Referenzialisierung beim Sprechen in Situationen („Äußerungsbedeutung“; so etwa Löbner 2003) und tragen der Tatsache Rechnung, dass Sprachsymbole und Konstruktionen mentale Größen sind, mit denen wir uns ebenso gut in realen wie in projizierten „Welten“ bewegen und orientieren können. „Verstehen“ und verarbeiten können wir aber auch Ausdrücke und Konstruktionen, die nicht referenziell geerdet sind. In der Semantik dominiert die (auf weite Strecken realistische) Vorstellung von einer Art variabler Verzahnung zwischen der Ausdrucksbedeutung und den fallweise verfügbaren Ressourcen ihrer Verankerung in konkreten Äußerungsumständen. Dass diese Verzahnung oder Verankerung „gelingen“ kann oder nicht, nähert die Äußerungsbedeutung der pragmatischen Sphäre an. Nicht zufällig ist alles Deiktische und Indexikalische umstrittenes Terrain zwischen Semantik und Pragmatik. Selbstverständlich „verstehen“ wir den Satz:

Wir treffen uns gleich hier.

Aber als *Äußerung* ist er nur erfolgreich, wenn Sprecher und Hörer von einer geteilten origo her referenzielle Werte für *Wir*, *gleich* und *hier* einsetzen können. Das hängt damit zusammen, dass Deiktika mit Bezug auf das Sprachsystem Symbole, mit Bezug auf die Rede aber Indizes sind. Und auch volle, lexikalische NPs nehmen auf der Äußerungsebene vielfach indexikalische Werte an, d.h. sie können situativ referenzialisiert werden.

Das plausibilisiert eine Metaphorik, die Ausdrucksbedeutung und situative Referenzialisierung modelliert wie einen Reißverschluss, dessen beide Seiten (die sprachsystemisch-konzeptuelle und die extern-referenzielle) beim Sprechen inkrementell ineinander greifen. Was dieses (für weite Bereiche des Sprechens

hoch plausible) Denkmodell ein wenig trübt, ist die Mühelosigkeit, mit der bereits relativ kleine Kinder rein fiktionale, die thematischen Zusammenhänge projizierende Erzähltexte zu verarbeiten scheinen. Einmal in Gang gekommen, stößt sich die Sprachverarbeitung offenbar leicht von den Realkontakten des empraktischen Sprechens ab. Oder anders (und in der gewählten Bildsphäre) formuliert: Das „Außen“ der Referenzialisierung, die Äußerungsseite des Reißverschlusses, kann ebenso leicht eine sprachlich projizierte Textwelt sein. Wir behandeln beim Sprechen soeben eingeführte „Textreferenten“ nicht anders als reale Menschen, Häuser oder Bäume in unserem Sprech- oder geteilten Wissensumfeld. Coseriu hat in seiner *Textlinguistik* (Coseriu 1981) versucht, die für eine textuelle Interpretation erforderlichen Umfeldrelationen der Zeichen zu systematisieren.

Sobald wir „in ganzen Sätzen“ zu sprechen gelernt und den Realkontakt der aktuellen Orientierung reduziert haben, können wir uns bereitwillig in sprachlich entworfenen Textwelten bewegen, und sie mögen noch so fiktional (und jederzeit als fiktional erkennbar) sein, sprachlich präsentieren sie sich uns in der gleichen Objektivität und Sachlichkeit wie Berichte über den realen Kindergeburtstag und seine Teilnehmer. Hier gibt es dann gewöhnlich ein Humboldtzitat über „den gleichsam imaginativen Teil der Sprachen“ (vgl. Gehlen 1974: 245), aber es scheint sinnvoller, von der „Objektivitätssuggestion“ zu sprechen, die die autonomisierte sprachliche Darstellung allen „Sinnverhalten“ verleiht, die in ihr formuliert werden (für deren Handhabung und Management das gesamte Teilsystem modalisierender Bedeutungen und Ausdrücke spezialisiert ist). Die „Wahrheit“ sprachlicher Darstellungen hat mit der Sprache nichts oder wenig zu tun, es ist der *Sprecher*, der sie gelegentlich prüft und zu prüfen hat, die Sprache stellt ihm lediglich Ausdrücke für deren Bewertung zur Verfügung. Alles sprachlich Dargestellte, auch die dargestellte Ding- und Sozialwelt, wird beim Sprechen nicht lediglich mit Zeichen, Etiketten versehen, es wird in unsere sozial-kognitive Welt eingebaut. „Das Rätsel der Sprache besteht in erster Linie in der Fülle der in ihr enthaltenen und möglichen

Integrationen“, heißt es bei Gehlen (1974: 200), und an anderer Stelle:

Durch die Sprache werden den Dingen nicht ‚Zeichen‘ aufgeklebt, sondern sie werden in unseren Umgang verwickelt, intim und zu Teilnehmern unseres Lebens. (Gehlen 1974: 142)

Und das gilt für individuelle und kollektive Fiktionen ganz ebenso wie für versprachlichte Realien. Satz und Proposition mögen ihre Schematisierungen an der Zergliederung und Faktorisierung und linearen Resynthese realer Handlungen und Situationen ausbilden, sobald die Schemata einmal „da“, erworben und operativ sind, funktionieren sie auch ohne Realkontakt, oder genauer: Es genügt der reflexive Kontakt mit der „eigenen“, durch die Konstruktionen und Texte selbst projizierten Realität.

Wir imaginieren das Dargestellte, die „mögliche Welt“, gerne als ein referenzielles *Außen*, auf das wir uns sprachlich beziehen, und *dass* wir uns auf ein solches *Außen* sprachlich beziehen können, hat zweifellos seine Richtigkeit. Es wurzelt in der geteilten Aufmerksamkeit (mit „äußeren“ Schnittpunkten), der ersten Ressource der sprachlichen Sozialisation. Aber ebenso berechtigt ist die komplementäre Perspektive, nach welcher wir das Versprachlichte in unseren kommunikativen und kognitiven Umgang hineinziehen. Viele wiederkehrende Missverständnisse und Verzerrungen beim theoretischen Verständnis der sprachlichen Noetik haben hier ihr eigentümliches Motiv. „Gemeint“ werden kann von uns alles, was wir mit einer denk- und konstruierbaren sinnhaften Bündigkeit versehen können.² Was banal und plausibel ist, weil wir es gewohntermaßen dazu verwenden, uns über alltägliche Zusammenhänge zu verständigen, ist sicher eine noetische Kernressource, aber es ist definitiv nicht die ein-

2 Insofern ist Hartmut Günthers (1981) Experiment über die Interpretierbarkeit zufällig ausgewürfelter Determinativkomposita (mit dem überraschenden Ergebnis, dass so gut wie alle, auch die absurdesten Komposita – z.B. Selbstkomposita wie *Tassentasse* – nominativ interpretiert werden) ein genuines Experiment in Noetik!

zige. *Die grüne Möwe* und *das weiße Gras* sind sicher „sachlich“ weniger plausibel als *die weiße Möwe* und *das grüne Gras*, aber noetisch gleichermaßen interpretierbar.

Und „meinen“ können wir (wie Koschmieder 1965 zusammenfasst) einmal „Genanntes“ (hierher gehört das Experiment von Günther 1981), dann Gesagtes oder Behauptetes (Koschmieders Dimension der Verzeitlichung) und schließlich pragmatischen Handlungssinn (Leistungsdirektive bei Koschmieder).

Wenn aber die gegenständliche und kulturell-soziale „Welt“ als Regulativ für die sprachliche Noetik ausfallen, dann bleibt doch weiterhin zu fragen, welches *andere* Regulativ für die Interpretierbarkeit sprachlicher Ausdrücke angenommen werden kann und muss. Und wenn hier ontologische Festlegungen nicht hilfreich sind, dann kann es nur um *sprachliche* Kriterien gehen, aber eben nicht um *einzelnsprachliche*. Heger (1976: 54) argumentiert, dass Noeme, noetische Größen, niemals „frei“ auftreten können, sie sind immer enthalten in den Signifikaten einzelnsprachlicher Zeicheneinheiten, die wiederum durch Kontexte, thematische oder sachliche Umgebungen etc. vereindeutigt und auf Gemeintes zugespitzt werden. Insofern ist für die noetische Interpretation eines sprachlichen Ausdrucks allein entscheidend, ob er als Gemeintes in einen wie auch immer gearteten textuellen Sinnzusammenhang eingefügt werden kann, letztlich also die (ziemlich paradoxe und zirkuläre) Fähigkeit zu textueller Kohärenz (Heger 1976: 4f). Noetisch sind niemals (oder nur ausnahmsweise) einzelnsprachliche Zeicheninhalte,

vielmehr geht es hier um solche Komponenten der intensional zu definierenden Designanda sprachlicher Zeichen, von denen unterstellt werden soll, dass sie *mit Hilfe* jeder Sprache in irgendeiner Form bezeichnet werden können. (Heger 1976: 3)

Auch Heger (1976: 4) verweist auf den notwendig tautologischen Charakter der Definition noetischer Einheiten. In der Sache entspricht das Gehlens oben zitierter Feststellung, wonach die Sprache Inneres und Äußeres vollkommen indifferent in eine Ebene zieht, nämlich *in ihre eigene*. Und was die axiomatischen Tradi-

tionen der Sprachtheorie betrifft, so liefert die Noetik eine epistemisch reflektierte Variante dessen, was die generative Grammatik in die Humboldt'sche Formel vom unendlichen Gebrauch endlicher Mittel zu kleiden beliebt. Die Darstellungen des Symbolfeldes sind (wie Bühler verschiedentlich formuliert hat; vgl. Bühler 1934: 189ff) „relationstreu“, nicht „erscheinungstreu“ oder gar „materialtreu“. Die Dimensionsadjektive (klassisch analysiert in Bierwisch & Lang 1987) liefern ein gutes *exemplum*: Ihre synsemantischen Werte sind nicht absolut, sie variieren um einen Normalwert herum, der im geteilten Sachwissen der Sprachbenutzer über die Nominationssphäre des substantivischen Nukleus verankert ist. Auch das ist ein Beleg dafür, dass die einzelsprachlichen Bedeutungsmerkmale im tatsächlichen Sprachgebrauch *vermitteln* zwischen dem einzelsprachlichen Semsystem und den universellen Kategorien des Gemeinten.

Für Modellierung und Beschreibung noetischer Verhältnisse ist es darum entscheidend, auf welcher Ebene der Zeichenbildung und der Kontextualisierung von „Signemrängen“ (Heger 1976) die Analyse angesiedelt ist. Um bei den Dimensionsadjektiven zu bleiben: Sie zeigen ihre Besonderheit durchaus nicht auf der Ebene des morphemischen Minimalzeichens, auch nicht auf der Ebene der Flexionsform oder der Vokabel, sondern erst in der Ebene der sprachlichen Zeichenbildung, die durch die Koppelung an einen substantivischen Nukleus (und eventuell auch erst: in dessen textueller Referenzsphäre) entsteht.

Und deutlich wird am Beispiel der Dimensionsadjektive ebenfalls, wie paradox die sprachliche Noetik epistemisch ist: Eines teils setzt die (kognitive)³ Interpretation von Ausdrücken wie *ein kleiner Elefant* oder *eine große Spinne* die „Kenntnis der Sachen“ voraus, andererseits ist die Noetik konstruktiv frei, Einheiten

3 Ich setze der Einfachheit halber eine Lesart als Dimensionsadjektiv voraus, wie sie bei Bierwisch & Lang (1987) unterstellt wird. Wir wissen aber seit Leisi (1975), dass auch Erwartungs- und Eignungsnormen die Verwendung und Interpretation von Dimensionsadjektiven steuern. Ein Elefant kann nicht nur im Verhältnis zur Speziesnorm groß oder klein sein, sondern auch im Verhältnis zur Sprechererwartung oder im Verhältnis zu dem, was mit ihm gemacht werden soll etc.

zu bilden, die irgendwie „gemeint“ und in Texte eingebaut werden können. Dass es „Stoffhilfen in jedem Kontext“ gibt (Bühler 1934), verbindet die sprachliche Darstellung mit unserer Kenntnis der Sachen – aber wir können uns ebenso gut in „sachlichen“ Verhältnissen sprachlich orientieren, die wir zuvor selbst eingeführt und definiert haben. Und wer wolle sagen ob *der kleine Muck* klein im Verhältnis zu irgendeiner Norm ist (und wenn ja, zu welcher?). Damit etwas gemeint sein kann, muss es lediglich vor einem imaginierbaren Hintergrund konstruiert werden können. Und außer der Plausibilität, die aus unserer „Kenntnis der Sachen“ herrührt, gibt es auch noch eine zweite intrinsisch-reflexive Linie der Plausibilisierung von Zeichenkombinationen, die einfach aus spontanen Erweiterungen und Verallgemeinerungen etablierter Formulierungen stammen: Wir verstehen *rote Zahlen, rote Linien, rote Socken, rote Fäden, rote Karten* entweder einfach als mehrwortige Quasi-Lexeme oder als metaphorische Extensionen vertrauter Verwendungen von *rot*, die vielleicht tatsächlich mit der Farbe zu tun haben.

[5] Noetische Bedeutung und kommunikativer Sinn

Die noetische Bedeutung sprachlicher Ausdrücke ist im Kern eine „Projektion“ der kombinatorischen und konnotativen Darstellungstechniken des Symbolfeldes. Wie ist das Verhältnis dieser noetischen Bedeutung(en) zum (oben angesprochenen) kommunikativen Sinn von lokal konditionierten, fallweisen konkreten Sprechereignissen? Einer theoretisch befriedigenden Antwort auf diese Frage kommt man nur näher, wenn man mit der „Reflexivität“ des Sprechens auch die Fähigkeit sprachlicher Einheiten und Konstruktionen in Betracht zieht, spezifische Gebrauchsspuren semiotisch anzulagern und in neuen Kontexten zu „aktivieren“ (Maas 1985, Feilke 1994, Schüttpelz 1996 für theoretische Zugänge). Auf diese Weise werden nämlich Ausdrücke und Konstruktionen für ihre typischen Redebedeutungen „indexikalisiert“. In einer im weitesten Sinne „konnektionistischen“ Metaphorik kann man das als kumulierte Aktivierungs-

muster verstehen, bei denen das sich Wiederholende verstärkt und das Einmalige gelöscht oder überschrieben wird. Ausdrücke und Konstruktionen schematisieren sich insofern selbst auf unterschiedlichen Ebenen. Und während in der psycholinguistisch gebräuchlichen Metapher vom „inneren“ oder „mentalenen“ Lexikon die Ausdrucksseite eines Lexems als Konstante für einen „Eintrag“ gesetzt wird, dürften in der Realität der Sprachverarbeitung kombinatorische Formate unterschiedlicher Korngröße (auch die syntagmatischen des Symbolfeldes) miteinander verrechnet werden.

Lexikonmetaphern nehmen in aller Regel das Modell des einfachen referenziellen Nennwortes zum Ausgangspunkt (*Hund, Baum, Haus, Tisch...*). Solche Nennwörter sind syntaktisch, mit Bezug auf die Symbolfeldkombinatorik, neutral und arelational. Als Argumentausdrücke können die von ihnen dominierten Substantivphrasen in Objekten und Ereignissen der „Wirklichkeit“ verankert werden. Sie liefern gewissermaßen „Kontaktpunkte“ zwischen der sprachlichen Darstellung und dem Dargestellten (oder sie scheinen das zu tun). Die Symbolfeld-Relationalität solcher Ausdrücke ist nicht mit ihnen selbst, ihrem lexikalischen oder kategorialen Wert gegeben, sie hängt vielmehr an wesentlich anderen Feldmitteln:

- [a] An der Rollenprojektion von Verben/Prädikaten, zu denen sie Argument sein können;
- [b] An (Mitspielerrollen unterscheidenden oder präjudizierenden) Kasusmorphemen;
- [c] An anderen zweistelligen Relatoren des Symbolfeldes (Kasus, Adpositionen, Konjunktionen und anderen Konnektoren etc.);
- [d] Und was den Binnenausbau der Substantivgruppe betrifft, an Symbolfeldmitteln mit attributiv modifizierenden *slots*, in die solche Nennlexeme eingesetzt werden können.

Oder anders gesagt: Was Manfred Sandmanns (1940) Formel von den Substantiven als kategorialer „Form der Isolierung“ zusammenfasst, das ist die Tatsache, dass alle Formen von Symbolfeld-

Relationalität an prototypische Substantive gewissermaßen „von außen“ angebaut werden. Auch das lässt sie für uns aussehen wie „Scharniere“ zwischen den Dingen der Welt und der sprachlichen Darstellung. Aber die kategoriale Arelationalität von Substantivlexemen hat ihr Komplement in der Tatsache, dass Substantive mit eben den genannten relationierenden Mitteln des Symbolfeldes in so gut wie alle syntaktischen Konstruktionen eingestellt werden können. Während andere Kategorien über systemisch begrenzte und geformte Beschränkungen ihrer Relationalität verfügen, hat das prototypische Substantiv so gut wie keine solchen Beschränkungen. Und wenn wir die noetischen Bedeutungen in der Hauptsache auf kombinatorische Effekte zurückführen, dann ist die „isolierende“ Technik der Substantive ebenso wichtig wie ihre komplementäre Eignung für alle (anderweitig erzeugten) Feldrelationen.

Für die fallweise Konstruktion des kommunikativ „Gemeinten“ liefert die kombinatorische Noetik das Material, das dann noch einmal in kombinatorische Beziehungen mit den laufenden lokalen und (ko-)aktionalen Bedingungen gesetzt wird. Die „Passung“ zwischen beiden Seiten wird *erleichtert* durch die Reflexivität und Konnotativität des Sprechens, die gewohnte und eingeschliffene Bahnen zum „Gemeinten“ bevorzugt. Witze und *garden-path-sentences* (die in der *erfahrenen* Wirklichkeit des Gesprächs äußerst selten vorkommen, obwohl rein strukturell de facto mehrere noetische Deutungsmöglichkeiten an vielen Stellen der Redekette existieren; vgl. Imo 2011) belegen, dass solche Bahnungen die Regel sind, aber durch „gegenevidente“ *cues* gebremst und ausgeschaltet werden können. Die psycholinguistische Forschung zu *garden-path*-Phänomenen erzeugt solche Effekte mühelos mit isolierten Sätzen oder Satzfolgen, um sie studieren zu können. Viel erstaunlicher ist aber die Tatsache, dass sie unter „natürlichen“ Gesprächsbedingungen kaum vorkommen – außer eben in Witz, Satire, Comedy. Textualität ist also auch: Bändigung und Vereindeutigung des Verhältnisses zwischen noetischen Werten und ihrem indexikalischen Streupotential.

[6] Grenzen der Terminologisierung

Hilfreich für ein Verständnis noetischer Gegenstände sind Versuche, das jeweils lokal ausgerichtete und lokal vereindeutigte indexikalische Streupotential von Nennausdrücken terminologisch dauerhaft zu bändigen. In unserer *linguistic ideology* (Silverstein 1979) sind Fachtermini (anders als die Ausdrücke des Alltags) unabhängig vom Symbolfeld und ihrer jeweiligen Umgebung eindeutig, definiert durch theoretische Setzung oder durch externe Operationen, frei von konnotativen Ladungen aus dem allgemeinen Sprechverkehr. Dem Anspruch nach sind sie dem Spiel der sprachlichen Feldkräfte entzogen und semantisch eindeutig. Solchermaßen ideale Eigenschaften wären freilich auf eine Sprachgemeinschaft angewiesen, in der das (definitorische) Fachwissen zu 100 % geteilt und das gemeine sprachliche Zirkulationswissen zu 100 % abgeschaltet wäre. Und beide Bedingungen sind in der Realität nicht einlösbar. Wären sie eingelöst, so würde dieser Umstand ausreichen, um die heuristische Dynamik eines terminologisierten Ausdrucks zum Verschwinden zu bringen, die eben daran hängt, dass nicht alle Teilnehmer genau das Gleiche verstehen, wenn er verwendet wird, dass jeder Begriff in der Zirkulation (durch seine wechselnden Umfelder, Gebrauchsweisen etc.) sich selbst auch variiert, verschiebt, seinen Inhalt verändert. Auch in der fachlich gebändigten Kommunikation werden wir die Dynamik der Umfelder des Sprechens nicht los (und können das auch gar nicht wollen, weil der Terminus dann heuristisch wertlos würde).

Jeder kennt Sprüche des Typs, „Intelligenz“ sei eben das, was Intelligenztests messen. Sie geben Beispiele für die Zirkularität operativer Definitionen, und ebenso dafür, dass die konnotativen Ladungen, die ein Ausdruck aus der Alltagssprache mitschleppt, nicht einfach an der Garderobe abgegeben werden können.

Natürlich ist es nicht unmöglich, einen Ausdruck durch Definition oder Operationalisierung terminologisch zu schärfen. Für die *community*, in der diese Schärfung gelten soll, gibt es dann Kriterien, mittels derer man unterscheiden kann zwischen „richtiger“ und „falscher“ Verwendung des Terminus. Solche Krite-

rien gibt es aber auch für die Bedeutungen der Alltagssprache. Es sind also nicht sie, die den Unterschied ausmachen. Terminologisierung knüpft an an die sekundären und metasprachlichen Versuche der Fixierung „lexikalischer Bedeutungen“ im Wörterbuch durch extrakommunikative Zuwendung, die ja ebenfalls auf definitonische, exemplarische oder ostensive Setzung bauen müssen (und durch den tatsächlichen Gebrauch, den Sprecher von den Ausdrücken machen, oft blamiert werden). Dass Kombinatorik immer eine Rolle spielt, wird anerkannt in Wörterbüchern, die systematisch Bedeutungsvarianz durch Kollokationen illustrieren. Wird ein Ausdruck zum Terminus erhoben, beinhaltet das den Anspruch, kollokative noetische Variation *und* indexikalische Streuung gleichermaßen stillzulegen.

Indessen ist Terminologie hier nicht unser Thema. Der Seitenblick auf Terminologisierung soll lediglich die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass (sekundäre) Lexikalisierungsprozesse (hierzu Volkmar Lehmann 1999) in der Regel verstanden werden müssen als Prozesse der Herausbildung neuer noetischer Nenneinheiten, die ganzheitlich und analysefrei adressiert werden können im mentalen Lexikon, gleich ob sie diachron rückverweisen auf Syntagmen, Derivate, Kompositionsprozesse oder nominalisierte Sätze bzw. Prädikate. Anders als terminologische Fixierungsversuche kann jedoch die noetische Lexikalisierung von Ausdrücken deren indexikalisches Streupotential erhalten und womöglich sogar vervielfältigen. Denkt man an sozial-politische Grundbegriffe wie die Kollektivsingulare *der Fortschritt*, *die Globalisierung*, dann imponieren sie als noetische Gegenstände, die in zahllosen Themenfeldern indexikalisch veranschaulicht, illustriert werden können. Gleichwohl machen sie den Eindruck einfacher Gegenstände, entstanden durch die Abstraktion von den Argumentrelationen, die mit den zugrunde liegenden Prädikaten gegeben sind und die gefüllt werden müssten, wenn bestimmte Konstellationen namhaft gemacht werden sollen. Durch das systematische Absehen von allen Konkretisierungen werden solche Ausdrücke gewissermaßen zu sekundären Kollektiva, die aber die Fülle des mit ihnen Meinbaren bestenfalls noch indexikalisch mitführen: als konnotative Ladung und akkumulierte

Verwendungsgeschichte oder als Fähigkeit des Ausdrucks, sich selbst fallweise thematisch zu konkretisieren. Eine solche Noetisierung ist sichtlich das Gegenteil jeder terminologischen Einhegung. Es ist daher kein Wunder, dass die Etablierung solcher Ausdrücke wie *Fortschritt*, *Globalisierung* etc. in der Selbstdeutung von Gesellschaften regelmäßig ideologische Experten auf den Plan ruft, die uns dann erklären, was diese Ausdrücke *wirklich* bedeuten (sollen).⁴ Im alltäglichen Gebrauch attrahieren solche Ausdrücke dann gerne Modifikatoren, die ihre Argumentrelationen teilweise restituieren, als Relationsadjektive oder Genitivattribute (*technischer*, *sozialer*, *gesellschaftlicher* etc. *Fortschritt*, *Globalisierung des Handels*, *der Finanzströme*, *des Verkehrs*, *der Popkultur* etc.). Der klassischen Lexikographie hingegen machen solche Ausdrücke große Schwierigkeiten. Selbstverständlich ist das nur ein willkürliches Beispiel für zahllose Pfade der Nennbefestigung und der Etablierung neuer noetischer Einheiten, wie sie zu jedem Sprachausbau gehören. Zu den involvierten Techniken der sprachlichen „Apprehension von Gegenständen“ vgl. man Seiler & Lehmann (1982).

Zentrales Problem aller noetischen Bedeutungen (und ergo auch der nennenden) ist ihre Wiederholbarkeit bzw. Identität. Während konzeptuelle Ausdrücke (Prädikate, *sortals*) als *types* wiederholbar sind und *singular terms* bzw. Referenten wiederholbar und identisch sein sollten (vgl. zur Diskussion Brandon 1994: 413ff), ist die Wiederholbarkeit noetischer Gehalte nicht systematisch theoretisiert. Sie ist auch nicht herstellbar oder kontrollierbar, sondern bestenfalls so etwas wie eine praktische Idealisierung, eine *illusio*: Wir gehen davon aus (und müssen davon ausgehen), dass wir dasselbe meinen und wiederholen können, obwohl es ohne verbleibende perspektivische Differenzen und Inkongruenzen gar nichts mehr zu besprechen gäbe. Das Problem der Wiederholbarkeit und Selbstidentität noetischer Ein-

4 Vor allem Kenneth Burke wird nicht müde zu betonen, dass hinter jedem Namen ein Einstellungs- und Handlungsprogramm lauert (keineswegs bloß ein Referent!) und hinter jeder *ist*-Feststellung ein deontisches *soll*. „The magic decree is implicit in all language“ (Burke 1973: 4).

heiten führt uns an die Grenze der beiden wechselseitig irreduziblen Sphären von „Bewusstsein“ und „Steuerung“ (wie Bühler 1927, 1933, 1934 sie gefasst hat). In unserem Bewusstsein müssen wir davon ausgehen, dass wir das Gleiche meinen, aber für die wechselseitige Steuerung in der Kommunikation ist es essenziell, dass es sich hier um eine praktische Idealisierung handelt und Übereinstimmungen und Differenzen immer weiter ausgehandelt werden müssen und sich bestenfalls prozessual „ergeben“.

Wenn wir (in Anlehnung an Brandon 1994) davon ausgehen, dass prädikative Konzepte als *types* wiederholbar sind und (textuelle) Referenten, Nominationen, als phorische *tokens* zumindest readressierbar, wieder aufnehmbar bleiben müssen (weil inferentiell verbunden bzw. verbindbar), dann sind noetische Einheiten etablierbar als (sagen wir) Adressen, die von allen beteiligten Teilnehmern der Kommunikation angesteuert, aber durchaus unterschiedlich expliziert werden können.

Man sollte also noetische Nenneinheiten weniger als einen geteilten „Vorrat“ von vornherein gemeinsamer und in Gänze wiederholbarer Typisierungen verstehen, sondern vielmehr als kognitive und kommunikative Werkzeuge, über deren praktischen Einsatz die fallweise lokale Herstellung von Konsens und Dissens, von „konjunktiven“ Deutungen und Erklärungen (im Sinne von Karl Mannheim) läuft.

Hier lauern dann auch terminologische Missverständnisse bezüglich der Verwendung der Ausdrücke „Noetik“ und „noetische Einheit“ in der vorliegenden Arbeit: In der phänomenologischen Tradition (insbesondere bei Husserl) geht es unter dem Stichwort „Noetik“ um reflexionsnotwendige Fundierungen der alltäglichen kognitiven und kommunikativen Erfahrung. Empirische Disziplinen (wie Psychologie und Linguistik) können sich an solche Größen bestenfalls annähern, weil sie in der Erfahrung eben nicht „gegeben“ sind, sondern lediglich angenommen werden müssen, um das „Gegebene“ erklären zu können. Insofern sind noetische Kategorien dadurch definiert, dass sie mit den kognitiven und kommunikativen Aktivitäten der Sprecher notwendig verbunden sind, aber mit ihnen nicht gleichgesetzt werden können: Gelebt und praktiziert werden sie „in“ den gelernten

einzel sprachlichen Ausdrucksformen (vgl. für eine gründliche Diskussion dieser Zusammenhänge Maas 2020). Sprachwissenschaftler sind insofern vertraut mit einer solchen epistemologischen Konstellation, als sie wissen, dass es etwa Kategorien wie „Adjektiv“, „Substantiv“ etc. nur in einzel sprachlichen Realisierungen gibt, die sich z. T. ganz erheblich unterscheiden.⁵ „Das“ Adjektiv gibt es in keiner Einzelsprache, und doch müssen wir es annehmen – eben als noetische Größe mit variablen einzel sprachlichen „Realisierungen“. Ohne diese Annahme wären wir nicht in der Lage, Entsprechungen zwischen verschiedenen einzel sprachlichen Konstellationen und Konstruktionen zu erkennen.

Insofern gilt, dass der ontologisch prekäre Status noetischer Größen und Einheiten, wenn von diesen die Rede ist, immer berücksichtigt werden muss: Wir „haben“ diese Einheiten nur zusammen mit den (einzel sprachlichen) Konstellationen, in denen sie fallweise realisiert werden – und in den situierten Verständigungsprozessen, in denen sie bündig werden.

Literatur

- Bierwisch, Manfred & Lang, Ewald, Hg. (1987): *Grammatische und konzeptuelle Aspekte von Dimensionsadjektiven*. Berlin: Akademie.
- Brandom, Robert B. (1994): *Making it Explicit. Reasoning, Representing and Discursive Commitment*. Cambridge, Mass., London: Harvard UP.
- Brauß, Ursula (1994): *Lexikalische Funktionen der Synsemantika*. Tübingen: Narr.
- Bühler, Karl (1927): *Die Krise der Psychologie*. Jena: Fischer.
- Bühler, Karl (1933): *Ausdruckstheorie. Das System an der Geschichte aufgezeigt*. Jena: Fischer.

5 Beim „Adjektiv“ bekanntlich so sehr, dass man zu dem Schluss kommen kann, bei weitem nicht alle Sprachen hätten überhaupt „Adjektive“ als separate Lexemklasse, sondern bestenfalls als Sekundärfunktion anderer Lexemklassen.

- Bühler, Karl (1934) *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.
- Burke, Kenneth (1973): *The Philosophy of Literary Form*. 3rd ed. Berkeley, L.A.: University of California Press.
- Chomsky, Noam (1995): *The Minimalist Program*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Chomsky, Noam (2010): „Some simple evo devo theses: how true might they be for language?“. In: Larson, Richard K. & Déprez, Viviane & Yamakido, Hiroko (eds.): *The Evolution of Human Language. Bilingual Perspectives*. Cambridge, Mass.: Cambridge UP. S. 45–62.
- Coseriu, Eugenio (1979): *Sprache: Strukturen und Funktionen*. 3. Aufl. Tübingen: Narr.
- Coseriu, Eugenio (1981): *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Feilke, Helmuth (1994): *Common-sense-Kompetenz. Überlegungen zu einer Theorie des ‚sympathischen‘ und ‚natürlichen‘ Meinens und Verstehens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gehlen, Arnold (1974): *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. 10. Aufl. Frankfurt/M.: Athenaeon.
- Günther, Hartmut (1981): „N + N: Untersuchungen zur Produktivität eines deutschen Wortbildungstyps“. In: Lipka, L. & Günther, H. (eds.): *Wortbildung*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft. S. 258–280.
- Heger, Klaus (1976): *Monem, Wort, Satz und Text*. 2. erw. Ausgabe Tübingen: Niemeyer.
- Hempel, Heinrich (1980): *Bedeutungslehre und allgemeine Sprachwissenschaft*. Tübingen: Narr.
- Imo, Wolfgang (2011): „On line changes in syntactic gestalts in spoken German. Or: do garden path sentences exist in everyday conversation?“. In: Auer, Peter und Stefan Pfänder (Hgg.): *Constructions: emerging and emergent*. Berlin: de Gruyter, 127–155.
- Koschmieder, Erwin (1965): *Beiträge zur allgemeinen Syntax*. Heidelberg: Winter.
- Lehmann, Christian (1995): *Thoughts on Grammaticalization*. München, Newcastle: LINCOM.
- Lehmann, Volkmar (1999): „Sprachliche Entwicklung als Expansion und Reduktion“. In: Anstatt A. (Hrsg.): *Entwicklungen in slavischen Sprachen*. München: Otto Sagner. S. 169–254.

- Leisi, Ernst (1975): *Der Wortinhalt*. 5. Aufl. Heidelberg: Quelle & Mayer. [zuerst 1961].
- Löbner, Sebastian (2003): *Semantik. Eine Einführung*. Berlin: De Gruyter.
- Maas, Utz (1985): „Konnotation“. In: Januschek, Franz (Hg.): *Politische Sprachwissenschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 23-70.
- Maas, Utz (2020): Verfolgung und Auswanderung deutschsprachiger Sprachforscher 1933–1945. Katalog (<https://zflprojekte.de/sprachforscher-im-exil/>). Hier: Eintrag „Husserl, Edmund Gustav Albrecht“; 06.02.2020).
- Moser, Hugo, Hrsg. (1962): *Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Sandmann, Manfred (1940): „Substantiv, Adjektiv-Adverb und Verb als sprachliche Formen. Bemerkungen zur Theorie der Wortarten“. In: *Indogermanische Forschungen* 57. S. 81–112. [Wiederabgedruckt in Moser (1962: 186–216)].
- Schüttpelz, Erhard (1996): *Figuren der Rede. Zur Theorie der rhetorischen Figur*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Seiler, Hansjakob & Lehmann, Christian, eds. (1982): *Apprehension. Das sprachliche Erfassen von Gegenständen, Teil 1: Bereich und Ordnung der Phänomene*. Tübingen: Narr.
- Silverstein, Michael (1979): „Language Structure and Linguistic Ideology“. In: Clyne, P. et al. (eds.): *The Elements: A parasection on linguistic units and levels*. Chicago: Chicago Linguistic Society. S. 193–247.
- Ungeheuer, Gerold (1969): „Paraphrase und syntaktische Tiefenstruktur“. In: *Folia Linguistica* 3.3/4. S. 178-227.
- Werner, Heinz & Kaplan, Bernard (1963): *Symbol Formation*. New York: Wiley & Sons.

| Kapitel 3

Connotatio und Symbolfeld in Karl Bühlers Sprachtheorie

[0] Vorab

Der folgende Text ist nicht als historiographischer Beitrag zur Bühlerforschung gedacht. Es geht mir nicht um eine geschichtliche Rekonstruktion der Begriffs-, Problem- oder Theoriegeschichte von *Konnotation* und *Symbolfeld*. Das wäre eine andere Aufgabe. Die *quaestio* der folgenden Überlegungen ist eher systematisch als historiographisch: Wo und wie können gegenwärtige Versuche zu einer *prozessrealistischen* Modellierung von Sprachverarbeitungsprozessen an den Gedankenreihen anknüpfen, die sich bei Bühler terminologisch verdichten in den beiden Ausdrücken Konnotation und Symbolfeld?

[1] Das Feldermodell

In der Standardversion besteht das Zweifeldermodell Bühlers aus dem pragmatisch-indexikalisch gedachten Zeigfeld, zu welchem Deiktika und Indizes gehören, und dem syntaktisch-synsemantisch gedachten Symbolfeld, in welchem die wasbestimmten Begriffszeichen zu Hause sind und die Axiomatik der sprachlichen Werk- und Gebildeordnungen gilt. Nun operieren auch Deiktika nicht nur im Zeigfeld, sondern zugleich auch mehrfach im Symbolfeld. «Hier, jetzt, ich» sind nicht nur origodifferent und als *shifter* gebrauchte Zeigzeichen, «hier» und «jetzt» sind auch

Symbolfeldwörter mit einem modifizierenden *slot* für Prädikatsausdrücke, verfügen also über alle kategorialen Eigenschaften, die für das Funktionieren im Symbolfeld erforderlich sind. Kurz: Sie sind Adverbien. Analoges gilt für die Sprechrollenzeiger, die zugleich NP-Indizes sind und im Symbolfeld die Rollen referentieller NPs spielen können. Schon die Namengebung „Pronomen“ indiziert, dass die herkömmliche Grammatik gerade an den Symbolfeldeigenschaften der Zeigwörter interessiert war! Anders gesagt: Das Zeigfeld dient mit seinen Signalmechanismen nicht nur dem „Steuerungsaspekt“ der *Krise* (Bühler 1927), es importiert und implementiert die Signal- und Steuerfunktionen auch zugleich im Symbolfeld. Bühler (1934) entwickelt diesen Gedanken, wo er im Zusammenhang der Anaphora vom „Zeigen auf Plätze im Aufbau der Rede“ spricht (Bühler 1934: 121). Das große Symbolfeldkapitel in der *Sprachtheorie* ist voll mit Hinweisen auf sekundäre Symbolfeldeffekte des sprachlichen Zeigens, auf Zeigwörter, die im Symbolfeld als „Gelenkwörter“ fungieren wie die Relativpronomina oder als Vertreter eines folgenden Teilsatzes im Matrixsatz wie die „Korrelate“.

Das ist jedoch bei weitem noch nicht alles. Auch in anderen Hinsichten partizipieren die (unsachgemäß scharf von den wasbestimmten Begriffszeichen abgegrenzten) Zeigzeichen durchaus an den Regularitäten und Mechanismen des Symbolfeldes. Ihr deiktischer *valeur* ergibt sich keineswegs allein aus dem, worauf sie konkret (*ad oculos*, am Phantasma oder in der Redekette) zeigen, sondern auch ganz systemisch aus der Gesamtheit ihrer paradigmatischen Alternativen (⟨hier⟩ : ⟨da⟩ : ⟨dort⟩) und syntagmatischen Affinitäten. Ganz ebenso wie im Gegenzug eine wasbestimmte Phrase wie ⟨gib mal eben *das Salz!*⟩ ohne Zeigfeld und ohne einen konkreten Aktionsraum kaum bündig interpretierbar (bzw. beantwortbar) sein dürfte. Und während es allgemein akzeptiert ist, dass z. B. die substantivischen Personalpronomina der 3. Person (⟨er, sie, es⟩) „Zeighilfen“ sowohl aus der referenziellen Welt der natürlichen Geschlechtsunterschiede als auch phorisch aus der spracheigenen Zugehörigkeit der Begriffswörter zu Genusklassen beziehen, hört und liest man wenig davon, dass auch die syntagmatischen Verkettungen dieser Zeigwörter

bereitwillig quasi-konnotative Stützen für deren Interpretation als *terms* liefern. Wenn ich sage: «psst, der schläft», dann kann sich «der» nur auf einen Referenten beziehen lassen, der eben gerade schläft. Jedenfalls dann, wenn der Referent solchermaßen erstmals in den Fokus genommen wird. Ist er dagegen bereits aktuell, wird die konnotative Zeighilfe für seine Identifikation nicht benötigt, das Zeigelement kontinuiert dann lediglich einen aktuellen Referenten. Bekanntlich können Deiktika (im weiten Sinne) zur Neufokussierung und zur bloßen Fokuskontinuierung eingesetzt werden, was vielfach auch zur terminologischen Unterscheidung zwischen „Deixis“ (= Neufokussierung) und „Anapher“ (= Fokuskontinuierung) eingesetzt wird (z.B. in den Arbeiten von Konrad Ehlich). Keine prozessrealistische Modellierung des Sprechens kommt aus ohne die Erkenntnis vom Feldopportunismus unseres Redeprozessors, der bereitwillig nutzt, was auch immer mit den Elementen der Redekette *verbindbar* und potentiell relevant ist.

Rein terminologisch existiert neben dem Zeigfeld-Symbolfeld-Dualismus in Bühlers *Sprachtheorie* aber auch noch die Dreierreihe vom sympraktischen, symphysischen und synsemantischen Umfeld der Sprachzeichen (Bühler 1934: 154–168). Vielfach wird das sympraktische Umfeld umstandslos mit dem Zeigfeld zusammengelegt und das synsemantische Umfeld mit dem Symbolfeld, während das symphysische Umfeld von Sprach- bzw. meist eher Schriftzeichen neuerdings erst eingehender untersucht wird (unter dem Stichwort *Linguistic Landscapes* etc.). Man geht wohl nicht ganz fehl mit der Deutung, dass sich die drei *Umfelder* eher auf die je aktuelle empirisch-perzeptive Umgebung beziehen, in der und aus der heraus die Sprachzeichen interpretiert werden, während Zeig- und Symbolfeld für axiomatisch in Opposition gesetzte allgemeine Funktionsmechanismen der Sprache stehen. Darauf komme ich zurück.

Idealtypisch im Weberschen Sinne ist die abstraktive Analyse von Symbol- und Zeigfeld. Empirisch haben wir Anlass zu der (auch von Bühler selbst geäußerten) Vermutung, dass wir aus den pragmatisch-perzeptiven Umfeldern der Deutung von Sprechakten und Sprachwerken nicht herauskönnen, dass

uns also „reine“ Symbolfeld-Phänomene im wirklichen Leben nicht begegnen, weil diese zwar integral zur Darstellungstechnik natürlicher Sprachen gehören, aber nicht isoliert von anderen Ebenen der Beziehbarkeit im Sprechen vorkommen. Dennoch ist deren abstraktive Isolierung ein vernünftiger fachlicher Brauch: „In einem geschlossenen Symbolfeld gilt der Wert der einzelnen Elemente nur im Verhältnis zu den anderen, die *Ganzheit* des Feldes bestimmt dessen Teile“, heißt es bei Pleh (1984: 303). Und bei Bühler selbst können wir lesen: „Wörter stehen im Symbolfeld, füllen Plätze dort aus, sie nehmen auch Feldzeichen an sich und in sich auf“ (Bühler 1934: 299). Das gilt freilich nur, insofern die Elemente ihren Funktions- und Gebrauchswert aus dem Symbolfeld beziehen. Bühlers Wortdefinition freilich ist *nicht* exklusiv auf das Symbolfeld bezogen, sie kreist um die Merkmale „Klangbild mit phonematischer Prägung“ und „Feldfähigkeit“ ganz allgemein. Da nämlich „sortenreine“ Feldbezüge zwar für eine grammatische Gebildelehre in Ordnung sind (Bühlers Satzdefinition macht Gebrauch vom geschlossenen und gut besetzten Symbolfeld!), nicht aber für eine prozessrealistische Linguistik des Sprechens, trägt Bühlers Definition des Wortes von vornherein der Tatsache Rechnung, dass auch grammatisch auf das Symbolfeld hin „formatierte“ Wörter im Sprechen selbst multipel feldfähig bleiben und gewissermaßen feldopportunistisch prozessiert werden müssen: Sie verbinden und vernetzen die Beziehbarkeiten in mehreren Feldern. Diesem Leitgedanken aus Bühlers Sprachtheorie möchte ich in den folgenden Abschnitten nachgehen. In der kanonischen Bühlerrezeption kann man den Eindruck haben, Zeigfeld, Aktionsfeld und Symbolfeld seien Räume, die ihre jeweiligen Zeichen mehr oder minder exklusiv für sich rekrutieren – als Deiktika (⟨hier, jetzt, ich⟩), als Imperative (⟨halt, geh, stop⟩) oder eben als bloße darstellende Symbole (⟨Haus, Baum, Mensch⟩). Für eine prozessrealistische Linguistik des Sprechens hängt aber alles davon ab, dass sich Feldbezüge nicht ausschließen, sondern eben fallweise vermischen und überlagern. Dass sich die Feldbezüge der Sprachzeichen nicht endgültig ordnen lassen, ist kein Mangel, sondern unerlässliche Bedingung dafür, dass wir sprechend beinahe alle Angelegenhei-

ten unseres sozialen Lebens bearbeiten können (nicht nur kognitive, sondern auch aktionale, affektive, motivationale, Gemeinschaftsbildung etc.).

Was die Geschichte der metaphorischen Nutzung des Feldbegriffs in Sprachwissenschaft und Psychologie betrifft, kann ich mich kurz fassen. Ehlich (2007) rekonstruiert penibel die Quellen und Traditionslinien, die für Bühler und für die (zunächst deutlich wirkmächtigere), auf Jost Trier zurückführende Lehre von den „Wortfeldern“ relevant geworden ist. Allerdings entgeht auch das von Ehlich vorgeschlagene funktionalpragmatische Feldmodell, das neben einem Zeig- und einem Symbolfeld noch ein „operatives Feld“, ein „Lenkfeld“ und ein „Malfeld“ vorsieht, nicht der Suggestion, man könne bestimmte Sprachmittel eindeutig einem der Felder zuordnen (etwa Artikelwörter, die im Deutschen auch Träger von Symbolfeldinformation sind, dem „operativen Feld“ etc.).

Einen weiteren an Bühler anknüpfenden Systematisierungsversuch mit Hilfe eines Umfeldler-Modells unternimmt Coseriu (1981), der in seiner Textlinguistik die sprachinternen und sprachexternen Ressourcen der Sinnproduktion systematisiert. Neben der (durch den Redeakt selbst hervorgebrachten) „Situation“ unterscheidet er verschiedene Unterarten „kontextueller“ Ressourcen (vom einzelsprachlichen Kontext über die schon oder noch aktivierbaren Zeichen in der Redekette bis zum „Außer-Rede-Kontext“, „der durch alle nicht-sprachlichen Umstände konstituiert wird, die von den Sprechern entweder direkt wahrgenommen werden oder ihnen bekannt sind“ (Coseriu 1981: 95). Was Coseriu „Linguistik der Rede“ zweifellos mit Bühler verbindet, ist der axiomatische Ansatz vom Sprechen her, der Saussures bekannte Forderung, sich in allen Fragen konsequent auf den Boden der *langue* zu stellen, gewissermaßen vom Kopf auf die Füße dreht und alle Fragen konsequent vom Standpunkt des *Sprechens* zu betrachten sucht.

zwischen Bedeutung und Bezeichnung. Bei Wilhelm von Ockham, im 14. Jahrhundert, finden wir bereits die Gewohnheit, zwischen „absoluten“ und „konnotativen“ Namen zu unterscheiden. Nebenher läuft als zweite einschlägige terminologische Traditionslinie die der „consignificatio“. Als connotatio gilt, was das Zeichen über den Referenzbezug hinaus zur Kennzeichnung des Referenten vermittelt. Hier beginnt ein Strang, der unter connotatio just das versteht, was die moderne Semantik als Intension eines Zeichens von dessen (außersprachlicher) Extension und von der Referenz abgrenzt. Die Sache ist jedoch von Anfang an nicht konsequent, sondern mit allerlei anderen Zutaten vermischt. Teils erscheinen etikettierende Benennungen (einfache, arbiträre Basiszeichen) als „absolut“ und nur deskriptive und motivierte (abgeleitete, morphologisch komplexe Zeichen) als darüber hinaus konnotativ. Im Eintrag „Konnotation“ in Glück (2000) werden „justus“ und „pater“ als konnotative Bezeichnungen genannt, weil sie mit Relationen behaftet sind („Vater“ ist immer Vater von jemandem) oder den Referenten über seine Standardsortalisierung hinaus kennzeichnen (per „justus“ z. B. als einen Gerechten – während die Sortalisierung als „Mensch“ gar nicht explizit kodiert ist, sondern in einem abgewandelten Sinne auch mitbezeichnet!). Als pure konnotative Ausdrücke gelten jedenfalls Adjektive, da sie für sich keine nennende, bezeichnende, referenzidentifizierende Eigenschaft aufweisen.

Das ist im Grunde auch die Konstellation, die wir bei John Stuart Mill in der Mitte des 19. Jahrhunderts immer noch vorfinden. Ohne konnotative Bedeutung sind für Mill Ausdrücke, bei denen sich Benennung und Bedeutung nicht voneinander trennen lassen: Eigennamen (*nomina propria*), weil sie ihren Referenten nicht charakterisieren (was späterhin bekanntlich vielfach kritisiert und bestritten worden ist, z. B. von Gardiner) und Abstrakta wie „Schönheit“, weil deren Bedeutung zugleich das ist, was sie bezeichnen, wodurch die innere Polarisierung zwischen Referent und Begriff entfällt. Auch das ist scholastische Tradition: Ein *abstractum* präsentiert eine Merkmalsbedeutung „*per modum per se stantis*“, als für sich bestehend, und ist daher *absolut* (Molino 1971: 5). Mill modernisiert und ordnet

diese spätscholastische Konstellation, indem er die Denotation im heutigen Sinne einführt und damit die Konnotation einhegt und ordnet im Sinne dessen, was heute Intension heißt (und mit allen sortalisierenden, wasbestimmten Zeichen verbunden wird). Damit entstehen dann freilich die aus Semantiklehrbüchern bekannten Sekundärprobleme wie die Frage, ob Abstrakta und Adjektive eine Extension haben, die z. B. alle Referenten umfasst, denen ihre Intension zugesprochen werden kann. Aber dem kann ich hier natürlich nicht nachgehen.

Als Lehre von allen möglichen Formen der „Mitbezeichnung“ und „Mitbedeutung“ bleibt die Konnotation auf eigentümliche Weise schwammig. Einmal wird sie kategorial und syntaktisch interpretiert (z. B. als der für Adjektive typische *modus significandi*), dann aber auch lexikalisch und semantisch als Intension oder Motivbedeutung, die „neben“ dem Referenzbezug (und diesen zusätzlich charakterisierend) herläuft. Wir werden sehen, dass es diese etwas unbestimmte terminologische Tradition ist, an die Bühlers Gebrauch des Ausdrucks anschließt.

Vorgefunden hat er jedoch, als er die *Sprachtheorie* schrieb, eine weitere Traditionslinie: die von Karl Otto Erdmann um 1900 herum erneuerte semantische Lesart von Konnotation, bei der es um Nebensinn und Gefühlswert der Wortbedeutungen und um die sprachliche Bewertung der Referenten geht. Auch in diesem Anwendungsfeld bleibt der Gebrauch von „Konnotation“ undeutlich. Es geht hier (vgl. über Erdmanns „Konnotation“ Dieckmann 1981) teils um Phänomene wie die Zuordnung sprachlicher Ausdrücke zu unterschiedlichen Registern und Stilebenen, die *nolens volens* mitkommuniziert wird, teils um (objektive, systemische) evaluative Zeichenwerte, teils um vage mitkommunizierte Andeutungen, Anspielungen, um kommunikativen „Nebensinn“.

Strukturalistisch und in der Saussure-Tradition systematisiert wird der Konnotationsbegriff dann erst in der Glossematik von Louis Hjelmslev (hier knüpft Maas 1985 an). Für die *Sprachtheorie* kann das freilich schon aus Gründen der Chronologie keine Rolle mehr spielen. Hjelmslevs einschlägige Arbeiten stammen aus den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Wir-

kungsgeschichtliche Folgen *dieses* Konnotationsbegriffs findet man eher in der Kultur- und Literatursemiotik als in der eigentlichen Sprachtheorie, z. B. bei Roland Barthes und Umberto Eco. Als konnotative Zeichen definiert Hjelmslev alle Arten *sekundärer* Zeichenbildung, für die gilt, dass ihre Ausdrucksseite selbst schon ein komplettes bilaterales Zeichen mit Ausdruck *und* Inhalt ist. In der Kultur- und Literatursemiotik ist dieser Gedanke so verstanden worden, dass überall da, wo Ausdrücke mehrstufige Interpretation erfordern, solche sekundären Semiotisierungen angenommen werden. Um ein beliebtes Beispiel anzuführen: Das Lexem ‹Nacht› ist denotativ dem ‹Tag› entgegengesetzt, konnotativ kann es die Sekundärbedeutungen der „Rückständigkeit“, der „romantischen Zweisamkeit“, der „Einsamkeit“, der „Hoffnungslosigkeit“ etc. mitkodieren. Soweit die kanonische Lesart. Wer jedoch Hjelmslevs „harte“ Definition ernst nimmt, der müsste einige Weiterungen in Kauf nehmen, die ich hier nur andeuten kann:

[a] Wer das sprachliche Systemzeichen als logisch primär setzt, der muss auch dessen Referenz- und Denotationsbezüge, soweit sie sich dem Systemzeichen anlagern, der Konnotation zurechnen. Es ist aber sehr die Frage, ob es axiomatisch zu rechtfertigen ist, das *parole*-Zeichen, das in eine bestimmte gemeinsame Praxis eingebettete „Zeichen in Funktion“, als bloße *Aktualisierung* eines Systemzeichens zu verstehen (wie es etwa Bally 1965 versucht). Der Systemperspektive entsprechen eher die allgemein tradierten Techniken des Sprechens (worunter auch die der Aktualisierung zählen), die in *allen* Praktiken zum Einsatz kommen.

[b] Sekundäre Zeichenbildung des fraglichen Typs gibt es nicht allein in Kultur und Literatur, sie ist vielmehr die harte und eigentlich dem sprachsystemischen *valeur* (im Sinne Saussures) logisch vorgelagerte Alltagsrealität der Sprachzeichen, die ja nicht für sich kommuniziert werden, sondern *in actu* immer mit den realen kulturellen Praktiken der gesellschaftlichen und privaten Kommunikation verzahnt sind.

[c] Die notwendige Reflexivität des Sprechens, die auf „vergangene“ Verwendungssituationen des Zeichens zurückgreift und diese gewissermaßen „mitschleppt“, macht die *konnotative* Bedeutungsschicht zur primären und letztlich nicht hintergehbaren Realität des Sprechens (vgl. Maas 1985: 87), die *denotativ-kognitive* Systembedeutung der Sprachzeichen wird vor diesem Hintergrund zum eigentlichen „Nebensinn“, zum sekundären Rationalisierungsversuch gegenüber den vielschichtigen und kaum einzugrenzenden Verwendungslogiken eines Sprachzeichens, das sich ja als „identisches“ nur mühsam und zwangsweise und in der sekundären Zuwendung gegen seine pragmatischen und konstruktionalen Verwendungen absetzen lässt (sprachpsychologisch hierzu erstmals Werner & Kaplan 1963).

[d] Die Heterogenität und Vielfalt sekundärer Zeichenbildung ist nicht auf die Sach- und Praxisbezüge gesellschaftlichen Sprechens begrenzt, sie findet (wie die Konstruktionsgrammatiker erkannt haben) auch in der Ebene der syntagmatischen Verkettung der Sprachzeichen beständig statt: in der mehr oder minder ausgeprägten Konstruktionsbindung von Ausdrücken, in ihren kollokativen und sonstigen Affiliationen, in ihrer kategorialen Prägung.

Bei Bühler ist *connotatio* dann ein Feldprinzip, das hilft, Verkettungen zwischen Symbolen zu ordnen und mit Spielarten von „Valenz“ oder syntaktischer Relationalität verglichen werden kann. Bühler spricht davon, dass Verben ihre Aktantenrollen im Handlungsklischee konnotieren – aber eben auch Kollokation und kumulierte Praxisbezüge.

Der Passus aus der Sprachtheorie, der in diesem Zusammenhang häufig zitiert wird, lautet:

Es bestehen in jeder Sprache Wahlverwandtschaften; das Adverb sucht sein Verbum und ähnlich die anderen. Das lässt sich auch so ausdrücken, dass die Wörter einer bestimmten Wortklasse eine oder mehrere *Leerstellen* um sich eröffnen, die durch Wörter bestimmter anderer Wortklassen ausgefüllt werden müssen.

Es ist der wichtige, schon den Scholastikern bekannte Tatbestand der Connotatio, den wir im Auge haben. Er ist neben den Stoffhilfen das zweite wichtige und generelle Kontextmittel. (Bühler 1934: 173)

Zweifellos werden Stoffhilfen und Wortklassen nicht zufällig in einem Atemzug genannt. Diese beiden Ordnungssysteme verhalten sich zueinander wie lebensweltlich-praktische und sachlich-stoffliche Beziehbarkeiten auf der einen, kategorialisierte Symbolfeldbeziehbarkeiten auf der anderen Seite. Anerkannt und berücksichtigt ist der Umstand, dass beide Ordnungssysteme, beide Arten von Beziehbarkeit, interagieren: Die Wahlverwandtschaften der Wortarten müssen mit den sachlich-stofflichen Beziehbarkeiten der Sach- und der Symbolsphäre eingeführt werden – wobei es genauer zu bestimmen gilt, was mit „sachlich-stofflich“ gemeint sein kann in Bühlers *Sprachtheorie*. Nach dieser Seite betrachtet ist die *connotatio* ein Oberbegriff dessen, was die neuere Sprachwissenschaft als grammatische Relationalität bezeichnen würde (hierzu Lehmann 1985, 1991), oder, anders gesagt: Die strikt *grammatische* Relationalität ist die Symbolfeldvariante der (allgemeiner und feldindifferent konzipierten) *connotatio*, der pauschalen „Beziehbarkeiten“ von Sprachzeichen auf die Umfelder ihrer Verwendung.

Der zweite längere Passus, in dem Bühler (1934: 226ff) auf den Konnotationsbegriff zurückgreift, steht auf den ersten Blick durchaus in anderen Bezügen. Da geht es um den Unterschied zwischen Eigennamen (*nomina propria*) und sortalen Begriffszeichen und um die Frage, wie und ob beider Funktionsweisen im Sprechen hart gegen einander gesetzt werden müssen (wie bei Mill durch die Opposition: Eigennamen = ohne connotatio, appellativa = mit connotatio), oder ob es sich im Ganzen um ein und denselben Fall handelt (eben um Begriffszeichen). Bühlers eigene Antwort bleibt skeptisch und offen. Ich zitiere:

Wer in aller Welt sagt denn, dass Nennzeichen stets auf den Umfang befragt werden *müssen* und faktisch befragt werden, wo immer wir sie im Sprechverkehr verwenden? Das Leben, auch

das Leben der sprachlichen Nennzeichen, ist reicher als das einzige Denkschema, dem die Logistik alles einzwängen will. Es gibt offenbar deiktische Namensverleihungen. (Bühler 1934: 236)

Auch in dieser (durchaus unbestimmten!) Antwort liegt Bühlers Erkenntnis, dass im Sprechverkehr die einzelnen Feldmechanismen nicht rein und unvermischt zu haben sind. Deutlicher wird, was Bühlers Version der connotatio ausmacht, bei der nächstfolgenden Verwendung des Ausdrucks in der *Sprachtheorie*: Im Zusammenhang der Wundtschen Kasustheorie (hierzu Ungeheuer 1984) diskutiert Bühler (1934: 236–251) die Unterschiede zwischen attributiven und prädikativen Feldmechanismen. So wie Adjektive im Symbolfeld kategorial den Bezug auf ein Substantiv konnotieren, so konnotiert im Rahmen eines Determinativkompositums mit dem Grundwort ‚Schlüssel‘ dieses eine Relation auf das „Wofür“ dieses Gegenstands, so dass die Komposita ‚Kofferschlüssel, Haustürschlüssel, Autoschlüssel‘ etc. mittels dieser Konnotation leicht eine plausible Lesart erhalten. Wir bewegen uns hier bereits im Umfeld der sehr viel späteren Debatte über „Rektionskomposita“ und die Reichweite ihres Bauprinzips (vgl. z. B. Fanselow 1981). Andere Determinativkomposita (so Bühler 1934: 245f) leben umgekehrt von den Konnotationen des Bestimmungswortes: ‚Kirchturm, Haustür, Garagendach‘ leben als Komposita davon, dass das Grundwort jeweils durch das Bestimmungswort mit impliziert ist. Eine Kirche hat einen Turm, ein Haus eine Tür, eine Garage ein Dach. Offensichtlich haben wir es hier (im Unterschied zum Adjektiv) mit Konnotationen zu tun, die durch die sortale Konzeptualisierung von Referenten mitgesetzt sind, nicht durch die (ebenfalls) symbolfeldeigene kategoriale Schematisierung der wasbestimmten Wörter. Bei den Beispielgruppen aus der Komposition können wir nicht recht unterscheiden, was referenz- und denotationsgesteuerte „Sach- und Stoffhilfen“ sind und was konzept- und systemgesteuerte Wahlverwandtschaften. „Mitgesetzt“ entspricht hier ungefähr und in groben Zügen einer *framesemantischen* Konzeption: Ein „Turm“ gehört in den semantischen *frame* von „Kirche“, eine „Tür“ zum „Haus“ etc.

Und hier haben wir dann auch das gedankliche Scharnier zwischen den beiden (auf den ersten Blick zusammenhanglosen) Teilproblemen, bei denen jeweils der Konnotationsgedanke einspringt: Eigennamen im strengen Sinne sind (und bleiben) konnotativ weitgehend isoliert als Nennzeichen. Ihre Wahlverwandtschaften (und zweifellos haben sie welche!) speisen sich aus referentenbezogenem Weltwissen, nicht aus sprachsystembezogenem Feldwissen. Oder? Doch, auch das spielt eine Rolle, wissen doch Linguisten von jeher Bescheid über die eingeschränkte attributive Valenz von Eigennamen (und deiktischen Pronomina) – was ja nur heißt, dass die Wahlverwandtschaften von *nomina propria* selbst unter dem gemeinsamen Dach der „Substantive“ andere sind als die der sortalen Begriffszeichen. Offenbar gehört es zur Sprachtechnik typischer Eigennamen, dass sie ihre *nominata*/Referenten so präsentieren, dass sie tendenziell „außerhalb“ der sprachlichen Charakterisierung stehen (Knobloch 1992). Und dazu gehören Beobachtungen wie die eingeschränkte attributive Valenz ebenso wie die im „tip-of-the-tongue-Phänomen“ dokumentierte erschwerte Zugänglichkeit seltener Eigennamen im mentalen Lexikon. Jedenfalls dann, wenn man davon ausgeht, dass die konnotativen Verknüpfungen eines Ausdrucks mit dessen operativer Adressierung im mentalen Lexikon eng verknüpft sind. Dagegen hat noch nie jemand davon gehört, dass hochfrequente Deiktika, Pronomina schwer zu adressieren wären: Sie sind selbst, als Formen (anders als ihre lokal aktualisierbaren Referenzbezüge) maximal eingebettet in das Geflecht der grammatikalisierten konnotativen Bezüge.

Was sich als gemeinsamer Nenner abzeichnet bei der (mehr oder minder) terminologischen Verwendung von *connotatio* in der Linguistik, das ist der Versuch, all das zusammenzufassen, was durch die Versprachlichung einer referenziellen Bezugnahme dieser selbst hinzugefügt wird, entweder qua Konzeptualisierung und Merkmalszuschreibung oder qua organisierter Beziehbarkeit des Zeichens, das den referenziellen Bezug trägt. Operational vage Definitionen und Formulierungen, wie man sie in diesem Zusammenhang häufig findet (vgl. „Connotations are associations having acquired a social status“; Sandmann

1954: 37), indizieren ein strukturell ungeordnetes Ensemble von Beziehbarkeiten, vergleichbar eventuell mit dem psycholinguistischen Begriff des *priming* (oder mit der denotativ beinahe deckungsgleichen, aber heute merkwürdigerweise verpönten *Assoziation*). Das konnotative Netz eines sprachlichen Zeichens besteht aus all den anderen Zeichen (und sonstigen Bezügen), die die Zugänglichkeitsschwelle dieses Zeichens senken oder deren Zugänglichkeitsschwelle umgekehrt durch es gesenkt wird. Eine solche weite Definition würde es durchaus auch erlauben, das der *connotatio* zuzurechnen, was Bühler den „Sphärengeruch“ eines Sprachzeichens nennt: dessen mitgeführte Verweisungen auf Text-, Themen- und Genretraditionen des Sprechens. Auch die Zugehörigkeit von Ausdrücken zu soziolinguistischen „Registern“ und zu sozialen Sprechergruppen ist gelegentlich der *connotatio* zugerechnet worden, z. B. bei Bloomfield (vgl. Molino 1071: 10). Wirksam und sichtbar werden *diese* Konnotationen in der Hauptsache da, wo Register vermischt oder unangemessen bzw. deplatziert eingesetzt werden.

Prozessual, in der empirischen Sprachverarbeitung, dürften die Dinge so liegen, dass im Normalfall situative, empirische, synattentionale „Außenbeziehbarkeiten“ von kategorialen, stofflichen, kollokativen „Innenbeziehungen“ kaum sauber abzuheben sein dürften. In diesem synkretischen Mix von Beziehbarkeiten repräsentieren die kategorial ausgrammtikalisierten Symbolfeldwerte der tradierten „Wortarten“ oder „Redeteile“ eine nur idealtypisch abhebbare Schicht der organisierten grammatischen Relationalität.

[3] Der Felderopportunismus sprachlicher Systemzeichen

Die Formschemata des Symbolfeldes, die wir gewohnheitsmäßig kategorial beschreiben, funktionieren in der Rede quasi-mechanisch und automatisch. Das können sie aber nur, weil sie selbst mit Bezug auf die Kategorien des Gemeinten neutralisiert oder doch wenigstens stark unterspezifiziert sind. Sie dienen uns als Gefäße für mannigfache Inhalte, weil ihr „eigener“ Inhalt durch

ihre analogisch-metaphorische Expansion zu einem *Instrument der Darstellungstechnik* herabgedrückt worden ist. Sandmann (1954) spricht in diesem Zusammenhang von der Grammatik der Repräsentation und nennt Schematisierungen des Typs [Akteur – Aktion – Ziel/Ort; Exposition – Ereignis; Possessor – Possessum; thing – identical thing; thing – property etc.]. Die neuere (zumal kognitive) Linguistik würde in diesem Zusammenhang entweder von kognitiven Schematisierungen oder von Konstruktionsbedeutungen sprechen wollen. *Frame-* und *Tiefenkasuskonzepte* haben ebenfalls eine Affinität zu Bühlers Symbolfeld und zu Sandmanns Grammatik der Repräsentation.

Eine ziemlich grundsätzliche (und in ihrer ebenfalls ziemlich grundsätzlichen Besserwisserei fast an Anton Marty erinnernde) Kritik an Bühlers Feldgedanken findet man bei dem heute weitgehend vergessenen Alfons Nehring (1963). Neben zahllosen Einzelheiten, auf die ich hier nicht eingehen kann, findet sich jedoch auch ein axiomatisch fruchtbarer und programmatisch weiterführender lakonischer Satz, der gegen Bühlers strikte Trennung von Zeigfeld und Symbolfeld gerichtet ist: „Viel eher könnte man“, schreibt Nehring (1963: 143), „die gesamte Sphäre des ‚Sprechens‘ als ‚Zeigfeld‘ bezeichnen.“ Das trägt jedenfalls der Tatsache Rechnung, dass interaktiv situierte, *orate* (im Sinne von Maas 2010) Praktiken in dem von ihnen vorgefunden und in dem von ihnen selbst aufgespannten Orientierungsraum exzessiv „zeigen“ müssen – und das auch tun, wenn sie sich der entwickelten Techniken des Symbolfeldes bedienen. Ich werde argumentieren, dass man diesen gegen Bühler gerichteten Satz eigentlich zwanglos in Bühlers Feldkonzept integrieren kann. Nehring (1963) trägt der Tatsache Rechnung, dass nicht allein der Gebrauch der deiktischen Ausdrücke unter der Bedingung (realer oder symbolisch-textueller) Kopräsenz von Sprecher und Hörer an der origo und an der aktuellen Orientierung des Rezipienten orientiert ist, sondern durchaus auch der Gebrauch eigensinniger sortaler Symbolfeldausdrücke und Konstruktionen.

Das Wort, das der Sprachwissenschaftler zu Gesicht bekommt, ist bereits so etwas wie ein Präparat, sorgfältig herausgelöst aus den Bezügen und Vollzügen der Kommunikation. Und was dann

bleibt, ist ein Schatten, ein Potential, ein kategorial bestimmtes Abstraktum. Dieses Gespenst scheint am Anfang des Sprechens zu stehen, es ist aber ein extrakommunikatives Konstrukt und verdankt sich der Herauslösung aus allen funktionstragenden zeichenhaften Bezügen. In dieser Herauslösung und durch sie wird es zu einem Symbol mit mehr oder minder festen semantischen und kategorialen Werten, das auf „Feldkräfte“ angewiesen scheint, die ihm erst kommunikatives Leben einhauchen. Dabei ist es die (tendenziell an Schrift und optische Vergegenständlichung gebundene, grundsätzlich aber auch in reflexiver Mündlichkeit mögliche) metapragmatische Thematisierung des Sprachzeichens, die ihm diesen Anschein verleiht, indem sie es aus den kommunikativen Funktionsfeldern herausnimmt und als solches re-repräsentiert.

Wenn man nämlich Sprachzeichen nicht im System, sondern in kommunikativen Vollzügen, in der Zirkulation, betrachtet, so ist das erste, was ihnen dabei verloren geht, ihre Identität als Zeichen. Niemand wusste besser als de Saussure, dass es nichts Präkäreres gibt als die (synchronische oder diachronische) *Identität* eines Zeichens. Das nämlich steht lediglich für eine (durch ausdrucksseitige Schematisierung plausibilisierte) *Identitätssuggestion*. Da es das gleiche Ensemble von kommunikativen Beziehbarkeit niemals exakt mehr als einmal gibt, lässt sich die Identität eines Sprachzeichens bestenfalls auf der Ebene der *Darstellungstechnik* behaupten, nicht jedoch auf der Ebene des fallweise Dargestellten. In der Zirkulation betrachtet sehen Sprachzeichen so aus, als stünden sie für einen festen, invarianten „Wert“, der sich im Wechsel der Umfeldler gleich bleibt, kurz: als seien sie echte Symbole. Das ist indes eine optische Täuschung, geschuldet dem extrakommunikativen Blick des (reflektierenden, linguistischen etc.) Betrachters, der sich auf das Zeichen richtet und von dessen wechselnden Umfeldern abzusehen sucht. „Empirically there are no two identical signs“, schreibt Sandmann (1954: 31), denn die Identität des Zeichens im Vollzug basiere auf der Gleichheit des Gemeinten (*thing-meant* im Sinne von Gardiner), das seinerseits nie vollständig *repräsentiert*, sondern durch die sprachlichen Verfahren nur *angedeutet* sei. Gegen Bühlers Appell- und Steuer-

funktion argumentiert Sandmann (1954: 40), diese beiden seien nur in der Kommunikation gegeben, nicht in der Sprache (ganz ähnlich: Coseriu 1981: 67), zugleich jedoch erklärt er (1954: 60), das Sprachzeichen sei „steuernd“ und „gesteuert“ auf das *thing-meant* hin. Im kommunikativen Vollzug, so könnte man diesen Komplex paraphrasieren, ist auch die Symbol- und Darstellungsleistung der Sprachzeichen indexikalisch mit gesteuert (und die Aufmerksamkeit des Rezipienten steuernd) durch lokale Beziehungen in den Feldern der geteilten Aufmerksamkeit, und in diesen Feldern bilden die geteilt bekannten und vertrauten Sprachzeichen so etwas wie den *immer* verfügbaren *common ground*. Als Bausteine in der *Technik des Sprechens* sind sie stets anschließbar an geteilte Erfahrungsbestände, und neue und einmalige lokale Bezüge werden indexikalisch adressiert „im Lichte“ der vertrauten sprachtechnischen Bedeutungen.

Aufmerksamkeitstechnisch mäandern Sprecher und Hörer zwischen *meaning* und *thing-meant*. Und zwar dergestalt, dass die *prädikative*, wasbestimmte Seite der Sprachzeichen sie auf den geteilten „Eigensinn“ der Sprache und in diesen hinein zieht, während die *indikative* Seite der Sprachzeichen (dominierend bei origobezogenen Deiktika, aperspektivischen Eigennamen etc., aber prozessual immer beteiligt) sie aus dem sprachlichen Eigensinn heraus in die Sphäre des lokal kulturell und situativ „Meinbaren“ lenkt.

Die Tatsache, dass etwa eine Standardnominalphrase in einer Artikelsprache wie dem Deutschen explizit einen *indikativen* und einen *sortal-symbolischen* Kern hat, wenn sie aus ART + N besteht, unterstreicht die *indikativ/prädikativ-Polarität* auf der Ebene der Realisierung von Argumenten/Aktanten. Kategorial existiert die nämliche Polarität im Nebeneinander von substantivischen Pronomina und sortalen Substantivlexemen. Wichtig ist aber der Umstand, dass die *strukturelle Repräsentation* dieser Polarität (in der Nominalphrase und in den Redeteilen) keine Voraussetzung für die *prozessuale Realität* dieser Polarität darstellt. Letztere ist verankert in der Dynamik der geteilten Aufmerksamkeit, an der alle Versprachlichungstechniken, indexikalische wie prädikative, andocken. Auch in einer artikellosen

Sprache (oder in der Anfangsphase des Spracherwerbs) können Bezugspunkte der geteilten Aufmerksamkeit zugleich indiziert und sortalisiert werden. Strukturell, in den darstellungstechnischen Schemata des Symbolfeldes, kann diese prozessuale Polarität aber ganz unterschiedlich re-repräsentiert sein. Ein Eigenname z. B. ist autodeterminativ, sein Gebrauch unterstellt die Identifizierbarkeit eines bestimmten Referenten, weshalb der Artikel, wenn er gesetzt wird, für andere Funktionen frei (oder auf andere Funktionen beschränkt) wird. Bei continuativa/Stoffsubstantiven determiniert der Artikel, wenn er gesetzt wird, nicht nur die referenzielle, sondern auch die sortale Identität des *thingmeant*, um die es auch bei der generischen Definitheit geht, etc.

Meine These zum prozessualen „Feldopportunismus“ der Sprachzeichen in der Redekette lautet ungefähr folgendermaßen: Was der linguistische Blick auf „Sprachgebilde“ (auf Sätze, Phrasen, Wortarten, Lexeme, Morpheme) zu sehen bekommt, das ist (um das Bild des Platonischen Höhlengleichnisses zu verwenden) der einzelsprachlich geordnete Schatten, den der prozessuale Feldopportunismus im Symbolfeld der Einzelsprache wirft. Wir sehen in der immer noch vorherrschenden Praxis des geschriebenen Beispielsatzes genau das, was von den darstellungstechnischen Mitteln des einzelsprachlichen Symbolfeldes her geordnet und differenziert werden kann. Während der Sinn des Gesprochenen prozessual bündig wird im Ensemble der „Umfelder“ mit ihren multiplen Bezügen und Beziehbarkeiten (und zur Entschlüsselung weit mehr voraussetzt als die bloße Sprachkenntnis, nämlich Vertrautheit mit der kommunikativen Kultur und Ökonomie der Sprachgemeinschaft), geht der linguistische Blick in die entgegengesetzte Richtung: auf die im Symbolfeld organisierten und gebündelten Techniken der Sinndifferenzierung. Die Linguistik sieht das, was man mit den Mitteln des Symbolfeldes „meinen“ kann, und die Bündigkeit ihrer Analysen liegt ungefähr in der Ebene, die von Koschmieder (1965) als *noetisch* bezeichnet wird.

Nehring (1963), der ja durchaus in Bühlerschem Geiste einem ähnlichen Problem nachgeht, differenziert die Symbol/Feld-Dimension der sprachlichen Darstellung nach drei Bezugs-

feldern aus. Einmal ist die *Darstellung* auf den Sprecher bezogen, als dessen Handlung, dann auf das Sprachsystem selbst und schließlich noch auf das referenziell-situative Bezugssystem der aktuellen Redesituation. Relationiert auf das Sprachsystem gibt uns die sprachliche Darstellung einen „Sinnverhalt“ (der Ausdruck stammt m. W. von Dempe 1930), im referenziell-situativen Bezugssystem verweist die sprachliche Darstellung auf einen „Sachverhalt“ (Nehring 1963: 39). Die Ebene des „Sinnverhalts“ entspricht ungefähr der „Noetik“ Koschmieders. Sie entsteht gewissermaßen durch eine Projektion der einzelsprachlichen Symbolfeldtechniken in eine sprachübergreifende Ebene, in der genannt, referiert, verzeitet, modalisiert etc. wird. Sie ist nicht ein Abbild der kulturellen Praktiken, der Pragmatik im weiten Sinne des Wortes, da sie von den darstellungstechnischen Mitteln des Symbolfeldes der Einzelsprache her perspektiviert ist. Die Affinität dieser Ebene zur medialen Schriftlichkeit rührt daher, dass Schrift einen Teil der kontextuellen Ressourcen des Sprechens nicht nutzen kann, sondern noetisch, mit den Mitteln des Symbolfeldes, substituieren muss. Die Schrift erzwingt gewissermaßen eine Umkehr der Blickrichtung, eine Reoperspektivierung der Sinnproduktion auf die Mittel des Symbolfeldes. In mündlich-interaktiven Situationen, die durch hohe wechselseitige Erwartungsschematisierung geprägt sind, verständigt man sich dagegen ganz gut auch ohne exzessiven Rückgriff auf die darstellungstechnischen Ressourcen des Symbolfeldes, weil die Ressourcen der anderen „Umfelder“ reichlich sprudeln.

Es ist aber auch ganz leicht, empirisch plausible Beispiele dafür zu finden, dass der Felderopportunismus unserer Sprachverarbeitung keineswegs an der Mündlichkeit haftet, sondern vielmehr im Medium der Schrift (gewissermaßen umgepolt) fort dauert. Symphysisch angeheftete Kleinsttexte des Typs ‹Feuerwehruzufahrt›, ‹keine Wendemöglichkeit› etc., wie sie meist unter dem Schlagwort *linguistic landscapes* untersucht werden (Auer 2010, Habscheid 2009), belegen gut, wie routiniert wir auch Geschriebenes in unsere laufenden Handlungsorientierungen einzubauen vermögen. Dass wir etwa ‹von›-Präpositionalphrasen mit Eigennamen-NP im Kopf von Zeitungsartikeln routinemäßig als Auto-

renangabe interpretieren (und ergo aus der Linearität des Symbolfeldes herausnehmen), zeigt sich vor allem da, wo auch eine syntaktische Ankopplung (naturgemäß mit ganz anderer Bedeutung) möglich wäre: ‹Anmaßende Behauptungen – von Klaus-Dieter Müller›. Der asyntaktische Gebrauch evaluativer Ausdrücke (vielfach Adjektive): ‹klasse, schön, so'n Mist...› fordert vom Rezipienten, dass der einen lokal verfügbaren und geeigneten Andockpunkt für den sprachlichen Wertungsakt findet etc.

Koschmieder (1965) fundiert seine Noetik nicht zufällig problemtheoretisch in den Möglichkeiten und Grenzen des Übersetzens von Texten. In der Tat ist jede ernsthafte Übersetzung auf die Annahme angewiesen, dass es so etwas wie eine noetische Äquivalenz von Darstellungen in verschiedenen Sprachsystemen gibt, obwohl natürlich die indexikalischen Fäden, die das Gesprochene mit einzelkulturellen Wert- und Sinnsystemen verbinden, kaum echte Äquivalenzen in anderen Sprachen haben dürften.

Ein Beispiel mag diese „Noetisierung“ des linguistischen Blicks verdeutlichen. Die *würde*-Konstruktion in Frageform kann benutzt werden, um eine höfliche Bitte um eine Handlung oder um eine Frage nach Rat zu artikulieren: ‹Würdest Du das machen?› kann beantwortet werden mit ‹mache ich› + Handlung oder aber mit ‹Ja, das würde ich (an Deiner Stelle) machen›. Diesen Umstand identifiziert der linguistische Blick als noetische Uneindeutigkeit entweder der *würde*-Form selbst oder der ganzen Konstruktion. Der Blick geht von den Formoptionen zurück in die (grammatisch zumeist „latenten“) Umfeld der Sprechens, der Redepraxis. In dieser Redepraxis mit ihren reichen, weit über das Symbolfeld hinausgehenden Ressourcen, dürfte jedoch diese Uneindeutigkeit nur ausnahmsweise sichtbar werden. Sie verschwindet auch für den linguistischen Blick, wenn Zusätze oder direkte Redekontexte den Wert vereindeutigen (etwa: ‹Würdest Du das *bitte* machen?›) etc. Solche Beobachtungen, die sich natürlich leicht vervielfachen ließen, sprechen für eine *selektive* und *distinktive* Rekodierung der reichen, auf ungeordneten Beziehbarkeiten beruhenden Ressourcen der Redeumfelder im einzelsprachlichen Symbolfeld. Dessen Regeln entscheiden (um die bewährte Einsicht von Franz Boas zu zitie-

ren) darüber, was der Sprecher der Einzelsprache qua verbindlicher Paradigmatisierung explizit kodieren *muss* und was nicht.

[4] Feldtranspositionen und Feldwechsel

Ausdrucksseitig verzahnt die Maschinerie des Sprechens stets nur sprachliche Elemente mit einander, entweder (im Rahmen ein und desselben *turn*) in der Redekette eines Sprechers oder aber (bei *turn*-Wechsel) in der Sequenz von Redebeiträgen. Inhaltsseitig docken die artikulierten Sprachzeichen indessen nicht nur aneinander an, sie verbinden sich vielmehr opportunistisch mit allen Bezügen, die für die laufende Aufmerksamkeitskoordination lokal verfügbar sind (wobei „lokal“ eine höchst variable Größe kodiert, deren Erstreckung vom gerade für die Wahrnehmung der Teilnehmer Erreichbaren bis zu kulturell oder interaktionsgeschichtlich geteilten Wissensbeständen reicht). Die größte Asymmetrie bezüglich der für die Teilnehmer verfügbaren Umfeldressourcen dürfte wohl in der sozialisatorischen Interaktion (Maas 2010) des kindlichen Erstspracherwerbs zu finden sein. Hier erfahren die Kinder aus der Reaktion der Erwachsenen, wie und als was ihre Äußerungen interpretiert werden. Der kommunikative „Sinn“, den sie sprechend herstellen, wird von den Empfängern her kontrolliert. Die darstellungstechnischen Ressourcen des Symbolfeldes stehen dem Kind ebenso wenig zur Verfügung wie die Ressourcen der geteilten kulturellen Tradition. Die Tatsache, dass gleichwohl Verständigung im Rahmen der lebensweltlich geteilten Bezüge einigermaßen funktioniert, darf als Beleg dafür gewertet werden, dass es Äquivalenzen und Transpositionen gibt, die aus der Sphäre allgemeiner Beziehbarkeiten in die (relativ geordnete) Welt der Symbolfeldressourcen hinüberführen. Das alte (von Grace de Laguna 1963 [1927] formulierte) Prinzip: *in order to understand what the baby is saying, you have to see what the baby is doing*, unterstreicht die frühe Einbindung des kindlichen Sprechens in das Aufmerksamkeitsfeld der laufenden Handlungen (empraktisches Feld). Die erwachsenen Deuter kindlicher Einwortäuße-

rungen (Monorheme) ersetzen das, was an genuin symbolischer Darstellungstechnik fehlt, durch (salopp gesagt) Einfühlung in die Gegebenheiten der laufenden Praxis/Kooperation und in das Relevanzsystem der kindlichen Orientierung.

Auch hier wiederum ist es leicht, plausible empirische Beispiele zusammenzustellen: Die Demonstrativa ‹der, die das›, die als fokussierende Deiktika beginnen, werden als Artikelwörter grammatische Indikatoren für den diskursiven Status textueller Referenten, sie unterstellen diese als mühelos identifizierbar für den Hörer. Als Relativpronomina hingegen werden sie zu reinen Symbolfeldzeichen, zu „Gelenken“ in der Redekette, welche einen (aktualisierenden etc.) Attributsatz an ein Substantiv bzw. eine NP koppeln. Diese reine Gelenkfunktion für das Symbolfeld hindert aber nicht den fortdauernden Gebrauch der nämlichen Ausdrücke als allgemeine *linker zwischen* Symbol- und Zeigfeld oder auch als echte Deiktika. In der (ohnehin ziemlich heterogenen) Wortklasse der Adverbien findet man zahllose Ausdrücke, die alternativ neben ihrer Symbolfeldeigenschaft (einem zentripetalen modifizierenden *slot* für Prädikate) auch quasi-imperativische Werte im Handlungsfeld annehmen können: ‹auf, weg da, weiter, voran...›.

Man wird sich die Reorganisation und Transpositionen allgemeiner Umfeldbeziehbarkeiten in Ressourcen des Symbolfeldes zweifellos als einen komplexen und vielschichtigen Prozess vorstellen müssen. Für einzelne Aspekte dieser Transposition gibt es aber durchaus bereits Modellgedanken. Ich denke z.B. an Michael Silversteins (1979) Modell der codereflexiven Etablierung *metapragmatischer* Zeichen. Deren Charakteristik besteht darin, dass sie implizite Ressourcen der situierten Kommunikation sprachlich explizieren. Wie etwa die Sprechrollendeiktika metapragmatische Explikationen der drei „Pole“ bilden, ohne die sprachliche Interaktion nicht geht: Sprecher, Hörer und Besprochenes, oder Modalausdrücke (und Sprechaktverben) metapragmatische Explikationen situativer sympraktischer Handlungswerte etc. (aus ‹Arm› wird ‹ich will Arm›, ‹ich will auf'n Arm› etc.). Dem kann ich hier nicht in Einzelheiten nachgehen. Fest steht, dass die Metapragmatik-Perspektive dem Umstand Rech-

nung trägt, dass rekurrente, halbwegs regelmäßige Beziehbarkeiten aus den Umfeldern der Sprechhandlung transformiert und rekodiert in das Symbolfeld eintreten können. Was implizit „mitläuft“ an Beziehbarkeiten wird per organisierter Reflexivität des Sprechens in das Symbolfeld integriert und damit adressierbar – während dann der „noetische“ Blick umgekehrt wiederum auf das schaut, was mit dem metapragmatischen Ausdruck selbst einigermaßen fest an distinktiven Eigenschaften verknüpft werden kann. Fest steht auch, dass solche metapragmatischen Zeichen formatiert und eingefädelt werden müssen im Hinblick auf die einzelsprachlichen Normen kategorial geordneter grammatischer Relationalität. Die „Personen“ des Sprechrollensystems im Deutschen sind einesteils Nuklei (attributiv eingeschränkter) Nominalphrasen, anderenteils kongruenzaktiv für das finite Verb, wenn sie in der Rolle des Satzsubjektes stehen etc.

Für die einzelsprachlichen Regularitäten der geordneten grammatischen Relationalität gilt, dass sie von den Novizen nicht erzeugt, sondern bloß analogisch-imitativ „nacherzeugt“ werden müssen. Erzeugt worden sind sie in den kollektiven „Traditionen des Sprechens“ der Sprachgemeinschaft. Nacherzeugt werden sie von den Novizen in Prozessen des schritt- und stufenweisen „Absehens“ von konkreten lexikalischen *items* in Konstruktionen zugunsten abstrakterer paradigmatischer Klassen. Ich verwende hier bewusst den Komparativ „abstrakter“, weil ich mit der Mehrzahl der Konstruktionsgrammatiker vermute, dass eine halbwegs prozessrealistische Grammatik ohne die Annahme völlig abstrakter kategorialer Größen auskommen kann. Der Sprecher und der Hörer operieren immer mit je bestimmtem lexikalischem Material, das auch zu spezifischeren analogischen *item*-Klassen gehört, nicht bloß zu den ganz abstrakten Klassen Nomen, Verb, Adjektiv, Präposition etc. Konnotativ spezifiziert ist ein Lexem ja eben nicht nur auf der kategorialen Ebene, sondern auch durch seine ganz spezifische Kombinations- und Verwendungsgeschichte. Und während der klassifizierende Grammatiker mit kleinen Klassen sich analog verhaltender Ausdrücke nicht zufrieden ist, hat es der Sprecher in der Redekette doch stets gerade mit solchen kleinen und beschränkteren paradigm-

matischen Klassen (und ihren syntagmatischen Kombinationsgeschichten, die im Sprecher- und Hörerhirn vorgebahnt sind) zu tun. Und das vom Sprecher gewählte *item* hat stets neben den kategorial-allgemeinen auch höchst spezifische konnotative Wahlverwandtschaften.

Ein weiteres Denkmodell, das sich mit der schritt- und stufenweisen Konstruktion der Symbolfeldtechniken aus unspezifischen Beziehbarkeiten der Sprechzeichen in der Ontogenese beschäftigt, stammt von Karmiloff-Smith (1992). Die Autorin hat ein klares Bewusstsein davon, dass ausdrucksseitige Regularitäten und deren inhaltsseitige kognitive Beherrschung auf unterschiedliche Weise am Erwerb der Symbolfeldtechniken beteiligt sind. Ein Muster kann in analogisch begrenztem Umkreis operativ unauffällig beherrscht werden („behavioral mastery“), ohne dass die mit ihm kodierbaren noetischen Distinktionen kognitiv bereits vollständig kontrolliert werden. Vermutlich beginnen Einsatz und Differenzierung der sechs Formen des bestimmten Artikels (⟨der, die, das, des, dem, den⟩) quasi-mechanisch, determiniert durch die „stoffliche“ syntagmatische Umgebung. In dieser ersten, datengetriebenen Phase imitiert das Kind die Formeln und Schemata des Input. Die allmähliche Beherrschung der Symbolfeldtechniken gleicht (oder gliche) dann einer immer unvollkommenen Modularisierung, und der Anfangszustand der Verarbeitung von sprachlichen Symbolen durch Novizen wäre eben durch seinen vormodularen und komplett feldopportunistischen Charakter geprägt. Gleichwohl sieht bereits die begrenzte Produktion „richtiger“ grammatischer Formen für die Erwerbsoptik so aus, als ob die entsprechende Domäne beherrscht werde. Erwerbsforscher machen sich in der Regel nicht klar, dass die „richtige“ Form auf ganz unterschiedliche Produktionsdynamiken zurückgeführt werden kann – von strikt lokaler Imitation bis zur Beherrschung des Systems. Die kognitionswissenschaftliche Pointe wäre dann eben nicht das angeborene Modul, sondern die Modularisierung als eine asymptotische Annäherung an geschlossene Verarbeitungsbereiche.

Dass Grammatik von darstellungstechnischen Distinktionen handelt, die operativ beherrscht, „gekonnt“, aber nicht dekla-

rativ überschaut oder „gekannt“ werden, ist notorisch. Für den Sprecher/Hörer existieren sie ausschließlich in der Ebene des Könnens, nicht in der des deklarativen Wissens. Man weiß, dass die Ausdrücke ‹gib mir mal die Zigarette› und ‹gib mir mal eine Zigarette› nicht das gleiche bedeuten, dass sie unterschiedliche Interaktionsfolgen kommandieren. Man weiß, wann man das eine und wann man das andere zu sagen hat. Aber die Regeln, denen man dabei folgt, kann man nicht formulieren. Dass man als Individuum sprachlich viel mehr „kann“ als man „weiß“, hat zweifellos damit zu tun, dass in den Techniken des Zeig- und Symbolfeldes nicht allein die kognitive Intelligenz des Individuums, sondern die kumulierte Erfahrung der Sprachgemeinschaft steckt, die sich der Sprecher anzueignen hat. Dass man auch im Bereich der *individuellen* Kognition viel mehr „kann“, als man „weiß“, versteht sich. Um Fahrrad fahren zu können, muss man nicht die Physik des Gleichgewichts kennen. Aber der Vergleich mit dem Sprechen hinkt gleichwohl, denn in der „Beherrschung“ einer Sprache steckt kein Jota Naturgesetz (sieht man vom artikulatorischen und akustischen Strang der Phonetik ab!), und in der „Beherrschung“ des Fahrradfahrens steckt zwar auch eine kulturelle Tradition, aber operativ auseinandersetzen muss sich der Fahrradnovize (sieht man von den Verkehrsregeln ab!) nur mit dem Wirken physikalischer Kräfte.

[5] Konnektionismus als Metapher:
Felder = Im Kopf und/oder um ihn herum?

Zu den (erstaunlich wenigen) axiomatischen Entwicklungen, die unser Bild komplexer psychischer Prozesse wie der des Sprechens und Verstehens seit den Tagen Karl Bühlers radikal verändert haben, gehört die unter dem Etikett „Konnektionismus“ zirkulierende Einsicht, wonach ein nicht unerheblicher Teil sprachmäßiger Leistungen subsymbolisch modelliert (und das Lernen dieser Leistungen auch subsymbolisch simuliert) werden kann. Seit „Konnektionismus“ und „Symbolverarbeitung“ konkurrierende sprachpsychologische Erklärungsmodelle für Aspekte der

Sprachverarbeitung bereitstellen, ist es zumindest denkbar, Symbolverarbeitung (durchaus im Bühlerschen Sinne eines Symbolfeld-Systems mit Einheiten und Regeln für deren Kombination) als emergentes (und nur im Grenzfall „erreichbares“) Produkt subsymbolischer Verarbeitungsprozesse zu verstehen. Dabei werden in der Regel subsymbolische Verarbeitungsprozesse mit dem *oraten*, symbolische Verarbeitungsprozesse mit dem *literaten* Pol der Sprache in Verbindung gebracht (m. E. bis heute am schlüssigsten von Scheerer 1996). Scheerer argumentiert, dass die Herausbildung genuin symbolischer kognitiver Modalitäten an die „äußere“ Existenz dauerhafter Aufzeichnungssysteme gebunden sei, weil erst solche Systeme freie Umstellung und Manipulation für alle semiotischen „Korngrößen“ (vom Buchstaben über das Wort bis zu Syntagma und Satz) ermöglichen. Symbolische Ordnungen werden „von außen nach innen“ etabliert. *Orates* Sprechen dagegen ist flüchtig, formulaisch, nichtpropositional, der Sprecher kann sich Silben und Prosodie bewusst machen, hat aber keinen Zugang zu Phonemen. Konnektionistische „Repräsentationen“ werden aktivierbar, wenn eine hinreichende Zahl konvergenter Vektoren (bildlich gesprochen) auf sie zeigt, sie sind holistisch und adressierbar „von außen“ durch Sinneseindrücke wie „von innen“ durch Bahnung und Übung. Was zählt, ist der Gesamtbetrag der Aktivierungen. Sie arbeiten nicht nach festen Regeln und auch auf der Grundlage unvollständiger Informationen. Der Ausdruck „Repräsentation“ steht freilich darum in Anführungszeichen, weil die Vertreter der Symbolverarbeitung mit einigem Recht sagen, dass es sich bei solchermaßen extern fundierten und opportunistischen Gebilden nicht um wirkliche Repräsentationen handeln könne. Aber wo die Repräsentation „eigentlich“ beginnt, ist gewiss eine Frage der terminologischen Konvention und der Definition.

Die wenigstens partielle und sukzessive Formalisierung der multiplen und offenen Beziehbarkeiten (proto-)sprachlicher Ausdrücke in der Ebene der Redekette selbst würde jedenfalls einen Entwicklungspfad eröffnen, der von holistischen und feldopportunistischen „Repräsentationen“ weg und in Richtung auf eine interne Autonomisierung und Automatisierung der sprachlichen

Sinnproduktion führt. Das vom Modell der algorithmischen Programmiersprache her inspirierte reine Symbolverarbeitungsprogramm (mit festen Symbolwerten und kompositionalen Regeln) freilich bliebe ein oberer Grenzfall der *literaten* Genres. Scheerer (1996: 242) gibt die Formel von der „Extraktion von Invarianz durch die Entdeckung von Kovarianz“: Novizen gliedern den Redestrom anfänglich mit Hilfe phonotaktischer und prosodischer *cues*. Solchermaßen segmentierte Einheiten der Redekette können (in allen Korngrößen) kovariieren mit Situationen, Handlungen, Ereignissen, die selbst perceptuell segmentierbar, in Faktoren zerlegbar sind bzw. von bereits entdeckten Kovarianzen aus zerlegt werden. Protosymbole entstehen durch das Entdecken und Festhalten solcher Kovarianzmuster. Genuine Symbolfeldmechanismen hingegen können erst aus der Redekette extrahiert werden, wenn Invarianzen „zweiter Ordnung“ greifbar und organisierbar werden, die die codeinterne Herausbildung sprachlicher Invarianzklassen spiegeln: konstellative, konstruktionale, morphologische Außenstützen befördern die Entdeckung und Extraktion solcher Invarianzen „zweiter Ordnung“. Mit deren Hilfe lässt sich das Darstellungspotenzial der Sprache, die propositionale und kompositionale Eigenschaften gewinnt, von den Erfahrungen „erster Ordnung“ absetzen. Aber nur durch die „befreite“ Rekombinierbarkeit von Symbolen, die grundsätzlich subsymbolisch geerdet bleiben und doch offen für wechselnde Aufladungen aus multiplen Umfeldern. Und wären die Beziehungen und Beziehbarkeiten innerhalb der Symbolfeldordnungen ausschließlich abstrakt-kategorial geregelt, so dürfte es keine ausgeprägten kollokativen Präferenzen und Konstruktionsbindungen einzelner Lexeme geben, die doch jeder Blick in eine KWIC-Konkordanz¹ zweifelsfrei belegt. Die prinzipielle Unabgeschlossenheit textueller Sinnpotentiale belegt ebenfalls, dass im Symbolfeld eingebundene Sprachzeichen für die Wir-

1 KWIC steht für „key word in context“ und bezeichnet ein Format der maschinellen Aufbereitung von Textkorpora, bei der das Suchwort mit seinen Kollokaten und syntaktischen Umgebungen präsentiert wird.

kungen der nichtsymbolischen Umfelder in hohem Maße empfänglich bleiben (hierzu ausführlich Coseriu 1981).

Und an dieser Stelle schließt ein weiterer Argumentationsstrang an, der das Sprachdenken in multiplen und prinzipiell opportunistischen Feldbeziehbarkeiten (partiell aufgeordnet in den internen Systemregeln des Symbolfeldes) vom kognitivistischen mainstream absetzt: Der nämlich lokalisiert die Steuerung und Programmierung des Sprechens und Verstehens grundsätzlich „innen“, im Kopf, im Gehirn oder auch in den Genen. Wer freilich anerkennt, dass unser kognitiver Apparat im Dienste der Verhaltensorientierung in einer wechselhaften und gefährlichen äußeren Umgebung evolviert ist, der müsste zumindest auch in Betracht ziehen, dass Elemente von Außensteuerung in die Sprachverarbeitung einschließen. Wer ohne einen „passenden“ Außenreiz (was immer hier „passend“ heißen mag) initiativ spricht, der dokumentiert eine stark „nach innen genommene“ Steuer- und Leitinstanz des Sprechens. Wer laut aus einem Buch vorliest, der dokumentiert die entgegengesetzte Möglichkeit der weitgehenden Außensteuerung der Sprechmechanismen. Und wer George Herbert Meads Definition des „signifikanten Symbols“ erinnert, das darin bestehe, dass ein Zeichen auf den Benutzer die gleiche Wirkung ausübt wie auf den Adressaten, der wird vielleicht bezweifeln, ob ein ganz „von innen“ eingesetztes Symbol etwas anderes sein kann als eine lediglich „nach innen genommene“, eine interiorisierte Vorwegnahme der Außenwirkung.

Und wer schließlich Beobachtungserfahrung im kindlichen Erstspracherwerb hat, der wird die Annahme plausibel finden, das Sprechen des Kindes werde über „verteilte“ Steuerinstanzen gelenkt und verfüge sowohl über „innere“ als auch über „äußere“ Stützpunkte. Solche Modelle einer „verteilten“ Kontrolle des Sprechens sind im Rahmen des Konnektionismus diskutiert worden (vgl. z.B. Bechtel 1996). Sie leben insgesamt von der Generalhypothese einer stufenweisen Verlagerung der Steuer- und Kontrollpotentiale nach innen, sie leben auch von der selektiven codereflexiven Rerepräsentation ungeordneter Umfeldrelationen, und sie stehen und fallen mit der unumgänglichen

Präzisierung dessen, was mit Steuerung „von außen“ und „von innen“ genau gemeint ist. Einen sicheren Beleg für die Innensteuerung einer grammatischen Regularität liefert (vgl. Karmiloff-Smith's Modell der U-Kurven im sprachlichen Lernprozess) die Produktion einer „falschen“ Form bzw. Konstruktion, die nicht auf Imitation des Input zurückgehen kann. Mit Elementen der Außensteuerung haben wir es zweifellos zu tun, wenn sich eine Äußerung als „zweite Paarhälfte“ konditional relevant auf eine andere bezieht, wenn sie eine Situation komplettiert („einen Bekannten identifizieren und grüßen“ etc.). In Bühlers Buch über den Steuerungsaspekt der Sprache (Bühler 1927) ist es ein Grundgedanke, dass sprachliche Signale als *Zusatzsteuerung* eine Koordination da gestaltartig komplettieren, schließen, wo es unterschiedlich „weitergehen“ kann. Solche Modelle einer „verteilten“ Steuerung haben den unschätzbaren Vorteil, dass sie keine in irgend einer Weise „vollständige“ Repräsentation der darstellungstechnischen Regeln des Sprechens im Kopf des jeweiligen Sprechers brauchen, um das „geregelte“ Redeverhalten zu erklären. Vollständig existieren die fraglichen Regeln nur „außen“, extern, in der Gesamtheit des Gesprochenen, und was der Sprecher fallweise „im Kopf“ haben muss, ist der zur Komplettierung der äußeren Lage lokal erforderliche „Extrakt“ daraus. Mehr noch: Indem der Sprecher in einer gegebenen Lage anfängt zu sprechen, produziert er zugleich die Außendaten, an denen die Redekette konnotativ weiter organisiert und gebahnt werden kann.

Ohne ein (natürlich viel genaueres) Modell solcher verteilter Steuerungen des Sprechens wird die Sprachpsychologie nie aus dem Labyrinth nativistischer Paradoxien herausfinden. Es ist relativ banal, verdient aber in Erinnerung gerufen zu werden, dass einem Sprecher, der (sagen wir) eine kurze Ansprache improvisieren muss, mit einer mentalen Repräsentation kategorialer Kompositionsregeln für Substantive, Verben etc. wenig geholfen ist. Was er indessen aufrufen können muss, das sind Formeln, Wendungen, Bestände, welche die Schemata ihrer formalen (symbolfeldbezogenen) Schließung in sich tragen

und insgesamt konnotativ (jetzt im Sinne von Maas 1985) zum Sprech Anlass passen.

Methodisch aufschlussreich wäre in diesem Zusammenhang eine Wiederaufnahme der Studien zum inneren Sprechen und zum sprachlichen Denken, die seit den Pionierarbeiten Lev Vygotskijs von Zeit zu Zeit wieder Konjunktur haben. Einerseits nährt unsere Fähigkeit, ganz „für uns“ zu sprechen und einen Text innerlich zu formulieren (wie es schreibende Wissenschaftler ständig tun), die Vorstellung einer kompletten inneren Repräsentation der sprachlichen Systemregeln in unserem kognitiven Apparat. Andererseits führen die darstellungstechnischen Verkürzungen und Verdichtungen des sprachlichen Denkens „für uns“ vor, welche Symbolfeldmittel entbehrlich werden, wenn die Darstellung „für andere“ entfällt und nur der jeweilige Problemrahmen den kognitiven Prozess vorantreibt. So können (wenigstens tendenziell und teilweise) kognitive Inhalte und deren kommunikative Aktualisierung entmischt werden.

Solche Modellgedanken, die mit einer „verteilten“ Steuerung des Sprechens und Verstehens rechnen, erlauben es, nicht allein die technischen Möglichkeiten parallel-distributiven Prozesses durchzuspielen, sie befördern auch ein psychologisches Sprachverständnis mit dem Tenor, „[that] language is an emergent product of cognitive systems, external symbols, and communities of language users“ (Bechtel 1996: 74). Zudem befördert und erleichtert der Konnektionismus kraft seiner „metaphorischen“ Eigenschaften einen Blick auf das Sprachzeichen, der dessen praktische Ordnungs- und Orientierungsleistung auf die Verbindungen zurückführt, die das Wort selbst im laufenden Erfahrungszusammenhang stiftet und organisiert. Und prima facie spricht nichts gegen die Annahme, dass es Zusammenhänge in und zwischen äußeren Erfahrungsgegebenheiten sind, die von den sprachlichen Äußerungen gestiftet, verbunden (und womöglich dann auch repräsentiert) werden.

Ein solches Modell (wie es z. B. von Bechtel 1996 propagiert wird) hat die auf den ersten Blick paradoxe Eigenschaft, dass es Sprechen und sprachliche Kommunikation axiomatisch enger mit der Sensomotorik (mit deren klassischem Zuschnitt in der

Piaget-Tradition) verbindet. Dass sensomotorische Kreisprozesse von außen und von innen gesteuert werden, dass sie die „Reize“ für ihre eigene Fortführung mit produzieren, dass die Eigenschaften der „Gegenstände“ des Handelns in dessen Orientierung eingebaut werden, all das ist ein Gemeinplatz, und man darf sich getrost fragen, warum es für das Sprechen nicht gelten soll, das sich ja auch an den „äußeren“ Symbolen und den geordneten Handlungen ihrer Benutzer herauszubilden und zu formen hat. Niemand wird bezweifeln, dass Sprechen „auf die Dauer“ seinen sensomotorischen Grundlagen ebenso entwächst wie den Beschränkungen seiner interaktiven Außensteuerung. Niemand wird auch bezweifeln, dass „Wörter“ einen ganz eigenen Typus „äußerer“ Objekte bilden: jederzeit willkürlich reproduzierbar und doch (ohne Aufzeichnungssystem) niemals „da“ im Sinne konstanter und permanenter sensomotorischer Objekte. Der „Eigensinn“, den sie in die Handlungen der Benutzer einbringen, besteht in dem Zwang, sie so zu verwenden, wie es die anderen Benutzer tun, bzw. so, dass Adressaten den mit ihnen gemeinten Zusammenhang verstehen. Bechtel schreibt über ein solches „Sprechsystem“:

Such a system would presumably develop the capacity to use symbols semantically before it began to focus on the syntax of linguistic structures. Once the system had developed the processing ability to recognize the semantic import of linguistic structures, though, it might notice that the grammatical structure provided additional information, and it might learn to respect the grammatical structure as it sought to extract information.

(Bechtel 1996: 75)

[6] Common ground und joint attention:
ein „Reißverschluss“-Modell

Die Redekette mit ihren aufgereihten und geformten Elementen und deren Beziehbarkeiten „verzahnt“ gewissermaßen äußere und innere Feldorganisatoren des Sprechens. Das bereits Artiku-

lierte (und damit in den „äußeren“ Bereich Übergetretene) wirkt dabei wie ein Scharnier, wie ein Schwungrad, es kombiniert und bündelt innere (durch das Symbolfeld geordnete) und äußere (auf lokal erreichbare Bezüge gerichtete) Elemente des laufenden Themas, der geteilten Aufmerksamkeit. Dadurch erzeugt es Impulse und Vektoren für seine eigene Fortsetzung.

Spätestens hier werden orthodoxe Kognitivisten aufschreien und „Naiv!“ rufen. Situation und Thema, die „äußeren“ Vektoren und Steuergrößen, so werden sie sagen, sind nur insoweit *wirksam*, als sie ebenfalls im kognitiven Apparat des Sprechers, also „innen“, repräsentiert sind. Dieser Einwand ist richtig und falsch. Richtig ist er aber nur in dem trivialen Sinne, dass alles, was steuernd auf unsere Handlungen wirkt, durch unsere (sensorische) Auffassung hindurch und von uns bearbeitet werden muss. Das ändert aber nichts daran, dass „innen“ und „außen“ auch beim Sprechen zwei getrennte Determinationsreihen bilden.

Die Funktionsweise eines solchen „Reißverschluss“-Modells kann man sich empirisch wiederum an verschiedenen Klassen und Eigenschaften sprachlicher Ausdrücke klar machen. Ich gebe einige Beispiele:

[a] Deiktika sind offenbar darauf spezialisiert, äußere Bezüge zu kontrahieren und in das Symbolfeld einzubauen. Dagegen haben sie weder ausgeprägte kollokative Konturen noch ausgeprägte konnotative oder evokative Potenziale, es fehlt ihnen an „Eigengewicht“ für den Fortgang der Redekette. Ihre Beziehbarkeiten im Symbolfeld sind *wirklich* so, wie sie die Linguistik auch für *alle* sortalen Symbole imaginiert: rein kategorial und grammatisch. Ausgerichtet werden sie in dem Orientierungsraum, der entsteht, sobald jemand zu jemandem über etwas zu sprechen beginnt, und den Coseriu (1981) als „Situation“ (im engeren Sinne) bezeichnet:

Die Situation ist also das Umfeld, durch das *ich* und *du*, *hier* und *dort*, *jetzt* und *damals* entstehen, das Raum-Zeit-Kontinuum, das das durch den Redeakt ‚um den Sprecher herum‘ aufgebaut wird

und durch das die [...] Deiktika über ihre kategorielle Bedeutung hinaus etwas Konkretes bezeichnen können. (Coseriu 1981: 94)

[b] Dagegen haben nicht wenige sortale Ausdrücke (Wörter ebenso wie größere Konstruktionen), gewissermaßen als noetischen Spiegel der kommunikativen Praktiken, in denen sie verwendet werden, die Fähigkeit, eigene Verwendungskontexte konnotativ mit aufzurufen. Man kann sich das semiotisch so vorstellen, dass kumulierte Indexikalität in rudimentäre oder reduzierte Symboleigenschaften transformiert wird. Diese Eigenschaften sprachlicher Ausdrücke sind in verschiedenen Theorietraditionen thematisiert worden (vgl. Feilke 1994 für eine ausführliche Diskussion), als Selbstkontextualisierung oder idiomatische Prägung (oder eben auch als connotatio in der Lesart von Maas 1985).

[c] In den idiomatischen und konstruktionalen Bahnungen und den kollokativen Wahlverwandtschaften treibt sich das Sprechen an den eigenen Traditionen weiter. Die Verzahnung mit den Umfeldern geschieht hier über deren interne Variabilität, über variable *slots*, Aus- und Umbaumöglichkeiten etc. Weiterhin kann es als halbwegs gesichert gelten, dass sich Sprachmittel und konstruktionale Techniken auf einem Kontinuum zwischen den Polen „Indikativität“ und „Prädikativität“ anordnen lassen (theoretisch am weitesten ausgefolgert in den Arbeiten von Hansjakob Seilers UNITYP-Gruppe; vgl. jetzt Seiler 2008). Beide Techniken stehen, wohlgemerkt, für Optionen des Symbolfeldes, oder genauer: Nur mit einem gestuften Mix aus indikativen und prädikativen Techniken kann im einzelsprachlichen Symbolfeld die Vielfalt der kulturell-indexikalischen Umfeldern bearbeitet und gebändigt werden. Die Polarität von Indikativität und Prädikativität prägt bekanntermaßen die Nomen-Verb-Opposition, gleich ob diese Opposition einzelsprachlich durch Lexemklassen oder durch morphosyntaktische Konstruktionstechniken „repräsentiert“ ist. Sie durchzieht aber auch die Wortklassen selbst. So stehen prototypische appellative Substantive zwischen ausgeprägt indikativen Ausdrücken (Eigennamen/*stable labels*, Pronomina/

shifting labels) auf der einen Seite und ausgeprägt prädikativen Ausdrücken (Abstrakta, deprädikativen Substantiven, deskriptiven Benennungen) auf der anderen Seite. Je komplexer und ausgebauter eine Nominalphrase ist, desto prädikativer wird sie, desto stärker tritt „Referenz“ zurück gegen prädikative Charakterisierung und Deskription des (dann textuellen) Referenten. Selbst die technischen, auf die Binnenrelationalität des Symbolfeldes spezialisierten Wortklassen (Präpositionen, Sub- und Konjunktionen) lassen sich solchermaßen zwischen indikativ und prädikativ polarisieren. Rein distinktive Relatoren („Kasus“) stehen lexikalischen Relatoren gegenüber, die mehr oder weniger über die von ihnen kodierten Relationen präzidieren.

Dabei steht die indikativ dominierte Seite letztlich für die (im Symbolfeld geordneten) nicht- und außersprachlichen Beziehbarkeiten des Sprechens, die solchermaßen einschließen in die sprachlichen Darstellungen. Mit raum-zeitlich-kultureller Distanz des Rezipienten gehen diese Beziehbarkeiten leicht verloren, Philologie und Hermeneutik suchen sie zu rekonstruieren. Die prädikativ dominierte Seite steht im Gegenzug für die (ziemlich begrenzten) „Rückwirkungen“ sprachlicher Strukturen auf das Bild, das sich die Sprecher von ihrer „Welt“ machen, für den Boas-Sapir-Whorf-Komplex. Wenn wir keine anderen Quellen haben, dann folgen wir kognitiv und kommunikativ den Suggestionen der konventionellen einzelsprachlichen „Sortalisierung“ der Welt – oder anderen sprachinduzierten *linguistic ideologies* (Silverstein 1979). Auf *features*, die grammatisch paradigmatisiert sind und beim Sprechen obligatorisch spezifiziert werden müssen, müssen Sprecher eben auch achten, gleich ob sie das Sprecher-Hörer-Verhältnis (Höflichkeit, Distanz etc.), die Raumorientierung oder die Dinge betreffen.

Es handelt sich bei all diesen Beispielen um Belege (oder „Indikatoren“) dafür, dass die konkreten und jeweils lokal bestimmten Sprechvorgänge einer „verteilten“ Steuerung und Organisation unterliegen. Gegebenheiten der Umfelder des Sprechens werden mit den vom Individuum angeeigneten und generalisierten Symbolfeldtraditionen des Sprechens verzahnt und in eine Ebene gezogen.

[7] Fazit

Für das Bewusstsein der Sprecher *verdichtet* sich die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke in deren lokalen Welt- und Handlungsbezügen, und sie *verdünnt* und verdunkelt sich im Gegenzug just da, wo es um die darstellungstechnische Seite des Sprechens, um dessen Techniken, geht. Für diese Techniken des Sprechens (Coseriu) interessiert sich aber gerade die Sprachwissenschaft, während die Welt- und Handlungsbezüge, die das Sprechen indexikalisch erreichen und vermitteln kann, eben gerade keinen sprachwissenschaftlichen Gegenstand bilden können, wie de Saussure schlüssig feststellt. In das Sprechen gehen eben außer den darstellungstechnischen Mitteln der Einzelsprache auch ganz andere, kontingente, heterogene, außersprachliche Ressourcen der Sinnggebung ein. Dass gerade diese „außersprachlichen“ Bezüge und Beziehbarkeiten in das Zentrum des spontanen Sprachbewusstseins treten, ist ein folgenreicher Teil unserer *linguistic ideology* (Silverstein 1979) – und zugleich ein Hindernis für eine realistische fachliche Modellierung der Sprachverarbeitung. Da wir uns den Sinn unserer Einrichtungen nur sprachlich (mit den Mitteln des Symbolfeldes) geformt kommunizieren, scheint er an den sprachlichen Ausdrücken zu haften. Philosophisch fördert das radikal sprachkonstruktivistische Weltbilder, nach denen die Grenzen unserer Sprache die Grenzen unserer Welt sind (um einen prominenten Vertreter einer solchen Sprachphilosophie zu zitieren) und alle unsere Vor-Urteile und Irrtümer ebenfalls sprachlich induziert sind.

Ein handgreiflich forschungspraktisches Programm, das sich an eine solchermaßen umrissene Perspektive anschließen lassen würde, müsste sich wohl oder übel in den „Zwischenräumen“ der linguistischen Forschungspraxis ansiedeln: zwischen den strikt induktiven Prozeduren der Gesprächslinguistik und den Massendaten der Korpuslinguistik, zwischen den kategorialen Modellen grammatischer Relationalität und den viel spezifischeren synsemantischen Präferenzen und Restriktionen der Kombinatorik und Kollokation auf der Ebene von *item-based constructions*. Für die Mechanismen der Feldverschränkung ist möglicherweise die

Binnengliederung der Wortarten aufschlussreicher als der Versuch, den Abstraktionsgrad der Modelle voranzutreiben. *Online* bleibt jeder Sprechakt eingespannt zwischen den Redeanlässen und den Techniken und Traditionen des Sprechens. Von beiden Seiten wird er konditioniert. „Gebrauchsbasiert“ (*usage based*) ist ein innerfachliches Fahnenwort, hinter dem sich viele Ansätze sammeln. Diskursiven Schwung verleiht diesem Fahnenwort die semantische Opposition gegen den intuitiv basierten Modellformalismus (vor allem) der generativen Schule. Ob es darüber hinaus auch eine programmatische Richtung zu weisen vermag, muss sich noch zeigen.

Literatur

- Ansaldo, Umberto & Don, Jan & Pfau, Roland, eds. (2010): *Parts of Speech. Empirical and theoretical advances*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Auer, Peter (2010): „Sprachliche Landschaften. Die Strukturierung des öffentlichen Raums durch die geschriebene Sprache“. In: A. Deppermann / A. Linke (Hrsg.): *Sprache intermedial – Stimme und Schrift, Bild und Ton*. (= Jahrbuch 2009 des Instituts für Deutsche Sprache). Berlin: de Gruyter, S. 271–300.
- Bally, Charles (1965): *Linguistique générale et linguistique Française*. 4. Aufl. Bern: Francke.
- Bechtel, William (1996): „What Knowledge Must be in the Head in Order to Acquire Language?“. In: Boris M. Velichkovsky & Duane M. Rumbaugh (eds.): *Communicating Meaning. The Evolution and Development of Language*. Mahwah, N.J.: Erlbaum. S. 45–78.
- Böhm, Roger (1998): *Notional Grammar. Wortklassen und Dependenz*. Bremen: BLICK Band 7.
- Bühler, Karl (1927): *Die Krise der Psychologie*. Jena: Fischer.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.
- Coseriu, Eugenio (1981): *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.

- De Laguna, Grace Andrus (1963 [1927]): *Speech, its Function and Development*. Bloomington, Ind.: Indiana University Press (1. Aufl. 1927).
- Dempe, Hellmuth (1930): *Was ist Sprache? Eine sprachphilosophische Untersuchung im Anschluss an die Sprachtheorie Bühlers*. Weimar: Böhlau Nachf.
- Dieckmann, Walther (1981): „K.O. Erdmann und die Gebrauchsweisen des Ausdrucks ‚Konnotationen‘ in der linguistischen Literatur“. In: ders.: *Politische Sprache, Politische Kommunikation*. Heidelberg: Winter. S. 78–136.
- Ehlich, Konrad (2007): „Sprachliche Felder“. In: ders.: *Sprache und sprachliches Handeln*, Band 1. *Pragmatik und Sprachtheorie*. Berlin: de Gruyter. S. 433–448.
- Erdmann, Karl Otto (1922): *Die Bedeutung des Wortes. Aufsätze aus dem Grenzgebiet der Sprachpsychologie und Logik*. 3. Aufl. Leipzig: Haessel.
- Eschbach, Achim, ed. (1984): *Bühler-Studien*. 2 Bde. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Eschbach, Achim, ed. (1988): *Karl Bühler's Theory of Language*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Fanselow, Sascha (1981): *Zur Syntax und Semantik der Nominalkomposition*. Tübingen: Niemeyer.
- Feilke, Helmuth (1994): *Common-sense-Kompetenz*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fuhrhop, Nanna & Thieroff, Rolf (2005): „Was ist ein Attribut?“ In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 33. S. 306–342.
- Gardiner, Alan (1951): *The Theory of Speech and Language*. 2nd ed. Oxford: Clarendon Press.
- Garza-Cuarón, Beatriz (1991): *Connotation and Meaning*. Berlin: Mouton De Gruyter.
- Glück, Helmut, Hg. (2000): *Metzler Lexikon Sprache*. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler.
- Habscheid, Stephan (2009): *Text und Diskurs*. Paderborn: Fink.
- Karmiloff-Smith, Annette (1992): *Beyond Modularity. A Developmental Perspective on Cognitive Science*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Kaznelson, Solomon D. (1974): *Sprachtypologie und Sprachdenken*. München: Hueber.
- Knobloch, Clemens (1988): „Die Bedeutung von Bühlers ‚Axiomatik‘ für die Psycholinguistik“. In: Eschbach (1988: 415–433).

- Knobloch, Clemens (1990): „Wortarten und Satzglieder. Theoretische Überlegungen zu einem alten Problem“. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* (Tübingen) 112,2. S. 173–199.
- Knobloch, Clemens (1992): „Eigennamen als Unterklasse der Nomina und in der Technik des Sprechens“. In: *Sprachwissenschaft* 17,3/4. S. 451–473.
- Knobloch, Clemens (2013): „Ein Teil, das fehlt, geht nie kaputt – Ellipsen in Grammatik und Kommunikation“. In: Mathilde Hennig (Hg.): *Die Ellipse. Neue Perspektiven auf ein altes Problem*. Berlin 2013 (de Gruyter). S. 19–38.
- Koschmieder, Erwin (1965): *Beiträge zur allgemeinen Syntax*. Heidelberg: Winter.
- Lehmann, Christian (1985): „On Grammatical Relationality“. In: *Folia Linguistica* 19. S. 67–110.
- Lehmann, Christian (1991): „Relationality and the Grammatical Operation“. In: Seiler, Hansjakob & Premper, Wilfried (eds.): *Partizipation. Das sprachliche Erfassen von Sachverhalten*. Tübingen: Narr. S. 13–28.
- Maas, Utz (1985): „Konnotation“. In: Januschek, Franz (Hg.): *Politische Sprachwissenschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 71–96.
- Maas, Utz, Hg. (2010): *Orat und literat*. (= Grazer linguistische Studien, Heft 73).
- Maas, Utz (2010a): „Literat und orat. Grundbegriffe der Analyse geschriebener und gesprochener Sprache“. In: Maas (2010: 21–150).
- Molino, Jean (1971): „La connotation“. In: *La Linguistique* 7. S. 5–30.
- Nehring, Alfons (1963): *Sprachzeichen und Sprechakte*. Heidelberg: Winter.
- Pleh, Csaba (1984): „Die Sprachtheorie Karl Bühlers und die moderne Psycholinguistik“. In: Eschbach (1984 I: 282–316).
- Sandmann, Manfred (1954): *Subject and predicate. A Contribution to the Theory of Syntax*. Edinburgh: Edinburgh University Press [2. Aufl. Heidelberg: Winter 1979].
- Scheerer, Eckart (1996): „Orality, Literacy, and Cognitive Modeling“. In: Boris Velichkovsky & Duane M. Rumbaugh (eds.): *Communicating Meaning. The Evolution and Development of Language*. Mahwah, N.J.: Erlbaum. S. 211–256.
- Seiler, Hansjakob (2008): *Universality in Language beyond Grammar. Selected Writings 1990–2007*. Ed. By Thomas Stolz. Bochum: Brockmeyer.
- Serébrennikow, B. A., ed. (1975): *Allgemeine Sprachwissenschaft II: Die innere Struktur der Sprache*. München: Fink.

- Silverstein, Michael (1979): „Language Structure and Linguistic Ideology“.
In: P. Clyne et al. (eds.): *The Elements: A parasession on linguistic units and levels*. Chicago: Chicago Linguistic Society. S. 193–247.
- Ungeheuer, Gerold (1984): „Bühler und Wundt“. In: Eschbach (1984 I: 9–67).
- Vogel, Petra Maria (1996): *Wortarten und Wortartenwechsel. Zur Konversion und verwandten Erscheinungen im Deutschen und in anderen Sprachen*. Berlin: de Gruyter.
- Werner, Heinz & Kaplan, Bernard (1963): *Symbol Formation*. New York, London: Wiley.

| Kapitel 4

Zur Noetik deiktischer und indexikalischer Verweisungen oder: Ressourcen aus dem Zeigfeld

[1] Deixis und Referenz

Kibrik (2011) hat das gesamte Feld pronominaler Referenz einigermaßen gründlich umgepflügt und mit seinen Thesen auch neu bepflanzt. Seine Neuerung läuft hinaus auf eine Aktivierungstheorie der Hauptopposition zwischen *reduced referential devices* (freie, gebundene Pronomina, implizierte Referenzbezüge) und *full NPs*. Kibriks Modell lebt von der psycholinguistischen Axiomatik der „Logogene“, nach welcher Symbole multimodal aktivierbare Matrizen sind, die durch eine summierte und schwellenüberschreitende Aktivierung angeschaltet und damit (potentiell) bewusst werden (zur Diskussion Knobloch 1994: 164ff). Nur dass eben bei Kibrik (2011) nicht die Symbole selbst, sondern ihre Referenten den aktivierbaren Innenraum bewohnen. Und der grundlegende Modellgedanke besagt: Was schon schwelennah ist als Referent, das ist durch einen deiktischen Vektor aktivierbar, was nicht, das benötigt eine (konzeptualisierende) *full NP*. Das alles setzt einen kognitiven „Raum“ voraus, in dem die Referenten in unterschiedlichem Abstand zu einer hypothetischen Aktivierungsschwelle als fertige Einheiten herumschweben oder herumliegen. Und das ist schon von der Phänographie der involvierten Prozessdynamiken her unplausibel (darauf komme ich unter [3] zurück).

Durchaus im Sinne von Ehlich (1983) macht auch Kibrik einen scharfen Schnitt zwischen der Kontinuierung bereits aktivierter

Referenten durch reduzierte Referenzverfahren (Anaphora bei Ehlich 1983) und der Neufokussierung bisher nicht aktivierter Referenzbezüge (Deixis bei Ehlich 1983). Zudem weist er darauf hin, dass in typisch mündlichen Interaktionslagen auch volle NPs gerne deiktisch, neu fokussierend und mit Zeigegeste im aktuellen perzeptiven Verweisraum bündig werden. Schon Nehring (1963), einer der wenigen sprachtheoretisch satisfaktionsfähigen Kritiker von Bühlers *Sprachtheorie*, wollte in diesem Sinne den ganzen Raum des Sprechens als eine Art Zeigfeld verstanden wissen (und hat so im Ansatz vorweggenommen, was die neuere Interaktions- und Gesprächslinguistik als die umfassende *Indexikalität* des Sprechens fasst). Wenn ich am Frühstückstisch zu meinem Gegenüber sage:

Reich mir mal das Salz!

und die Äußerung mit einer Zeige- oder Zuwendungsgeste Richtung Salzfass versehe, dann gebrauche ich die NP durchaus situationszeigend, obwohl sie ja im nominalen Nukleus auch eine Konzeptualisierung des Referenten enthält und auch ohne ihre Bündigkeit im Zeigfeld (sagen wir) verständlich bliebe. Mit einem anderen gebräuchlichen Beispiel: Der Satz *Der Zug fährt ab!* bleibt gleichermaßen verständlich für kompetente Sprecher, ob „der Zug“ nun wirklich losfährt oder nicht, bzw. ob es überhaupt einen aktualisierbaren „Zug“ in der laufenden Orientierung des Rezipienten gibt. Was dem Satz fehlt, ist allein die sympraktisch-situative Bündigkeit als Äußerung. Der Hörer könnte also antworten: *Was? Welcher Zug? Wovon redest Du?* Würden wir den Satz hingegen allein im Tempus auf Perfekt umstellen: *Der Zug ist abgefahren!*, so hätten wir indexikalisch noch ganz andere Optionen, nicht zuletzt die, bei der wir nicht nach einem wirklichen „Zug“ suchen müssten, sondern nach einer Konstellation, in der Sprecher und/oder Hörer zu spät dran sind.

Man könnte aus diesem Umstand eine Hypothese entwickeln zu der Frage, wie typisierende und konzeptualisierende NPs sinnlich-anschauliche Bezüge des Sprechens ersetzen. Wichtiger scheint mir jedoch die Erkenntnis, dass Zeigfeld und Symbolfeld

in keinem relevanten Sinne *Alternativen* sind, sondern dass es wegen der darstellungstechnischen Natur des Symbolfeldes im Sprechen gar keine reinen, sondern immer nur indexikalisch überlagerte Sprachgebilde gibt. Als Sprachwerk (im Sinne von Bühler 1934 „Vierfelderschema“) können wir eine situierte Äußerung nur interpretieren, wenn wir die organisierten Hinweise des Symbolfeldes aus andren verfügbaren Bezugsfeldern auffüllen.

So gesehen sind die prototypischen Zeigwörter: Demonstrativa, Personal- und Possessivpronomina, Orts- und Zeitzeiger wie *hier, da, dort, jetzt, dann, bald, gleich...* gewissermaßen nur die Spitze des Eisbergs im Zeigfeld. Das Origoprinzip, das Kibrik (2011) zur Abgrenzung der Deixis ablehnt, setzt sich ohnehin fort in der Perspektivität aller sprachlichen Konzeptualisierungen und Bewertungen, die ebenfalls auf die Sprecherorigo bezogen und zugerechnet werden (können). Zudem sind Origo-Verhältnisse beweglich, transponierbar, projizierbar, liefern also nicht unbedingt einen festen Halt (vgl. unter [4]). Weniger schlüssig ist Kibriks (2011) Zurückweisung der Personalpronomina der 1. und 2. Person Singular (der unmittelbaren Teilnehmerrollen) als deiktisch, weil die Teilnehmer daueraktuell, daueraktiviert und daher immer phorisch adressierbar seien. Die Bezüge der 3. Person indessen seien von schnell wechselnder und gestaffelter (Re-)Aktivierbarkeit. Zum einen benötigt auch das *Du* eine Zeigegeste (bzw. Blickzuwendung etc.), wenn mehr als ein potentieller Adressat präsent ist. Zum anderen ist die Sphäre des Besprochenen, der Nicht-Teilnehmer, auch offen für Lokutoren (*Das hat er gar nicht so gemeint* – über die Äußerung eines Teilnehmers). Wir sind in der *online*-Verteilung von Bezügen viel beweglicher, als es die relativ starren Beschreibungen deiktischer Sprachzeichen vorsehen. Zum anderen sind in vielen vor allem schriftlichen Textsorten (auch den von Kibrik (2011) verwendeten narrativen Texten und Zeitungstexten!) die Lokutorenrollen keinesfalls daueraktuell, sondern im Gegenteil gar nicht besetzt und nur indirekt, umweghaft adressierbar. Eben das ist ein Unterschied zwischen interaktionaler Mündlichkeit und konzeptueller Schriftlichkeit.

Es gibt zweifellos gute Gründe, die 1. und 2. Person Singular der Personalpronomina deutlich abzusetzen gegen die 3. Person (wie ja durchaus in der Literatur üblich; vgl. nur Ehlich 1983). Beide partizipieren auch an unterschiedlichen darstellungstechnischen Logiken. Was Bühler (1934) etwas vage als „Zeighilfen“ bezeichnet, entfaltet sich technisch in der 3. Person.

In der Optik von Kibrik (2011) ist es ein himmelweiter Unterschied, ob ein Kind zu seinem Gegenüber sagt:

Will DAS haben!

Oder

Will das haben.

Im ersten Falle hätten wir es mit der deiktischen Neufokussierung eines bisher nicht aktivierten Bezugs zu tun, im zweiten Fall mit der Fokuserhaltung gegenüber einem bereits aktivierten Referenten. Denkt man von der Instruktion des Hörers her, wird diese Differenz unsachlich scharf. Und muss DAS, was der Hörer neu fokussieren soll, nicht zumindest beim Sprecher bereits aktiviert sein, damit der seinen Referenzakt für den Hörer überhaupt organisieren kann? Im gesprochenen Deutsch gibt es eine Tendenz, die schwächeren, phorischen Formen des Personalpronomens (*er, sie, es* – letzteres kann nicht neufokussierend gebraucht werden) durch die stärkeren, auch für die Neufokussierung gebrauchten *der, die, das* zu ersetzen. Man müsste dann im Einzelfall entscheiden, welcher Bezug von *der, die, das* im Arbeitsgedächtnis des Sprechers schon aktiv ist und welcher nicht. Eine verlässliche Methodologie für diese Unterscheidung kann ich mir nicht vorstellen. Dafür sind die Modelle des *working memory* zu vage und windig.

Indessen zählt „Referenz“ (wie im Einleitungskapitel notiert) zu den tradierten linguistischen Fachausdrücken, die auf eine lange und reiche Geschichte kumulierter Unklarheiten und Missverständnisse zurückblicken. Epistemisch denkende Autoren nehmen referierende Ausdrücke als „grounding“, als Veran-

kerung des Sprechens in der außersprachlichen Realität. Darstellungstechnisch denkende Autoren erinnern daran, dass wir auf die diversen Kategorien fiktionaler Bezüge (vom *Einhorn* über den *lieben Gott* bis zur *Globalisierung*) haargenau so zugreifen wie auf unseren Nachbarn, wenn wir von ihm reden. Der *Referent*, so scheint es, ist eine theoretisch konstruierte Invariante hinter den intentionalen Vektoren (*pointers*), mit deren Hilfe wir uns wechselseitig vergewissern, dass wir über „das Gleiche“ sprechen, dass es einen objektiven (oder zumindest intersubjektiven) „Treffpunkt“ für unsere geteilte Aufmerksamkeit gibt. Das Modell für die so verstandene Referenz liefert die sympraktische Aufmerksamkeitskoordination, bei der wir andere Teilnehmer der nämlichen sozioperzeptiven Situation auf Objekte der geteilten Aufmerksamkeit steuern können. Man könnte, so gesehen, Referenzierung als eine Art sprachlicher „Ontologisierungspraktik“ verstehen. Sie schafft zirkulationsfähige Objekte, die natürlich keine „Objekte“ im herkömmlichen Sinne des Wortes sind. Wir können nicht auf sie zeigen (außer eben: sprachlich!), wir können sie nicht unters Mikroskop oder vors Fernrohr bekommen. Unser Zugang ist kanalisiert und beschränkt durch die sprachliche Form, in der sie zirkulieren.

Es wäre auch ein dramatischer Irrtum zu glauben, dass die Zirkulationsform solcher „Referenten“ semantisch stabil sei. Im Gegenteil, sie wechselt in und zwischen den *communities*, seien sie fachdiskursiv oder interdiskursiv (Ludwik Fleck wusste das). Noetische Objekte sind nicht allein „Grenzobjekte“ im Sinne der wissenschaftssoziologischen Debatten, sie sind auch inferentielle Schnittstellen, von denen aus unterschiedliche Verpflichtungen für die Teilnehmer verschiedener *communities* begründet werden. Medial, versteht sich, gilt das nur für Formate, in denen der Sprecher zu solchen Folgerungen genötigt werden kann, also für direkte Interaktionen. In massenmedialen Einwegkommunikationen ist das Geschäft von Inferenz und Folgerungen aller Art (bisweilen strategisch) auf die Rezipienten verlagert, ohne Berufungsmöglichkeit.

Werfen wir noch einen Blick auf die kooperative Dimension von Identifizierbarkeit und Referenz. Für die *account*-Praktiken

von Interaktionsteilnehmern gilt Identifizierbarkeit als Voraussetzung für Referenz. Wenn A fragt:

Kannst du dich erinnern an den jungen Bauingenieur, den wir letztes Jahr auf der Fähre gesprochen haben?

Und B antwortet:

Nein, wen meist Du?

Dann gilt geteilte Referenz als unmöglich oder gescheitert. Allerdings eben nur auf der *account*-Ebene. A könnte dann fortfahren:

Der hat uns von seinen Berufserfahrungen in Irland erzählt...

Und dann könnte von B kommen:

Ach ja, jetzt weiß ich, wen du meinst.

Und dann wäre *praktisch* geteilte Referenz wieder möglich. Das belegt zunächst nur, dass Referenz von den Teilnehmern und für die Teilnehmer gemeinsam verfertigt und bestätigt werden muss. Es belegt aber auch, dass wir in allen anderen (etwa schriftlichen) Kontexten uns darauf verlassen müssen, dass wir das Gemeinte als Rezipienten korrekt identifizieren, auch wenn wir keine Möglichkeit der interaktiven Nachprüfung haben (die, wie jeder weiß, auch einfach bestätigt werden kann, damit die Interaktion weiterläuft...). Phänographisch wissen wir aus unserer Alltagserfahrung, dass wir oft geteilte Referenz „bestätigen“, auch wenn wir sie erlebnispsychologisch nicht einlösen können (und sei es: um nicht dement zu wirken, weil wir uns an eine vom anderen aufgerufene „gemeinsame“ Situation nicht erinnern können!). Dieser Komplex ist empirisch interessant, aber schwer zu erforschen, wir müssen ihn hier liegen lassen.

Im Kontext der deiktischen Identifizierung gemeinsamer Bezüge ist im Deixis-Kapitel eine andere Frage relevant: Worauf richten wir uns eigentlich, wenn wir uns auf geteilte Referenten

richten? Wie löst der Rezipient sprachliche (oder sonstige) Hinweise auf gemeinte Bezüge ein?

Wir beginnen mit der Gegenüberstellung zwischen der gutmütigen und der skeptischen Variante dieses Problems. Die gutmütige Variante finden wir bei Goodwin (2018: 205). Sie differenziert zwischen einer engen Variante von Referenz und einer weiten. Die enge Variante hat zu tun mit „using language to talk about objects that we trust others to recognize“, und sie reicht in der weiten Variante bis zu dem Punkt „to actually knowing and understanding the world that is the focus of their collaborative activity“ (wobei „they“ die Teilnehmer meint). Man kann leicht erkennen, worum es Goodwin an dieser Stelle geht. Der Referent, auf den wir uns beziehen, ist ja eben nicht bloß ein außersprachlicher Ankerpunkt des Sprechens, er ist vielmehr ein symbolischer Orientierungspunkt in der geteilten Welt, in der wir uns bewegen. Er ist, in seiner sprachlich-symbolischen Fassung, ein noetischer Bestandteil der gemeinsamen Welt.

Hier nun ist der Punkt, an dem wir die beiden kontrastierenden Modelle von „Referenz“ auch kritisch konfrontieren müssen. Burke (1973: 140ff) macht das folgendermaßen. Er entwirft ein logisch-positivistisches „Ideal“ von Referenz im Sinne einer Lehre, die Referenz behandelt wie eine den Adressaten zusehends verengende Postanschrift, die am Ende nur an der einen, angezielten Adresse „ankommen“ kann. Das (neopositivistische, Wiener) Ideal dieser Referenzideologie ist eine Sprache mit dem Ziel „[to] evolve a vocabulary that gives the name and address of every event in the universe“ (Burke 1973: 140). Dagegen macht Burke (1973) geltend, dass jeder solchermaßen identifizierte Bezugspunkt von unzähligen Leuten perspektivisch konzeptualisiert werden kann, und dass von diesen Konzeptualisierungen aus unzählige Einstellungs- und Handlungsoptionen auf den identifizierten Referenten fundiert werden können. Referentialisierung und Konzeptualisierung verhalten sich zu einander wie aperspektivisches zu perspektivischem Verhalten. Und in den referentiellen Ketten der tradierten Textlinguistik werden wir wohl davon ausgehen müssen, dass sie nicht nur reine Identifikationsketten sind, sondern eben auch (wechselnde

etc.) Konzeptualisierungsketten. Die für den Fortgang der Interaktion (oder für den Fortgang der Geschichte) entscheidenden Informationen stecken aber gerade nicht in der nackten *token*-Rekurrenz, sondern in den wechselnden Charakterisierungen und Perspektivierungen des geteilten Bezugs. Es geht um die „attitudes toward referents that contain a programme for action“ (Burke 1973: 143). Und die müssen (interaktiv oder narrativ) in einen verstehbaren, nachvollziehbaren *account*-Zusammenhang gebracht werden.

[2] Deixis, definitivisch

Wie im Kapitel über den Feldwechsel skizziert, schlage ich vor, den Ausdruck „Deixis“ auf die in der Linguistik traditionelle Weise zu gebrauchen, also für Ausdrücke, die nur origoabhängig referenzialisiert werden können (bei aller Differenz im Detail): *Ich, du, er, sie, es, wir ihr, sie – der, die das – hier, da, dort – so – jetzt, gleich, früher, damals, bald* etc., auch Direktionalia wie *hin, her, rauf, runter, weg* und räumliche Relatoren wie *vor, hinter, neben* etc. Natürlich gibt es auch zahllose wasbestimmte Ausdrücke mit deiktischen Komponenten: *heute, morgen, gestern, heutig* etc. spezifizieren konzeptuell „Tag, Jahr“, *kommen* spezifiziert in manchen Bedeutungen eine Bewegung hin zum Sprecher (in Opposition zu *gehen*, das manchmal eine Bewegung weg vom Sprecher meint).

Der Ausdruck „Indexikalität“ hingegen ist reserviert für die unhintergehbare Verweisungsbeziehung alles Sprechens auf seine fallweisen noetischen Bezugsobjekte in den Umfeldern des Sprechens. Die ist zwar besonders greifbar in den Ressourcen, auf die deiktische Ausdrücke angewiesen sind, aber sie muss auch (teils) vorausgesetzt, (teils) aufgebaut werden in den Akten des ganz gewöhnlichen Sprechens mit der Verkettung wasbestimmter Ausdrücke im Symbolfeld.

Was hat nun der im Kern ethnomethodologische Begriff der Indexikalität (vgl. einführend Auer 1999: 127–135) mit den noetischen Kategorien der Linguistik des Gemeinten, mit der Lin-

guistik des Sprechens zu tun? Grundsätzlich unterscheidet sich der Indexikalitätsbegriff von dem der (auch deiktisch vermittelten) Referenz dadurch, dass die Bündigkeit der koordinativen Zielbezüge bei Referenz dem (im Kern epistemischen) Modell des bestimmten außersprachlichen Objektes folgt. Dagegen sind indexikalisch vermittelte Koordinationen eine Leistung, die interaktiv hergestellt, ratifiziert, korrigiert, repariert wird und in der Sprechsituation verankert werden muss, aber das Koordinationsziel ist kein bestimmter außersprachlicher Gegenstand, sondern eine interaktiv geteilte Typisierung. Nehmen wir das (bei Auer 1999: 127ff diskutierte) Beispiel von dem am Flughafen abgeholt auswärtigen Kollegen, der im Auto das Gespräch mit der Äußerung eröffnet:

Hat sich alles ganz schön verändert hier!

Den Rezipienten stellt diese Eröffnung vor die Aufgabe, die darstellungstechnische (sagen wir) Unterbestimmtheit von *hier*, *alles*, *verändert* etc. aus den situativ verfügbaren Beziehbarkeiten aufzufüllen. Selbstverständlich kann er um Präzisierung bitten (*Was meinen Sie genau? Die Bebauung? Den Charakter des Viertels, durch das wir gerade fahren? etc.*). Demonstrieren muss er in der zweiten Paarhälfte, dass er versucht zu kooperieren in der Indexikalisierung der Bezüge. Dabei muss er unterstellen, dass der Sprecher im Prinzip etwas Bestimmtes *meint* mit seiner Äußerung. Tatsächlich wissen wir aus dem (von Garfinkel stammenden) Beispiel, dass der Sprecher durchaus nichts Bestimmtes zu meinen *braucht*. Er kann auch einfach ein interaktives Spiel eröffnen mit der Äußerung. Die Wahrheit der mitlaufenden Unterstellung spielt durchaus keine Rolle. Vielleicht handelt es sich auch um die Standardgesprächseröffnung des Kollegen, der zufällig Ethnomethodologe ist. Was zählt, ist die ausgelöste Verpflichtung, bei der genaueren Bestimmung des Gemeinten zu kooperieren. Schon diese Ausgangssituation illustriert die Differenz zum klassischen Referenzmodell, in dem etwa grundsätzlich aktivierbare oder verfügbare Bezüge adressiert werden. In den sozialpsychologisch-kommunikativen Modellen ist Referenz

eine dreistellige Relation zwischen dem Sprecher S, der mittels eines referierenden Ausdrucks Z den Hörer H auf einen dann in die Aufmerksamkeitskoordination eingerückten Gegenstand Y ausrichtet. In individualpsychologischen psycholinguistischen Modellen (elaboriert bei Kibrik 2011) geht es sogar nur um die Aktivierung von Gedächtnisbezügen beim Sprecher selbst. In den klassischen experimentellen Paradigmen der referentiellen Kommunikation haben zwei durch einen Schirm optisch getrennte Vpn die gleiche Auswahlmenge von Bezugsobjekten vor Augen (z.B. Tangramfiguren ohne Standardbezeichnung) und sollen sprachliche Ausdrücke produzieren, die es dem zweiten Teilnehmer erlauben, den jeweils gemeinten Bezug in seiner Objektmenge zu identifizieren (Überblick bei Mangold-Allwinn 1995). Dieses setting legt in erster Linie frei, wie Sprecher gleichartige und ähnliche verfügbare Objekte füreinander unterscheiden. Es ist insofern auf ein Sonderproblem ausgerichtet, das weder den Alltag der referentiellen noch der indexikalischen Koordination angemessen modelliert. Und zudem bricht schon das experimentelle setting mit der Definition von Referenz, die ja ein identisches Objekt für beide Teilnehmer erfordert, der Versuch hingegen arbeitet mit *sortal gleichartigen* Objekten, die durch ein und denselben sprachlichen Ausdruck *konzeptualisiert* werden können. Eine Koordination der Aufmerksamkeit auf denselben Gegenstand findet aber gar nicht statt.

Was wir Indexikalität nennen, hat gewiss mit der Verankerung, mit dem *grounding* sprachlicher Äußerungen und Ausdrücke in der geteilten Kommunikationssituation zu tun. Es ist aber viel abstrakter und trägt der Tatsache Rechnung, dass wir über alle *noetischen* Gegenstände ganz ebenso problemlos sprechen können wie über unsere Nachbarn. Was ja den Schluss nahelegt, dass auch der Nachbar nur ein noetischer Gegenstand ist, salopp gesagt. Offensichtlich ist das, was die linguistische Tradition als Referenz bezeichnet, ein Sonderfall der situativen Verankerung sprachlicher Ausdrücke, ein Sonderfall, der uns in unserer *linguistic ideology* (Silverstein 1979) bestätigt, nach welcher alles Sprechen sich in *reference* und *predication* auflösen lässt und somit problemlos von den wirklichen Dingen handeln kann.

Nun spielt das Sprechen in einem Medium, das uns in allen Lebenslagen mühelos zu Gebote steht, im Medium des artikulierten Lautes. Im Prinzip können wir auch beim Metzger, wo von uns Äußerungen erwartet werden wie:

*Ein Pfund Hack, halb und halb. Ein Viertel DAvon (+ Zeigegeste).
Zwei von den Frikadellen etc.*

anfangen, über die Welträtsel, den Kaiser von China oder Wittgensteins Sprachphilosophie zu sprechen (sind diese Ausdrücke referentiell?). Ohne sozial akzeptable Ein- und Überleitung, ohne passendes *framing*, wären diese Themen aber nicht recht angemessen. Die indexikalische *und* referentielle Bündigkeit der Äußerungen, die zum Fleischer-setting passen, unterstreicht den Modellcharakter sympraktischer *und* sozial typisierter face-to-face-Situationen. Sie sind es schließlich auch, in denen der kindliche Spracherwerb auf weite Strecken prozediert. In ihnen harmoniert idealiter die soziale Indexikalität der situierten Äußerungen mit der Referentialität geteilter Außenwelt- und Gegenstandsbezüge, die in unsere Koordination verwickelt werden.

Die noetische Pointe der Indexikalität ist jedoch eine andere: Sie besagt, dass der „Sphärengeruch“ (Bühler) ihrer sozial-situativen Verwendungen an den wasbestimmten Ausdrücken einer Sprache innerhalb bestimmter Grenzen haften bleibt, sich mit ihnen verbindet. Die Wörter, Ausdrücke, Konstruktionen geben uns (mit einem glücklichen Ausdruck von Gehlen 1974: 143 und öfter) „Erwartungsvorgriffe“ auf Konstellationen, mit denen sie sich (indexikalisch wie referentiell) verbinden lassen. Schon die Äußerung *Ein Pfund Hack, halb und halb* versetzt uns an die Fleischertheke, und *Ein Viertel DAvon* lässt uns jedenfalls vermuten, dass es um eine Verkaufsinteraktion geht, obwohl natürlich verschiedene Fortsetzungen uns wiederum an andere Orte versetzen könnten (hierzu systematisch Feilke 1994): *Ein Viertel DAvon kann ich noch trinken* (+ Zeigegeste auf die Weinflasche) – und schon sind wir anderswo.

Indexikalität ist somit etwas, was sprachliche Ausdrücke mit sich führen und was sie in der Verkettung organisieren und prä-

zisieren. Sie ist nicht hintergebar, selbst ein in sich geschlossener sprachtheoretischer Beispielsatz wie *Colourless green ideas sleep furiously* führt seinen Gebrauchskontext indexikalisch mit. Indexikalität umreißt die noetische Welt des mit den sprachlichen Ausdrücken Meinbaren – und indiziert darüber hinaus die kumulierten Verwendungen der Ausdrücke. Was die Linguisten als deiktische Ausdrücke zusammenfassen, das verfügt natürlich ebenfalls über einen Modus der aufbewahrten Indexikalität. Der umfasst allerdings in der Hauptsache die Sphären Raumorientierung, Zeit, Sprechrollen, Modus (und die im jeweiligen Feld paradigmatisierten Positionen). Darüber hinaus sind sie auf ein (im Detail sehr komplexes und bewegliches) System von „Zeighilfen“ (Bühler) angewiesen.

Stukenbrocks (2015) detaillierte Analysen zur Organisation und Verarbeitung exophorischer Referenz in der *face-to-face*-Interaktion durch Komplexe von Deiktikon, Körperorientierung und Geste bereichern ungemein die Axiomatik der (ansonsten schriftlastigen) Deixisforschung. Es sind diese elementaren, multimodalen und sympraktischen Semiosen, aus denen heraus sich die „höheren“ sprachlichen Formen der deiktischen Verweisung durch Rekodierung und Ausbau entwickeln und erklären lassen – die dann auch ihre Zeighilfen aus den Ressourcen des Symbolfeldes heraus organisieren müssen. Nichts anderes sind ja teilgrammatikalisierte anaphorische Präferenzen für bestimmte Antezedens-Positionen im Satz. Die von Stukenbrock (2015) untersuchten Konstellationen zeichnen sich dadurch aus, dass sie ohne die koprärente Orientierung der Teilnehmer aneinander (an ihrer Blickrichtung, Körperausrichtung, Gestik) nicht restfrei verarbeitbar sind. Äußerungen des Typs:

HIER tut's mir seit einer Woche weh (+ Zeigegeste, beim Arzt).

Hey, guck mal DA! (+ Zeigegeste, Eröffnung einer fokussierten Interaktion)

Was hast du denn DA gemacht (+ Körperwendung und Geste etc.)

haben neben ihrer durchaus auch abrufbaren sozialen Indexikalität noch echte deiktische „Scharniere“ in den geteilten Orientierungsraum hinein. Und es sind bei Licht betrachtet nicht nur die in Großbuchstaben gesetzten Lokaldeiktika, sondern auch die teils impliziten (Imperativ), teils expliziten Sprechrollenzeiger auf die Teilnehmer. Die 1. und 2. Person freilich sind bei face-to-face-Interaktion immer dabei, sie müssen nur („metapragmatisch“) explizit indiziert werden, wenn sie in der Proposition mit Argumentrollen verbunden werden sollen.

Jeder weiß, dass die face-to-face-Interaktion semiotisch reicher und komplexer ist, dass sie der Verarbeitung multimodale Komplexe bietet, in denen sich kommunikativ Intendiertes, konventioneller Handlungssinn und unfreiwillig Kundgetanes unentwirrbar vermischen. Jede Interaktion vermittelt ja nicht nur „information given“, sondern eben auch vielfältig „information given off“. Der Strom des Mitkommunizierten wird schon im Telefonkontakt dünner, im chat, Brief, Text haben wir nur noch, was womöglich unfreiwillig (qua Wortwahl, Konstruktion etc.) in das Symbolfeld übertragen worden ist.

Dennoch ist eine sprachtheoretische Pointe aus Stukenbrocks (2015) Deixis-Untersuchungen auch die, dass wir uns über die Mühelosigkeit wundern sollten, mit der solchermaßen komplexe multimodale Leistungen in das Symbolfeld übertragen und eingefädelt werden können. Alle echten Deiktika funktionieren ja auch unter den textuell-schriftlichen Bedingungen der „zerdehnten“ Kommunikation (Ehlich), teils lassen sich ihre Zeighilfen importieren:

„DA tut's mir weh“, sagte sie und zeigte auf ihr linkes Knie.

Teils erschließen deiktische Ausdrücke neue Ordnungssysteme im Textzeigen, in der Phorik, in der Deixis am (sprachlichen) Phantasma. Eine sprachtheoretische Folgerung besteht jedenfalls darin, dass man (einmal mehr) den Feldopportunisten aller Sprachzeichen herausstellen muss: Sie suchen sich fallweise ihre plausiblen Beziehbarkeiten im Rahmen der lokal zur Verfügung stehenden Ressourcen.

So wichtig die sympraktischen Zeichenkomplexe aus Laut, Körperorientierung und Gestik interaktionssoziologisch auch sind, die eigentliche höhere Sprachentwicklung geht in der Richtung „des Abbaus der unmittelbaren, nicht in Eigenbewegung verfügbaren Kontaktstellen mit der Welt“, um erneut eine Formulierung von Gehlen (1974: 202) zu zitieren. Die sprachlichen Kommunikationen virtualisieren schrittweise ihre Nahtstellen mit der Sprechsituation, ohne sie jemals ganz zu verlieren, und sie übernehmen und integrieren im gleichen Prozess Beziehbarkeiten in einem vom Sprechen selbst aufgebauten kognitiven Orientierungsraum.

Garrod (2011) untersucht experimentell Referentialisierungsprozesse in monologischen und dialogischen settings, teils mit, teils ohne verfügbare Bündigkeit in den Gegenständen der materiellen Umgebung. Er vergleicht monologische, durch Lesen eines schriftlichen Textes induzierte Routinen mit sympraktischen Zeigfeldprozessen:

In the first case, there will be processes aimed at constructing a coherent and parsimonious situation model on the basis of what has been read so far. In the second case, they will be processes aimed at establishing mappings between the utterances under interpretation and a model based on the visual world in view. (Garrod 2011: 276)

Abgesehen von der sensualistisch-kognitiven Axiomatik, die hier durchscheint, konfrontiert dieser Passus die Bündigkeit sprachlicher Ausdrücke im Außenfeld der Teilnehmerorientierung mit der Bündigkeit im sprachlich aufgebauten Situationsmodell. Letzteres steht, in der typischen Lesesituation, für die ultimative Reduktion des Wirklichkeitskontaktes, der mittels sprachlicher Techniken zu erreichen ist. Ein erzählerischer Text, sagen wir: ein Roman, bewegt sich bzw. den Leser ganz in einem Orientierungsraum, den er selbst aufgebaut hat – aber natürlich die umfassende Sach-, Welt- und Texterfahrung des Rezipienten voraussetzend. Die Konfrontation dieser beiden settings suggeriert aber womöglich eine größere Differenz, als tatsächlich

besteht, weil nämlich die Ausdrücke noetisch ihre virtualisierten Weltbezüge auch mitführen, wenn sie in materiellen Gegebenheiten bündig werden. Was im schriftlichen Textmodus der Endpunkt der Verarbeitung ist, wird dann zusätzlich zu einer Such- und Orientierungshilfe für die Wahrnehmung.

In jedem Falle nehmen auch die als deiktisch geltenden Ausdrücke an der allgemein ausbauenden Entwicklung der Sprache teil. Und diese Entwicklung ist dadurch gekennzeichnet, dass exophorisch-anschauliche Verweisbeziehungen reduziert, virtualisiert, abgebaut werden – bzw. reorganisiert für den „Innendienst“ der Beziehungen und Beziehbarkeiten, die in der Redekette selbst aufgebaut werden (vgl. Gehlen 1974: 251 und öfter). Diese inneren Ausbauprozesse markieren den Weg vom sympraktischen Sprechen zur Textualisierung der Sprache. Was die sozial-phänomenologische Tradition (Ethnomethodologen, Gesprächsanalytiker) als Indexikalität bezeichnet, das verschwindet in diesem Textualisierungsprozess keineswegs. Es ändert lediglich sein Erscheinungsbild, wie schon die Tatsache erkennen lässt, dass ganze Generationen von Textauslegern und Hermeneutikern nichts zu tun hätten, wenn die indexikalischen Anmutungen von Texten mit diesen selbst weitergegeben werden könnten. Es sind ja nicht so sehr die Wortbedeutungen, die sich verändern, es sind die latent mitgeführten Verweisungen, konnotativen Räume, habituell vorausgesetzten Umfeldler des Sprechens, die bei der Tradierung schriftlicher Texte verloren gehen können.¹

Theoretisch wird man sich die Dinge so vorstellen müssen, dass die (im wahrsten Sinne des Wortes) handgreiflichen Bezüge und Beziehbarkeiten in der geteilten face-to-face-Interaktion für die ersten Aufladungen der sprachlichen Ausdrücke das Material bzw. die praktische Verankerung liefern. Was die Erwerbsliteratur als *basic level concepts* bezeichnet, ist ja aller Wahrscheinlichkeit nach wahrnehmungsphysiologisch ziemlich tief in den Gesetzmäßigkeiten perceptiver Gestaltbildung verankert. Sonst wären

1 Die Frage, wie grammatische Konstruktionen und Schemata ihrerseits Indexikalität substituieren, wird am Ende diese Abschnitts wieder aufgegriffen.

Zuordnungen zwischen Sprachsymbolen und ihrer Denotation nicht durch einmalige Exposition zu fixieren. Selbst menschliche Artefakte wie *Tisch, Haus, Buch, Glas* etc. werden selten fehlidentifiziert oder fehlkonzeptualisiert.

Sucht man nach entsprechenden Verankerungen für deiktische Ausdrücke in der menschlichen kognitiven Apparatur, so stößt man auf ganz andere Dinge: Weil alle deiktisch vermittelten Bezüge über die Sprecherorigo (oder, bei entwickelteren Formen, auch über eine versetzte Origo) umgeleitet werden müssen, repräsentieren sie die triadische Struktur der koordinierten Aufmerksamkeit (*joint attention*). Das Gemeinte wird identifiziert (nicht konzeptualisiert) über die Sprecherorigo. Schon Bühler (1934) zeigt im Detail die Vielfalt der beteiligten Mechanismen: die Lokalisierung der Klangquelle bei der 1. Person Singular der Personalpronomen, die am Telefon unterläuft, wer sich mit *Ich bin's* meldet. Was dem Rezipienten dann nur bleibt, ist die (erstaunlich sichere und differenzierte) Erkennung und Identifizierungen von Personen nach der Stimmfärbung und Artikulation. Das *du* der 2. Person erfordert bereits ganz andere Fähigkeiten. Unter dyadischen Bedingungen macht es keine Probleme, aber wenn mehrere mögliche Adressaten präsent sind, erfordert es eine gestische Präzisierung, die meist über Blickzuwendung läuft (und dann auch vom Angesprochenen so gedeutet werden muss). Ganz andere Anforderungen wiederum stellt die 3. Person, die systemisch nur als Nicht-Teilnehmer definiert ist und doppelt andockt an Geschlechtsunterschied, Person/Sache sowie dann späterhin auch am grammatischen Genus der Substantive, d. h. an höchst heterogenen, teils sprachinternen, teils Außenweltbeständen. *Es/das* geht auch auf Sachverhalte und Propositionen etc. Notorisch ist weiterhin die Uneindeutigkeit der 1. Person Plural (inklusive/exklusiv gegen die/den Adressaten), die gleichwohl erstaunlich wenig Missverständnisse hervorruft. Mit der Formel „Sprecher + X“ können wir offenbar hinreichend erfolgreich operieren, und fallweise Präzisierung geht immer.

Das alles ist gut bekannt, und hier sind nur die noetischen Schlussfolgerungen aus dem Bekannten zu ziehen. Und für die

Noetik ist und bleibt allein interessant, dass auch die deiktischen Zeichen, denen man das Ehrenprädikat des Symbols gerne vorzuziehen möchte, darin zutiefst symbolisch sind, dass sie das Prinzip der generalisierten Rollenübernahme (Meads *taking the role of the other*) qua Origoprinzip womöglich sortenreiner verkörpern als wasbestimmte, in perzeptiv außengestützten *basic level concepts* verankerte Lexeme. Der Modellgedanke des Zeigfelds, in dem deiktische Ausdrücke bündig werden, ist im Kern ein exophorisches Modell der Herausverweisung. Die Affinität von Deixis und Referenz ist alles andere als zufällig, aber sie ist nicht zwingend – so wenig wie die Gleichsetzung von Deixis und Proform.

Stukenbrocks (2015) fokussierte face-to-face-Konstellationen belegen, dass Deiktika prototypisch Ausdrücke sind, die als einzelne „vorstellend erfüllt und vergegenwärtigt“ (Gehlen 1974: 274) werden, gerne im Verbund mit gestischen Zeighilfen. Diese exophorische Architektonik deiktischer Ausdrücke hat auch Folgen im Symbolfeld und in der Sphäre der Redeverkettung, und zwar besonders in der Sphäre der konzeptuell-sachlichen Beziehbarkeiten. Ihres minimierten konzeptuellen Eigenwertes wegen haben deiktische Ausdrücke keine organisierten Konnotationen – Konnotation hier freilich nur in dem begrenzten Sinne des Wortes genommen, der von gerichteten konzeptuellen Präferenzen für andere Symbole handelt. Wenn etwa Demonstrativa in die NP eingebaut werden als Determinantien (auf dem Weg zum bestimmten Artikel), dann haben sie keine konzeptuelle Eigenselektivität. *Dies-* verbindet sich gleichermaßen bereitwillig mit allen NPs. Als „substantivische“ Demonstrativa mit Phrasenwert vertragen sie umgekehrt keinerlei attributiven Ausbau, was der moderne Psychologismus (Kibrik 2011: 53) auf die Daueraktualität ihrer Bezüge im Arbeitsgedächtnis zurückführt: **Schönes dies, Pauls dies* etc. Dieses Beispiel demonstriert allerdings auch, dass deiktische Ausdrücke auf eine etwas andere Art in das Symbolfeld der Rede eingelassen sind als ihre wasbestimmten Brüder und Schwestern. Der Grammatikalisierungspfad, der vom substantivischen Demonstrativum zum bestimmten Artikel führt

(Lehmann 1995), ist insofern paradigmatisch, als er das exophorische Verweispotential des Demonstrativums so umbaut, dass es fortan auch der internen „Aktualisierung“ bzw. „Referentialisierung“ lexikalischer Konzepte zu dienen vermag. Zweifellos ist die direktive Komponente deiktischer Gesten im „adjektivischen“ Fall auf die NP umgelegt. Deren (wasbestimmte) Symbole ersetzen gleichsam die Zeighilfen der Geste mit den Mitteln der Sprache selbst.

Wie alle im Symbolfeld prozessierten Ausdrücke (von den reinen Feldzeichen abgesehen) haben auch die Deiktika eine gespaltene Intentionalität, sie verweisen nach außen und nach innen, aber es fehlt ihnen die Dimension der konzeptuellen Affinität im Symbolfeld. Die Gemeinsamkeit dieses „Umlegens“ äußerer Beziehbarkeiten auf die Beziehungen in der Redekette selbst formuliert Gehlen so:

Es ist also zu erwarten, dass der Verlust an unmittelbarem Sachgewicht der Worte sie gerade geeignet macht, in „abgeblasster“ Form Verweisungsleistungen innerhalb der Sprache zu übernehmen: materiale Sprachelemente werden sehr weitgehend unter Verlust ihrer anschaulichen oder hinweisenden Bedeutung zu unselbständigen, „formalen“ Wortelelementen und damit zu Trägern rein innersprachlicher, „absehender“ Bedeutungsbeziehungen, welche sie doch noch formulieren. (Gehlen 1974: 278)

Wenn keine Situationshilfen und Außendaten den Ausdrücken direkte exophorische Beziehbarkeit verleihen, dann können sie sich nur in ihren geordneten Beziehungen zu anderen Wörtern der Redekette präzisieren. Saussures Definition von „valeur“ wird für gewöhnlich auf das abstrakte und virtuelle Sprachsystem (langue) bezogen, es meint aber ebenso (und vielleicht eher) die fallweise Präsenz dieses Systems in der Wirklichkeit der Rede:

Da die Sprache ein System ist, dessen Glieder sich alle gegenseitig bedingen und in dem Geltung und Wert des einen nur aus dem gleichzeitigen Vorhandensein des andern sich ergeben, [...] wie kommt es da, daß der so definierte Wert sich mit der Bedeutung

vermischt, d. h. also mit dem Gegenstück des Lautbildes?
(Saussure 1967: 136f)

Ebenso ist es ein stehender Topos der Sprachtheorie, dass sich deiktisch verweisende Ausdrücke besonders gut eignen für den grammatikalisierenden Aus- und Umbau der Sprachen, für die Aufgaben der Symbolverknüpfung im sprachlichen Innendienst. Das substantivische Demonstrativum ist im Deutschen Quelle und Ausgangspunkt nicht nur des bestimmten Artikels, sondern auch für Relativpronomen, für die *complementizer*-Konjunktion *dass*, für die starken Ersatzformen des Personalpronomens der 3. Pers. Sing. (*der/die/das* statt *er/sie/es*) etc. – von text- und diskursdeiktischen Spezialisierungen ganz abgesehen. Möglicherweise resultiert diese Eignung für Scharnier- und Relatorenfunktionen im Symbolfeld aus der Übertragung der komplexen Figur-Grund-Architektur des (sprachlichen wie gestischen) Zeigens in den virtuellen Raum der sprachlichen Darstellungstechnik. Der Druck, exophorische Situationsdeiktika über ihre (rasch wechselnde) *origo* zu prozessieren, schafft zunächst eine konstante lautliche Figur, deren Grund jedoch ständig wechselt (mit dem Sprecher- und Origowechsel). Und auch die konstante lautliche Figur (*Da, Das, So...*) ist selbst nur „vektoriell“ und mit ganz unterschiedlichen Zielen bzw. Referenzen vereinbar, die wir Linguisten dann ordnen nach LOC, REF, MOD. So gesehen ist auch der situationsdeiktische „Vektor“ nichts anderes als ein Relator, der eine bewegliche *origo* mit einer sprachlich nur minimal spezifizierten Zielsphäre verbindet (zur Diskussion des Figur-Grund-Modells der Deixis vgl. Stukenbrock 2015: 39ff). Der deiktische Ausdruck vermittelt zwischen zwei variablen Größen, die separat und konsekutiv angesteuert werden müssen von der Aufmerksamkeit: der beweglichen *origo* und dem fallweise vektoriell Indizierten. Da auch das vektoriell Indizierte durch den sprachlichen Ausdruck nur höchst vage angedeutet wird, sind und bleiben die gestischen Zeighilfen (Blickrichtung, Zeigegeste etc.) des Sprechers wichtig. Versetzt man nun solche Ausdrücke in die Redekette eines selbstgenügsamen (womöglich schriftlich-zerdehnten) Textes, so entfällt die bewegliche *origo*

ebenso wie das gestisch präzisierbare Ziel bzw. der Referent. Und der übrig gebliebene Relator muss sich im Orientierungsraum der Redekette selbst verankern, so gut er eben kann. Die Leichtigkeit des Wechsels zwischen exophorischen und endophorischen Bezugssystemen ist eine sprachtheoretisch erstrangige Tatsache und m.E. nicht hinreichend ausgefolgert. Ein Standardbeispiel der Deixis-Literatur ist der Satz:

*I drove the car to **the parking lot** and left it **there**.*

Die Lokaldeixis *there* nimmt den LOC-Ausdruck (LOC ist hier Teil von DIR) *to the parking lot* phorisch auf. Gleichzeitig weisen uns verfügbare Reste des Origoprinzips darauf hin, dass der Sprecher zum Sprechzeitpunkt sich nicht mehr auf dem Parkplatz befindet, weil *there* den Systemwert [-Sprecher] hat (vgl. Stukenbrock 2015: 11). Einmal mehr gelten die Prinzipien des Feldopportunitismus. Vektoren müssen sich ihre Ziel- und Ausgangspunkte selbst suchen. Wenn ich bitte:

Kannst du mir das Auto dalassen?

dann vermuten wir, dass mit *da* eine Standardlokalisierung gemeint ist: da, wo es gewöhnlich steht. Andererseits bindet sich ein *da* überall ein, wo es einen Bezug findet, sei es ein exophorischer, durch Zeigen verstärkter (*Da liegt es ja!*), sei es ein endophorischer (*da, wo ich bin, will ich nicht bleiben*). Kausale und temporale Weiterungen machen ebenfalls keine Schwierigkeiten, wenn die verknüpften Redesequenzen eine solche Lesart hergeben. Wir lassen hier außer Acht, dass es diverse, durchaus widersprüchliche Definitionen von Phorik gibt, von „bezogen auf den Referenten eines in der Redekette explizierten Antezedens“ bis zu „Mechanismus zur Erhaltung eines bereits etablierten Aufmerksamkeitsfokus“ (Ehlich). Für Brandom (1994: 413ff) ist die anaphorische Relation sogar eine Voraussetzung für Deixis: „Deixis presupposes anaphora“, schreibt er (1994: 458). Als „anaphorisch“ gilt ihm jeder Ausdruck, der die Bezugnahme eines anderen Sprechers kontinuiert. Und nur auf der Grundlage sol-

cher Kontinuirbarkeit, bei der die commitments aus der Konzeptualisierung des anderen nicht übernommen werden müssen, ist Kommunikation (laut Brandom) möglich.²

Die Indexikalität sprachlicher Ausdrücke, so kann man resümieren, wird als Außenbeziehung des Sprechens umgeleitet über situierte Äußerungen als Ganze. Das Wort setzt lediglich einen „Spielstein“, erst der Satz formt aus mehreren solchen Spielsteinen eine Figur (Hempel 1980: 30) mit Gesamtindexikalität. Als Innenbeziehung wird sie verbaut in den Beziehungen und Beziehbarkeiten des Symbolfeldes selbst, so dass sich Exophorik und Endophorik stets verschränken. Referenz lässt sich nur sinnvoll definieren, wenn wir den zwischen Sprecher und Hörer koordinierten Akt der Aufmerksamkeitskonzentration a) exophorisch definieren und wenn wir b) Exophorik in diesem Sinne nicht auf „wirkliche“ Gegenstände beschränken, sondern die Gesamtheit der noetischen *things meant* einbeziehen. Kibrik (2011: 4f) macht klar, dass die physische Existenz von Referenten belanglos ist, auch die perzeptive Existenz. Referenten können ihren Sitz in der Phantasie, im Langzeitgedächtnis, in Textwelten haben. Aber im triadisch organisierten Referenzraum (X verweist Y mittels Z auf A) können nur A Referenten sein, die als *geteilte* noetische Gegenstände konstruiert bzw. unterstellt werden können. Und wie solche geteilten noetischen Gegenstände zustande kommen, ist ein sprachtheoretisches Problem, das eben nicht durch den Verweis auf „gute“, weil real individuierte Objekte (wie *Napoleon, der Nachbar, unser Auto...*), zu lösen ist (vgl. Gardiner 1952). Wie sehr die „ontologische“ Tradition des Referenzbegriffs bis heute die Diskussion hemmt, mag man daran ersehen, dass man in einem der wohl gründlichsten und aktuellsten Bücher zum Thema lesen kann, der Ausdruck *das Wetter (the weather)* evoziere wohl kaum einen echten Referenten (Kibrik 2011: 7). Und dabei ist das Wetter der nachgerade klassische geteilte Erfahrungsbestand aller Arten von kopräsenten Sprechern und Hörern, weshalb es in so gut wie allen „repräsentativen Anekdoten“ zur Theorie der sprachlichen Interaktion eine wichtige

2 Ich komme weiter unten auf Brandom (1994) zurück.

Rolle spielt (auch bei Gardiner 1951). Banal gesagt: Sprachlich kann man nur Aufmerksamkeit für etwas koordinieren, was im Kopf von Sprecher und Hörer verfügbar gemacht werden kann. Ob „es“ gleichzeitig auch da draußen in der wirklichen Welt als umrissener Gegenstand existiert, spielt durchaus keine Rolle.

Im ostensiven und sympraktischen Situationszeigen, das „da draußen“ in einem wirklichen Gegenstandsbezug bündig wird, bildet der jeweilige, momentane Sprecher den „Grund“ und seine wahrnehmbare Aufmerksamkeitsrichtung und gestische Begleitmusik illustrieren und verstärken den deiktischen Ausdruck, der als dynamische „Figur“ dient. Alles zusammen konstituiert den Vektor, über den der Rezipient ans deiktische Ziel gelangt. An diesem Gesamtpaket kann auch die soziale Relevanzstruktur der jeweiligen Sympraxe beteiligt sein (wie Bühler 1934 schon ebenso wusste wie neuerdings Hanks 2005, der ebenfalls die rein räumlichen Parameter des sprachlichen Zeigens in eine sozial-interaktive Beziehungs- und Relevanzmatrix einbetten möchte). Stellen wir uns einen Bibliotheksschalter vor, an dem ein Benutzer einen Stapel Bücher auf die Theke legt und dazu sagt:

Die können zurück.

Dann wird selbst ohne jedwede Zeigegeste (oder gar symbolische Zeigehilfe (*diese Bücher*) qua institutionalisierter Relevanz klar sein, worauf der Vektor *die* zielt. Selbst ein blinder Bibliothekar würde da kaum irren. Die leichte Komplementierbarkeit „substantivischer“ Demonstrativa (bzw. der 3. Pers.Sing) in der Redekette macht sie zu „full NPs“ und bringt automatisch (sagen wir) symbolische Zeighilfen ins Spiel. Das gilt auch für „substantivische“, für nicht komplementierte Deiktika im Satz. Mein Standardbeispiel: Die Äußerung:

Psst! Der schläft.

lenkt die Aufmerksamkeit des Rezipienten schon qua Prädikat (bzw. qua dessen projizierter Argumentrolle) auf ein schlafendes und damit konzeptualisiertes „Objekt“. Eine möglicherweise

langwierige, aber nicht uninteressante sprachphilosophische Frage ist es dann, ob ein Nennausdruck wie *diese Bücher* „anders“ verstanden bzw. verarbeitet werden muss, wenn er in einem materiellen, für Sprecher und Hörer sichtbaren Bücherstapel bündig wird und wenn diese Form der Bündigkeit entfällt, weil es sich um bloße Textreferenten etc. handelt. Gehlen (1974) würde wohl antworten, dass wir im Kopf mit intentionalen Phantasmen ganz ebenso schalten und walten wie mit den wirklichen Dingen da draußen – nur eben virtuell und entlastet und absolut frei in der symbolischen Kombination mit anderen Dingen. Und was den kindlichen Erwerb deiktischer Ausdrücke betrifft, so wird wohl niemand bezweifeln, dass die Durchsichtigkeit der von deiktischen Ausdrücken aufgespannten Kontexte befördert wird, wenn perzeptuell-sympraktische Bündigkeit als Außenstütze verfügbar ist – nicht mehr, aber auch nicht weniger (vgl. hierzu Tracy 1983: 120 und öfter). Jedes *das*, *da*, *der* etc., das *nicht* in realen Außenweltgegenständen, Orten etc. bündig wird, sucht und findet einen anderen Bezug im lokalen Aufmerksamkeitsraum des Sprechens. Echte Phorik ist dabei ein Grenzfall, der kaum trennscharf gegen andere Formen der lokalen Verfügbarkeit von Bezügen abzusetzen ist (wie schon die klassischen Erwerbsuntersuchungen von Karmiloff-Smith 1979 gezeigt haben). Der visuelle Wahrnehmungs- und Aktionsraum verschränkt sich mit den vom Sprechen selbst aufgebauten imaginierten Zusammenhängen (Tracy 1983: 122). Das kollektive Symbol- und Fiktionsspiel der Kinder bietet reiches Anschauungsmaterial. Jede Spielinstruktion des Typs:

Das wäre jetzt unser Zimmer und da wäre das Bett...

verschränkt gegebene und erzeugte Zusammenhänge zu *einem* sprachlichen Orientierungsraum.

In der Linguistik gibt es eine Jahrhunderte alte Tradition der Aufmerksamkeit für die innersprachliche Paradigmatisierung deiktischer Ausdrücke, meist nach Origonähe und Origoferne. Meist spielen bei den demonstrativen Deiktika symbolische Positionen eine Rolle: „beim Sprecher“ – „beim Hörer“ – „weder beim

Sprecher noch beim Hörer“, und oft gibt es Evidenz dafür, dass die Lokaldeiktika in dieser Hinsicht das Paradigma der Sprechrollen gleichsam nachbilden (oder umgekehrt). *Hier – da – dort* lässt sich freilich nur mit Mühe in ein solches System zwingen, das jedoch lokalistische Sprachtheorien plausibilisiert. Oft ist die 3. Pers.Sing. der Personalpronomina zugleich das Lokaldeiktikum mit dem Merkmal „weder beim Sprecher noch beim Hörer“.³ Und nicht selten entwickelt sich das, was Linguisten als bestimmten Artikel bezeichnen, aus dem demonstrativen Ferne-Deiktikon, mit den romanischen Artikeln, die sich aus dem Lateinischen *hic – iste – ille* –System überwiegend aus *ille* entwickelt haben (Lehmann 1995: 38). Hanks (2005) unterstreicht mit Recht, dass deiktische Felder in dieser Hinsicht nicht prinzipiell anders organisiert sind als semantische Felder (etwa das der Farbnamen, des Possessorwechsels etc.). Man wird freilich hinzufügen müssen, dass die Paradigmen klein und ergo „grammatisch“ sind. Die schiere Existenz dieser Paradigmatisierungen unterstreicht, dass die deiktischen Ausdrücke eben keineswegs nur Elemente des Zeigfeldes sind, sondern eben auch vollwertige (und vielleicht sogar überwertige) Elemente des Symbolfeldes.

[3]

Wer das Figur-Grund-Modell deiktischer Beziehbarkeiten aus dem Feld der perzeptiven, sympraktischen Situationsorientierung in die reduzierten und vollkommen anschauungsfreien Dimensionen der Redekette, in das Symbolfeld, übertragen möchte, der hat sich zu hüten vor dem Einwand bloßer metaphorischer, analogischer Plausibilitäten. Er wird diesem Vorwurf aber keinesfalls entgehen. Gleichwohl: Phänographischer Ausgangspunkt des Modellgedankens ist die Tatsache, dass man im Spracherwerb keine nennenswerten Brüche und Friktionen zwi-

3 Im Türkischen lauten die Personalpronomina der ersten drei Personen im Singular *ben – sen – o*, und die Demonstrativa lauten *bu* (beim Sprecher) – *su* (beim Hörer) – *o* (weder beim Sprecher noch beim Hörer).

schen den exophorischen, außengestützten deiktischen Vektoren und den endophorischen, „bei sich bleibenden“, im virtuellen Raum sprachlich aufgebauter Beziehbarkeiten verbleibenden Zeigezeichen ausmachen kann. Die von außen so gravierend aussehende Differenz scheint dem Lerner keine nennenswert auffälligen Probleme zu bereiten. Das macht die ansonsten höchst unplausible Ausgangshypothese plausibel: Während in der sympraktisch-exophorischen Modellsituation die Relata „da“ sind und der Relator organisiert werden muss, ist es im Symbolfeld umgekehrt: Der Relator ist da und die Relata müssen sich finden, müssen fallweise nach analogen Modellen konstruiert werden.

Um sprachphilosophische Subtilitäten kommt man bei diesen Fragen nicht herum. Was das Denkmodell der (exophorischen) Referenz so anfangsplausibel macht, das ist der Umstand, dass es die sprachliche Kommunikation ebenso wie die sprachliche Kognition *enttautologisiert*. Die internen Symbole, mit denen das System operiert, scheinen nur dann in „realen“ Bezügen zu anker, wenn sie in einem per *joint attention* geteilten Außenweltdatum zusammenlaufen. Dass Kibrik (2011) die Referenten umstandslos zu Bewohnern des Lang- oder Kurzzeitgedächtnisses von Sprechern macht, beraubt ihn dieser Option. Das System wirkt dann geschlossen, es operiert nur mit seinen eigenen Einheiten. Der Ansatz wird dann nolens volens „radikal konstruktivistisch“, die Kognition erreicht keine Wirklichkeit und sprachliche Verständigung wird zur (geteilten) Illusion. Die (phänomenologisch inspirierte) Noetik ist ein Versuch, sowohl dem naiven Referenzglauben als auch den konstruktivistischen Zirkelfiguren zu entgehen. Das *Gemeinte* der Kognition und der Kommunikation scheint den Symbolbenutzern gleichermaßen unproblematisch gegeben zu sein, wenn es ein Außenweltdatum ist, in dem sich die gerichtete Aufmerksamkeit der Teilnehmer schneidet, und wenn es bloß eine sprachliche Typisierung oder ein sprachlicher Index ist. In beiden Fällen fällt das Gemeinte nicht mit dem Zeichen selbst und seiner Bedeutung zusammen. Deiktika vermitteln schnell wechselnde noetische Bezüge mit sehr einfachen, in wenigen Dimensionen stark paradigma-

tisierten Mitteln. Und sie scheinen mit (exophorischen) Daten ebenso mühelos fertig zu werden wie mit Bezügen, die in der Redekette selbst erst aufgebaut werden. Mehr noch: Sie scheinen selbst die Ordnungen und Bezugssysteme mit aufzubauen, in denen sie dann bündig werden. Wer die Geschichte der Sprachpsychologie kennt, der weiß, dass sie, seit es sie überhaupt gibt, zwischen psychologischem „Vostellungsrealismus“ und ontologischem „Referenznominalismus“ hin und her schwankt (und dass beide Haltungen in ganz ähnlichen Aporien auslaufen). Noetik ist (auch) ein Versuch, dieser Aporie zu entkommen, unter Anerkennung der Tatsache, dass wir sprechend durchaus in der Lage sind, unsere Aufmerksamkeit auf echte und singuläre außersprachliche Referenten zu koordinieren, und dass wir uns aber ebenso mühelos auf Entitäten koordinieren können, denen jedwedes ontologische Pendant fehlt (die aber darum *nicht* mit sprachlichen Bedeutungen identisch sind!).

Schon bei Bühler (1934) bildet das Phänomen der „Deixis am Phantasma“ (ein durchaus mehrdeutiger Terminus!) die Brücke zwischen der ostensiv-exophorischen „demonstratio ad oculos“ und den darstellungstechnischen Weiterverwertungen sprachlicher Zeigzeichen im Symbolfeld, die Bühler (1934: 120, 388ff) ebenfalls gegen die meist engeren und strengeren Definition der Linguistik unter dem Stichwort „Anapher“ zusammenfasst.

Dass Bühler (1934) bei der Deixis am Phantasma an sehr unterschiedliche Dinge gedacht hat, belegen seine Beispiele zur Genüge. Sie reichen von lokalisierenden Ausdrücken in narrativen Texten, vom textinduzierten „Wandern in der Vorstellung“, bis zu grammatikalisierten, darstellungstechnisch angeleiteten Zeitversetzungen durch Tempora wie Plusquamperfekt und Futur (Bühler 1934: 136ff) und der Veranschaulichung einer erinnerten Situation mittels sprachlichen und zeigenden Hilfsmitteln:

Er da – ich hier – und zwischen uns der Bach...

Manche Beispiele illustrieren einfach die Mühelosigkeit der Origotransposition bei lokaldeiktischen Ausdrücken (dazu mehr im

folgenden Abschnitt). Wenn der Held der Geschichte in Rom ankommt, kann der Text fortfahren:

Hier / dort stapfte er den lieben langen Tag auf dem Forum herum
(Bühler 1934: 138)

Hier dockt an der textinternen Lokalisierung *Rom* (ein Toponym) als Origo an, *dort* erfordert Aufrechterhaltung der Erzählerposition als Origo. Offenbar ist die Versetzung aus dem Hier-Jetzt-Ich-Koordinatensystem in ein anderes, bloß vorgestelltes, imaginiertes Bezugssystem der entscheidende Parameter. Aber ist nicht schon jedes wasbestimmte Sprachzeichen eine solche Versetzungsanweisung, wenn es exophorisch bündig und eingelöst werden kann (*Gib mir mal das Salz!* Am Frühstückstisch), ganz ebenso, wie wenn es im Text in der bloßen Intention auf einen derartigen Außenbezug (sagen wir) stecken bleibt? Und der Satz *Gib mir mal das Salz!* Konnotiert den Esstisch, ob er nun am Esstisch geäußert wird oder an irgendeiner anderen Stelle.

Gründlich studiert ist die (in der Tat sehr aufschlussreiche, aber in praxi auch oft prekäre!) sympraktische Konstellation der Wegbeschreibung: A fragt B in einer fremden Stadt nach dem besten Weg zum Bahnhof, zum Dom, zum Kunstmuseum. Die erlangten Instruktionen sind in der Regel multimodal (koordinierte Körper-, Blick-, Zeiggestenausrichtung plus sprachliche Bestimmung markanter Orientierungspunkte – *am Kaufhof links in die Münsterstraße* etc.), plus Versetzungsanweisungen an den Adressaten mittels der Beweglichkeit dessen, was Bühler gerne das (wandernde) Körpertastbild als Orientierungsorigo nennt (Fricke 2014 und öfter).

Das Paradigma Wegbeschreibung ist in der Tat eine Versetzungsorgie, aber der tatsächliche Koordinationserfolg stellt sich ex post nur dann ein, wenn der Instruierte die Anweisungen auf seinem Weg *ad oculos* bündig einlösen kann. Insofern ist die Lage deutlich anders als in allen (erzählenden, textuellen...) Konstellation, in denen der Rezipient praktisch bei sich bleibt und nicht nach Instruktion außersprachlich aktiv wird. Symp-

tomatisch ist das Bedürfnis nach sympraktischer Rückbindung des deiktischen Geschehens. Ein Zeigen ganz ohne exophorische Bündigkeit und praktische Einbettung können oder wollen wir uns nicht recht vorstellen.

Die Analogie zwischen Zeigegeste und deiktischem Ausdruck gewinnt ihre Plausibilität aus dem Umstand, dass beide Richtungen angeben, dass sie Vektoren sind, aber an sich kein Ziel, schon gar keinen Referenten identifizieren. Stukenbrock (2015: 38, 42) legt Wert darauf, dass auch Zeigziel und Referent deutlich unterschieden werden müssen. Die praktische Aufgabe der Teilnehmer bestehe darin, qua *mapping* das Zeigziel und den Referenten zur Deckung zu bringen. Was das Zeigen jeweils meint, was für einen Bezug es identifiziert, geht nicht aus dem Vektor selbst hervor (man muss nicht Quines Problem kennen, um diesen Unterschied anzuerkennen). Was aber die ostensiv-exophorische Zeighandlung zum evidenten Modell für alles andere macht, das ist der Umstand, dass sie problemlos in perzeptiv konzeptualisierten Referenten Bündig werden (können). Deixis am Phantasma und Anapher (im weiten Bühlerschen Sinne) begreifen wir als Reduktions- und Transformationsformen dieser modellhaften Referenzialisierung. Vollständig und in Ordnung erscheint uns das Universum des Zeigfelds nur in fokussierter sympraktischer face-to-face-Interaktion mit exophorischen Bündigkeiten. Der Comic (bzw. neudeutsch die *graphic novel*) inszeniert typischerweise im Bildraum per gerichteter Sprechblase für die Hier-Jetzt-Ich-origo des Gesprochenen – und identifizierbare Ziele für die Bündigkeit deiktischer Bezüge im Bild alle Parameter dieser Konstellation – aber eben grob und schematisiert. Die Konvention für die Abfolge der Redebeiträge ist, wenn ich recht sehe: von links nach rechts. Die konstellative Versetzung erfolgt gewissermaßen von Bild zu Bild. Jedes einzelne liefert uns das setting für das, was verbal, gestisch, ereignismäßig in ihm geschieht. Die Mühelosigkeit, mit der auch Kinder sich in Comics hinein begeben können, spricht jedenfalls dafür, dass Bühlers (1934) Bild von einem (bzw. von mehreren!) ganz abstrakt-schematischen und leicht verschiebbaren Koordinatensystem, das es erlaubt, den Nullpunkt (bzw. die Nullpunkte!) laufend zu wechseln, rea-

listisch ist. In jedem Falle ist die Bildfolge eines gewöhnlichen Comics eine schematische Re-Repräsentation der Größen, die man benötigt, um Origo- und Zielprobleme der face-to-face-Mündlichkeit zu lösen. Und es entspricht ja auch völlig den Realitäten der face-to-face-Interaktion, bei der ebenfalls schon von turn zu turn die primäre origo wechselt und alle Teilnehmer sich mühelos darauf einstellen können. Ohne die Modellvorstellung abstrakter und hoch beweglicher Einsatzpunkte für die Desambiguierung deiktischer Ausdrücke im Symbolfeld werden wir jedenfalls nicht verstehen, wie deiktische Ausdrücke in Satz und Text ganz ohne gestische Zeighilfen, ohne materielle Bündigkeit und ohne wahrnehmbare Nullpunkte funktionieren. „A physical point in space and time cannot be mentally shifted“, schreibt Fricke (2014: 1812) lakonisch und spricht von „origo allocating acts“, für deren Zuweisung der jeweilige Sprecher über Ressourcen verfügt. Was ihr dabei vorschwebt, sind u. a. Akte der Ver-
setzung in das Koordinatensystem des Hörers: *links von dir...*, wie sie in Weganweisungen häufig vorkommen. Wir beeilen uns hinzuzufügen, dass auch das sprachliche Symbolfeld selbst über reiche Ressourcen verfügt, die Verhältnisse zwischen origo und Zielgröße deiktischer Ausdrücke in eigenem Recht zu ordnen.

[4]

Origo im Symbolfeld; im Rahmen der kanonischen Deixistheorie gibt es einige klassische Motivkreise, die davon handeln, dass der Nullpunkt des (lokal-)deiktischen Koordinatensystems in die Redekette selbst verlagert wird. Zu den sozio-kulturellen Komplikation der Origo-Transposition vergleiche man besonders die Arbeiten von William Hanks (1996, 2005). Am bekanntesten ist womöglich der Umkreis der Phänomene, in denen es darum geht, den Nullpunkt der räumlichen Orientierung vom Sprecher weg und in Positionen der Redekette hinein zu verlegen. Wir beginnen mit den Lokalitäten, die über so etwas wie ein inhärentes „Körpertastbild“ (und damit auch über ein inhärentes *vor, hinter, neben* etc. verfügen. Im Deutschen wissen wir,

dass lokalisierende Präpositionen wie *vor*, *hinter*, *neben* sich an der Sprecherorigo orientieren können, aber auch an der „inhärenten“ Origo bezeichneter Orte oder Gegenstände. *Vor dem Haus* ist in der Hauptsache vor der Vorderseite des Hauses (*vor dem Auto* vor der Front des Wagens), auch wenn ich als Sprecher hinter dem Haus (oder dem Auto) stehe, und die Lesart „zwischen mir und dem Haus“ vielleicht nicht völlig ausgeschlossen ist. Ein Baum hingegen hat kein inhärentes Körpertastbild und damit auch keine „objektive“ Vorder- oder Rückseite. Wenn ich als Sprecher also sage: *vor dem Baum...*, dann kann ich nur meinen: zwischen mir und dem Baum. Dieser Typ von Origoverlagerung spielt in erster Linie eine Rolle bei der Verwendung lokaler Adpositionen, die offenbar von Hause aus schwanken zwischen der Verankerung in der Sprecherorigo und der Verankerung in der konzeptualisierten Referenzlokalität – was eigentlich bei zweistelligen Relatoren nicht verwunderlich sein sollte. Was eine inhärente Vorder- und Rückseite hat, ist selbstverständlich rein oder überwiegend konventionell. Es muss nicht mit Zugangsparametern und kann auch mit Bewegungsparametern zu tun haben. Was sich bewegt, definiert *vorne* als eigene Bewegungsrichtung. Und lokal ist auch die Opposition gegen ein *innen/drin* paradigmatisch aktivierbar. *Vor der Tür* steht, wer nicht im Raum ist. Und das sowohl aus der Innen- als auch aus der Außenperspektive. Die Origo des Innen ist aber nicht identisch mit der eines Objekts mit inhärenter Vorderseite etc., kurz: die Bedingungen sind komplex und beweglich, auch wenn man nicht einmal einbezieht, dass *vor*, *nach*, *während*, *weil*, *indes*, *indem* etc. keineswegs auf die Sphären beschränkt sind, die uns heute als wörtlich oder primär erscheinen, sondern eben je nach propositionaler Beziehbarkeit auch andere: temporale, kausale, lokale, direktionale, konditionale, einschränkende etc. Werte annehmen können.

Dieses Thema lassen wir jedoch einstweilen liegen und schauen zunächst auf die Frage, ob es neben der evidenten (und rasch wechselnden) Hier-Jetzt-Ich-Origo des (sympraktischen, synattentionalen, symphysischen) aktuellen Orientierungsfeldes in der face-to-face-Situation noch andere darstellungstechnische

Nullpunkte für die Interpretation deiktischer Ausdrücke im Symbolfeld gibt. Und es gibt sie natürlich, und nicht zu knapp.

Wir beginnen mit einem Thema, das wenigstens die psychologisch imprägnierten unter den sprachtheoretischen Autoren der letzten Generation durchaus auf dem Schirm hatten: zunächst mit der Beobachtung einer psychologischen Affinität zwischen dem grammatischen Subjekt und der aktuellen Hier-Jetzt-Ich-Sprecherorigo des jeweilig aktiven Sprechers. Aus der Spracherwerbsforschung gibt es Hinweise darauf, dass der darstellungstechnische Nullpunkt des Satzes, das grammatische Subjekt, eine Art metapragmatischer Re-Repräsentation der Hier-Jetzt-Ich-Origo des Sprechens sein könnte. In der traditionell grammatischen Satzanalyse konkurrieren seit jeher Modelle, die auf einer binären Subjekt-Prädikat-Architektur beruhen, mit Prädikat-Argument-Modellen, die eine Sonderrolle des Subjekts unter den Argumenten des Prädikats ablehnen (so prominent die Valenzgrammatik Tesnières). Offenbar sind beide Beschreibungsmodelle in der Realität des Satzes begründet. Was für die funktionale Satzperspektive das Themaargument ist, das ist für die Satzstruktur das mit nicht-projektiven Mitteln ausgedrückte Subjektargument: die Nullposition der Nachricht bzw. die Nullposition der propositionalen Struktur. Natürlich ist das Subjekt nicht automatisch gleichzusetzen mit dem Thema. Die aktuelle thematische Gliederung des Sprechens erlaubt es, die Thema-rolle beliebig in der Struktur zu verankern. Für eine besondere Rolle des grammatischen Subjekts in der Darstellungstechnik des Satzes sprechen jedoch einige Beobachtungen:

[a] Während bei einstelligen Prädikaten das einzige Argument „natürlich“ Subjekt wird, ist bei echten Transitiva und mehrstelligen Prädikaten zu beobachten, dass alle Argumente, die nicht Subjekt sind, auf das Subjekt und durch dieses ausgerichtet werden.

Gewiss, das Prädikat integriert alle seine Argumente zu einer Proposition, es gibt aber immer ein hervorgehobenes Argument, das der Darstellung als Nullpunkt dient. Es firmiert als Grund für den gesamten Prädikatskomplex.

[b] Zwar kennen nicht alle Sprachen Diathesen des Typs, die wir als Passiv bezeichnen, aber Techniken des Umarrangierens der Argumentkonstellation sind sehr weit verbreitet. Offenbar gibt es ein Bedürfnis, jedes positionelle, in der Rollenprojektion des Prädikats verankerte Argument zum Nullpunkt der Darstellung, zum Grund der Prädikatsfigur, machen zu können.

[c] Das durch die Subjektrolle als Nullpunkt markierte Argument ist bevorzugter Landeplatz für phorische Koreferenzindizes.

[d] Das jeweils „aktivste“ Argument ist im unmarkierten Falle der natürliche Kandidat für die Subjektrolle – bzw. das intentional zentrierte Argument *erscheint* als Zentrum der Aktivität im Satz, als Rekodierung eines Handelnden.

Kaznelson (1974: 225 und öfter), auf den diese Argumentation zurückgeht, begründet sie im Kern mit den Verhältnissen in der Redekette. Der Zwang zur strikten und eindimensionalen Linearität muss gleichzeitig als Basis dienen für den Aufbau einer projektiven Mehr-Ebenen-Struktur, die nicht-projektive Ankerpunkte benötigt, und die Subjekt-Prädikat-Architektonik garantiert, dass es immer einen solchen Null- und Ankerpunkt im Satz gibt: eben das Subjekt, das als Grund für den Rest der Proposition fungiert. Gehlen (1974: 243) notiert, die Sonderstellung des Subjekts in der Architektonik des Satzes erzeuge die *illusio*, in Sätzen wie *Die Sonne scheint, die Vögel singen* komme das im Subjektargument Dargestellte selbst zu Wort! Man wird das als wenig zeitgemäße bildliche Formulierung abtun, aber Gehlen (1974: 244) trifft schon etwas, wenn er feststellt, die Satzaussage erscheine solchermassen zugleich wie ein objektives Erlebnis des Sprechers und wie das „Verhalten der Sache selbst“. Durch die Projektion eines solchen darstellungstechnischen Nullpunktes für den Satz in das sprachliche Symbolfeld entsteht die Objektivitätssuggestion des situations- und zeigfeldentbundenen Satzes, der ganz bei sich zu bleiben scheint und in dem der „bloß hinzeigende“ Gebrauch der Sprache überwunden ist – jedenfalls auf den ersten

Blick. Ganz offensichtlich kann man den Satz *Die Sonne scheint* auch „hinzeigend“ äußern, etwa dann, wenn sie das gerade „tut“ und man den Adressaten zu einem gemeinsamen Spaziergang bewegen möchte. Aber die noetische Pointe des Ganzen liegt doch wohl darin, dass der Satz vollkommen verständlich in sich ruht und durchaus keine „Erfüllung“ in der situativen Bündigkeit braucht, wie es etwa ein echtes Deiktikon wie *DIES*, *DA*, *DORT* etc. unbedingt bräuchte. Gehlen (1974: 297) hat dafür die Formel, Hinweise auf die „Erfüllung“ der Ausdrücke könnten im Symbolfeld des Satzes in der Schwebelage bleiben.

Die ganze Argumentation freilich ließe sich auch umkehren und in die andere, die verbozentrische (Valenz-)Tradition der Satzanalyse einpassen. Dann erscheint das Prädikat als die eigentliche Origo des Satzes, von der aus alle Argumentrelationen projiziert werden, auch die des Subjekts. Womöglich brauchen wir ein Satzmodell mit zwei komplementären Nullpunkten, einem projektiven und einem nicht-projektiven.

Vollends beweglich wird das Konzept der Origo bei der Grammatikalisierung deiktischer Ausdrücke zu zweistelligen Relatoren im Innendienst des Symbolfeldes (wie weiter oben ausgeführt), bei Relativpronomina, complementizern, Artikelwörtern, Korrelaten. Sie definieren jeweils eine Origosphäre als Grund und eine intendierte Zielsphäre als Figur, der vektorielle Ausdruck bezieht beide aufeinander. Beim bestimmten Artikel ist der Grund, das Relationsfundament, wiederum im „Außen“ der Redekette. Das gilt jedenfalls für den Basisfall. Der Grund des bestimmten Artikels ist ein inklusives lokales „Wir“. Er indiziert ein (in der folgenden NP konzeptualisiertes) *thing meant* als bekannt und als ohne weiteres lokal identifizierbar für Sprecher und Hörer. Der phorisch deutbare bestimmte Artikel verlegt dann den Grund in die Redekette (und nähert sich damit der Gelenkfunktion des Relativpronomens). Bildlich gesprochen haben auch grammatikalisierte Deiktika immer ein Standbein und ein Spielbein. Im klassischen Ausgangsfall des Zeigfeldes ist die (bewegliche) Hier-Jetzt-Ich-Origo des Sprechers das Standbein, die von dort ausgehenden Vektoren spezifizieren die Zielsphäre. Die Gram-

matikalisierung legt mindestens die angesteuerte Zielsphäre, das Spielbein, in die Redekette – oder aber beide Bezugsgrößen.

Was ist gewonnen mit dem Gedanken, dass es im Symbolfeld des Satzes so etwas wie einen (mehrfachen) Nachbau des deiktischen Origoprinzips gibt? In der schulgrammatischen Terminologie gilt das Subjekt als „Satzgegenstand“, als Bezeichnung dessen, wovon der Satz handelt. Es gehört ebenfalls zur linguistischen Folklore, dass das Subjekt in der Referentialitäts- und Indikativitätshierarchie der Argumente am höchsten stehe. Anders als die Komplemente kann es niemals konzeptuell in das Prädikat inkorporiert werden. Schon deswegen kennen Sätze mit transitivem Verb und inkorporiertem Objekt (ja bereits mit indeterminiertem) keine „bedeutungsgleiche“ Passivform:

Paul liest ein Buch – ?Ein Buch wird von Paul gelesen.

*Paul läuft Schlittschuh – *Schlittschuh wird von Paul gelaufen.*

Das Subjekt steht dem Rest des Satzes gegenüber, und das verträgt sich nicht mit einem konzeptuell inkorporierten Argument. Alle nennenden Formate knüpft es an die vom Prädikat projizierte Rolle des ersten Arguments. Selbstverständlich kann das auch ein deiktischer Ausdruck sein (und ist es auch oft). Einfache, wenig ausgebaute mündliche Rede bewegt sich (wie wir von Chafe wissen) gerne in *chunks* des Typs:

Mein Vater, der hat ein Auto, das hat 200 PS...

Und so bewegt sich die Rede in deiktischen Anknüpfungen in sich selbst weiter, ohne den fallweisen Außenbezug tatsächlich einlösen zu müssen. Nun weisen zwar anaphorische Ausdrücke in Satz und Redekette gerne auf das Subjekt zurück, aber grundsätzlich können anaphorische Pronomina an allen referierenden NPs andocken, sogar an in die NP eingebetteten Genitivattributen oder an NPs, die in Präpositionalphrasen eingebettet sind:

Peters Auto ist kaputt, er/es muss in die Werkstatt.

In den Ställen und um sie herum wimmelte es von Kaninchen.

Möglicherweise ist das aber ein künstlicher Effekt der Arbeit mit grammatischen Beispielsätzen. Kibrik (2011: 49) schreibt, „Anapher“ sei ein rezipientenorientierter Ausdruck, der suggeriert, der Hörer müsse in der Redekette ein Antezedens aufsuchen. Tatsächlich suche der Rezipient indessen in seinem kognitiven System nach bereits aktivierten oder schwelennahen „Referenten“ (in Anführungszeichen, weil man bezweifeln kann, ob es in kognitiven Systemen tatsächlich Referenten gibt). Wenn es im aktuell-lokalen Umfeld des Sprechens auch andere aktive Bezüge gibt, werden auch die zu Kandidaten. Da wir hier das (schriftliche) Textuniversum nicht verlassen können, nehmen wir z. B. an, der aktive Kontext des letzten Beispielsatzes werde erweitert:

Die Müllers waren im Tierheim. In den Ställen und um sie herum wimmelte es von Kaninchen.

Und schon könnte sich das *sie* auch auf die Müllers beziehen. Was aber hinzukommt und in der Literatur definitiv unterschätzt wird, das ist die Tatsache, dass die Deiktika im Symbolfeld in das Sinngeflecht der Rede eingebunden sind, deren Beziehbarkeiten als Sach- und Stoffhilfen für die Deiktika dienen.

Die Bäuerin verkaufte die Kuh, weil sie a) keine Milch mehr gab, b) Geld brauchte.

Ersichtlich stellen wir automatisch den Fall a) zum Antezedens *Kuh* und den Fall b) zum Antezedens *Bäuerin*, wie es unsere *scripts* und *frames* nahelegen.

Natürlich ist es zunächst nicht mehr als eine (konnektionistische) Metapher, wenn wir auf dem vektoriellen, zusätzlich die Aufmerksamkeit des Rezipienten richtenden Charakter exophorischer deiktischer Gesten und Zeichen in der face-to-face-Situation bestehen. Dennoch: Die Engführung und Vermischung deiktischer Vektoren mit (symbolischer, externer) „Referenz“ stiftet leicht Verwirrung. Stukenbrock (2015: 38ff) ist gut bera-

ten, wenn sie auf der strikten Trennung von Verweisraum, Zeigziel und Referent besteht. Gesten und exophorische deiktische Ausdrücke identifizieren keine Referenten, sie geben lediglich die Richtung an, in der gesucht werden soll. Insofern setzen deiktische Ausdrücke eben noch keine Referenz im semantischen Sinne voraus, sondern lediglich die Fähigkeit zur Aufmerksamkeitskoordination (*joint attention*). In exophorischer wie endophorischer Deixis ist der lokale Zustand der Aufmerksamkeitskoordination eine entscheidende Ressource. Wenn ich mit Beifahrer im Auto fahre und von einem spurwechselnden Auto geschnitten werde und sage:

Der spinnt wohl!

Dann wird es keine Probleme geben, wenn der Beifahrer den Blick auch auf der Straße hat. Und wenn nicht, dann wird er mühelos inferieren, dass ich als Fahrer den Blick auf der Straße habe und seinen ebenfalls dorthin wenden. Phänographisch bieten solche Fälle keinen Unterschied zu endophorischen Anknüpfungen an „referierende“ NPs:

Der Trump, der spinnt wohl, der trifft sich mit Kim Jong Un...

Nur dass im exophorischen ersten Fall die Aufmerksamkeit über die Sprecherorigo auf das Ziel gelenkt wird, während im zweiten endophorischen Fall das Aufmerksamkeitsziel versprachlicht gegeben ist, wodurch die raum-zeitliche Hier-Jetzt-Ich-Origo des Sprechers in den Hintergrund tritt.

Deixis, so ließe sich zusammenfassen, handelt nicht von Referenz, sondern von gerichteter Konnexion, und in diesem Sinne lassen sich auch andere Phänomene von „Deixis im Symbolfeld“ interpretieren, die referenzsemantisch nicht plausibel gedeutet werden können.

Wie exophorische Deiktika in der Redekette feldverschränkend wirken (sie öffnen gewissermaßen ein Fenster in den externen Koorientierungsraum der Teilnehmer und indizieren einen

Bezug, der in der Redekette einmontiert werden kann), so wirken auch die sogenannten Korrelate feldverschränkend. In Perioden wie:

Ich finde es/das gar nicht schön, wenn du immer zu spät kommst.

Markiert das deiktische Element in der Projektionsfolie des Matrixsatzes den „Ort“, an dem der Konditionalsatz in den Matrixsatz eingebaut werden soll. Der Unterschied zur Architektur etwa von Relativsätzen (Lehmann 1984) besteht darin, dass das Korrelat keinerlei formale Beziehung zu dem von ihm indizierten Nebensatz aufweist – es sei denn, man wolle die 3. Pers. Sing. Neutrum als Hinweis und Zeighilfe für den propositionalen Charakter der adressierten Größe auffassen. Im deutschen Relativsatz erhält das Relativpronomen Genus und Numerus, von der NP im übergeordneten Satz und markiert per Kasus die Rolle, welche diese NP im Relativsatz erhält. Recht durchgehend ist bei den symbolfeldinternen deiktischen Ausdrücken eine Konstellation, in der der deiktische Ausdruck auf einen externen noetischen Gegenstand zielt (als Vektor) und zugleich dessen Platz im Symbolfeld, in der Satz- oder Phrasenprojektion kodiert. Die kategoriale Formung für das Symbolfeld als Adverb (*hier, so*) oder als Adjektiv (*mein-, sein- dies-...*) oder als Substantiv (*Ich, du, er...*) erlaubt ihnen definierte Plätze in der projektiven Struktur von Sätzen und Phrasen, die paradigmatisch gegliederte Zeigsphäre erlaubt die Präzisierung des jeweiligen Ziels. Auch als stets verfügbare slot-filler dienen deiktische Ausdrücke der frühkindlichen Schema- und Musterbildung (Tracy 1983: 133).

Zum Gesamtbild der zeigenden Ausdrücke im Symbolfeld gehört also:

- [a] die feste kategoriale Verankerung im projektiven System von Satz, Phrase, Symbolfeld;
- [b] variable Origo;
- [c] multiple Zeighilfen qua Bedeutungssphäre, Paradigmatisierung, Kongruenzkategorien.

Im Effekt bilden sie ein System multifunktionaler und mehrstelliger Verbindungen im Satz.

[5] Latente deiktische Eigenschaften
prädikativer Ausdrücke im Symbolfeld

Für gewöhnlich werden deiktische und indexikalische Eigenschaften sprachlicher Ausdrücke auf einem Kontinuum kontrastiert mit ihrem Gegenpol, mit den dominant prädikativ-symbolischen Sprachmitteln. Das hat auch gewiss seine Richtigkeit, weil reine Prädikate (sagen wir Adjektive) ohne ihre gefüllten Argumentpositionen nichts und niemanden identifizieren, und weil reine Indizes nichts präzisieren über das, was sie indizieren (mit den bekannten Einschränkungen der Paradigmatisierung). Allerdings geht bei einer solchermaßen kontrastierenden Sichtweise verloren, was Hansjakob Seiler gerne in das Bild kleidet, solche Oppositionen seien vergleichbar mit einem in sich gedrehten Möbiusband: Am indexikalisch-identifizierenden Ende des Kontinuums beginnt übergangslos eine neue Zone hoher Prädikativität, wenn wir z.B. eine Person durch einen bekannten Eigennamen prädikativ charakterisieren:

Er ist ein/kein Einstein, Mozart, Jimi Hendrix...

Die (bekannten) Eigenschaften der bezeichneten Person laden den Eigennamenindex gewissermaßen prädikativ auf. Das geht sogar mit Allerweltsnamen, die dann genau das auch zu präzisieren erlauben (*Lieschen Müller, Otto Normalverbraucher* etc.). Auch pronominale Indizes können durch „Substantivierung“ konzeptuell aufgeladen werden:

Das Ich und das Es...

Ich setze die „Substantivierung“ in Anführungszeichen, weil die Personalpronomina ja eigentlich für substantivisch (bzw. für minimale NPs) gelten.

In der Gegenrichtung gilt aber auch, dass am prädikativen Pol des Kontinuums ein übergangloser Umschlag in erhöhte Indikativität zu beobachten ist. Dazu einige Beobachtungen und Bemerkungen: In der Tradition von Porzig (1930/31, wieder abgedruckt in Moser 1962) gelten „Abstrakta“ als deprädikative Nominalisierung von Sätzen (hierzu näher Lehmann 1982, Iturrioz 1982). Hinter diesem Leitgedanken können sich jedoch ganz gegensätzliche Tendenzen verbergen. Nehmen wir die (in zahlreiche grammatisch-semantische Klassen zerfallenden) deverbalen bzw. deprädikativen *-ung*-Substantivierungen als Beispiel. In einer Satzfolge wie:

Der KFZ-Betrieb bildet Mechatroniker aus. Die Ausbildung dauert drei Jahre.

Ist das *nomen actionis* „Ausbildung“ zweifelsfrei als deprädikative Substantivierung des Vorsatzes zu interpretieren. Das bedeutet, dass wir als Rezipienten die beiden im Vorsatz explizierten Argumente des Prädikats *ausbilden* als weiterhin präsent betrachten, obwohl sie nicht mehr expliziert werden. Sie sind weiterhin indiziert. Nehmen wir weiterhin eine kontextlose Information wie:

Die Ausbildung zum Mechatroniker dauert drei Jahre.

Dann können wir sehen, dass das Zweitargument explizit gefüllt ist, das Erstargument aber leer bleibt, es ist auch nicht indiziert. Wir interpretieren das als Verallgemeinerung: Wer auch immer ausbildet und wer auch immer ausgebildet wird: die Ausbildung dauert drei Jahre. Selbstverständlich finden wir auch (verbale wie substantivierte) Verwendungen nur mit dem Erstargument:

Der Betrieb bildet aus, bietet Ausbildungen an...

Wann immer wir in den Umfeldern des Sprechers textuell passende und aktivierbare Argumente für *nomina actionis* finden, betrachten wir die als mit indiziert durch das Nomen. Man kann *-ung*-Nominalisierungen bekanntlich als Phänomene der Ablei-

tung/Wortbildung behandeln oder als Phänomene der Nominalisierung von Sätzen. Beide Perspektiven sind komplementär, und welche von ihnen jeweils eher zutrifft, kann eigentlich nur auf der Ebene textueller Beziehbarkeiten ausgemacht werden (und keinesfalls allein auf der lexikalischen Ebene). Pure Wortbildung liegt nur da vor, wo der Nennbezug ohne indexikalische Aktivierung von Argumentbeziehungen des zugrunde liegenden Prädikats aktiviert werden kann. Das Lexem *Wohnung* kann keinen nominalisierten Satz mit dem Verb *wohnen* vertreten. *Belohnung* kann *nomen acti* sein oder *nomen actionis*, je nach den verfügbaren Beziehbarkeiten in Satz und Text. Es kann aber auch unentschieden bleiben, welche Version eher zutrifft (*Die Belohnung war großzügig*).

Vor allem als (sekundär) kollektive Institutionennamen können *-ung*-Bildungen auch *nomina agentis/actoris* sein (*Regierung, Verwaltung, Besatzung...*), ohne dabei ihre Beziehung zur Prädikatsphäre ganz zu verlieren. Argumente können in der textuellen Umgebung explizit realisiert oder indiziert sein (*Deutschland hat eine neue Regierung; unsere neue Regierung*). Sie können auch in der NP selbst mit verschiedenen Konstruktionen expliziert sein, mit Relationsadjektiven (*die norwegische Regierung*), Genitivattributen (*die Regierung des Landes*), Possessivpronomen (*unsere Regierung*).

Intuitiv wird man die Beziehung von *nomina actionis* zur deprädikativen Nominalisierung von Sätzen für enger halten als die von *nomina actoris* oder *nomina acti*, bei denen es ja Argumentpositionen sind, die vom Prädikatsausdruck deriviert werden. Aber möglicherweise ist das eine optische Täuschung, greifen doch auch *nomina agentis* und *acti* gerne auf Argumentbeziehungen des Prädikats (bzw. Verbs) zurück, aus dem sie abgeleitet sind. Allerdings wohl nur auf Argumentkonzepte und nicht auf referentielle Argumente selbst. Beispiele sind Rektionskomposita des Typs *Frauenversther, Drogenhändler, Weintrinker* etc.

Porzig (1962: 263) macht den Schnitt zwischen deprädikativen *nomina actionis* und *nomina agentis* m.E. unsachlich scharf, wenn er über die letzteren schreibt „Diese sind zwar auch Modi-

fikationen der Verbalbedeutung, aber ohne Hinblick auf deren Prädikatsfunktion.“ Daran ist sicher richtig, dass nur die *nomina actionis* von der Prädikation selbst her nominalisiert werden. Aber auch bei Nominalisierungen, die sich auf die Argumentpositionen selbst beziehen, können grundsätzlich andere Argumente des Verbs in Anspruch genommen werden. Wenn ein Text von einer Verfolgungsjagd berichtet, dann kann die Nennung des *Verfolgers* durchaus auch die textuell *Verfolgten* mit aufrufen. Auch hier haben wir ein Kontinuum, das von textuell oder sonstwie angezeigten oder ausgeführten Argumenten bis hin zu den echten, aller Argumente entkleideten Abstrakta reicht (Iturrioz 1982). Ausdrücke wie der *Mathematiklehrer meiner Kinder* stehen am einen Ende des Kontinuums, Ausdrücke wie *der Lehrer* schlechthin am anderen.

Den fraglichen Zusammenhang verallgemeinert Nehring (1963: 161) dahingehend: Je beschränkter die Darstellung eines Sachverhalts, desto mehr tritt die Hinweisfunktion der Wörter und Ausdrücke in den Vordergrund – und, so wäre hinzuzufügen, diese Hinweisfunktion, die Mängel und Unvollkommenheiten der (immer bloß skizzenhaften und andeutenden!) Darstellung kompensiert, ist selbst wieder „feldopportunistisch“ (vgl. den Bühler-Text in diesem Band) und verwendet alle lokal und global verfügbaren Hinweise als Ressourcen der Sinngebung.

Die noetische Formel für Indexikalität lautet ungefähr: Sprachzeichen (und das schließt selbstverständlich auch Symbole ein) sind insofern indexikalisch, als sie in ihrer fallweisen lokalen Verwendung Bezüge und Beziehbarkeiten spezifizieren und ordnen, die lokal verfügbar sind. Die Naht- und Schnittstellen zum Gemeinten werden im Sprechen indexikalisch organisiert. Und so gesehen ist aus der Perspektive des Sprechens auch das Symbolisch-Wasbestimmte indexikalisch überformt, wenn nicht überlagert (wie Sozialphänomenologie und Gesprächsanalyse schon lange wissen). Passende Illustrationen liefert einmal mehr die Konstellation des kindlichen Erstspracherwerbs, in der die erwachsenen Teilnehmer auch höchst fragmentarische kindliche Äußerungen meist problemlos sinnerfüllt deuten können, sowohl auf der Handlungs- wie auch auf der Referenzebene,

wenn sie interaktive Vorerfahrung und kindliches Relevanzsystem verknüpfen. Und das alles bereits zu einer Zeit, in der das Kind selbst noch keinerlei Symbolfeldmechanismen beherrscht. Ohne diese erwachsene Fähigkeit, die zahlreichen indexikalischen Leerstellen frühkindlicher Äußerungen zu füllen (und gleichzeitig durch kooperative Praktiken zu vermitteln, welche sprechend gefüllt werden müssen), wäre Spracherwerb wohl kaum möglich.

Als Rede-*tokens* haben alle sprachlichen Ausdrücke (multiple) indexikalische Werte. Als Sprach-*types* imponieren vor allem die deiktischen Ausdrücke als defizient, weil sie außer einer paradigmatisierten Sphäre (LOC, Sprechrolle, Zeit...) keine wasbestimmte Information enthalten. Umgekehrt benötigen wasbestimmte lexikalische Konzepte indexikalisierende Determinantien, um in der Rede funktionsfähig zu werden. Lexeme sind als konzeptualisierende *types* auf der Ebene der Sprache (scheinbar) durchsichtig, deiktische Ausdrücke sind auf der Ebene des Systems opak, aber in der Rede, als *tokens*, durchsichtig.

Bei genauerem Licht besehen ist freilich auch diese Gegenüberstellung zu relativieren: Die Verwendung von *Ich* bringt den aktuellen Sprecher als verantwortliche diskursive Zurechnungsadresse ins Spiel, die 3. Person der Personalpronomina thematisiert etwas oder jemanden als gerade nicht am sprachlichen Austausch beteiligt. Aber das unterstreicht nur die Tatsache, dass Deiktika und konzeptualisierende Ausdrücke sich in ihrer noetischen Leistung, in ihrem Bezug auf Gemeintes, nicht grundsätzlich unterscheiden.

Beide Gruppen von Ausdrücken verhalten sich also unterschiedlich mit Bezug auf das, was man phänographisch als die „Durchsichtigkeit der Sprache im Sprechen“ bezeichnen könnte. Die sprachlichen Mittel verschwinden und gehen auf im Gemeintes, das eben (außer bei metasprachlichen Äußerungen) niemals selbst sprachlich ist. In den deiktischen Ausdrücken ist die Sprache erkennbar nicht „bei sich“, sie verweisen immer auf ein „Außen“ der Redekette (selbst wenn sie auf einen Platz in der Redekette zeigen!). Wasbestimmte lexikalische Konzepte

scheinen hingegen stets „bei sich“ und im „Innen“ der Sprache zu sein. Wird doch das Lexikon meist als Liste kontextfreier symbolischer Elemente modelliert, aus denen Sätze, Phrasen etc. syntaktisch montiert werden. Aus der Perspektive des Sprechens freilich wirkt die in der Linguistik vorherrschende *type*-System-Perspektive einigermaßen verdreht. In den deiktischen Ausdrücken wird nur augenfällig, was in den Symbolen latent bleibt: dass das Sprechen niemals ganz „bei sich“ ist – aber eben auch nicht einfach bei den Dingen da draußen. Die unseligen Verbindungen zwischen Deixis und Referenz, Deixis und Raum, Deixis und Phorik, sie müssen alle drei gelockert, nicht gelöst werden. Deixis ist das Sammelwort, der Inbegriff dessen, was im Sprechen lokal und sozial als ohne weiteres verfügbar vorausgesetzt werden kann. Und dazu gehören natürlich ganz prägnant: in der geteilten Aufmerksamkeit gegebene Referenten, geteilte Parameter der räumlichen Orientierung, Sprechrollenpositionen, Knotenpunkte der Redekette für die Aufmerksamkeit etc. Wie wir im Handausstrecken und in der Zeigegeste des vorsprachlichen Kleinkindes eine auf etwas gerichtete intentionale Bewegung erkennen (und sie als Instruktion für unsere Aufmerksamkeit nehmen), so versorgt uns das ausgebaute Sprechen mit einem System geordneter intentionaler Vektoren.

Hier freilich ist der Ort, einen weiteren Baustein unserer „linguistic ideology“ (Silverstein) freizulegen, der fest mit unserem selbstverständlichen Vorverständnis des sprachlichen Zeigens (und der Zeigegeste) verknüpft ist. Es ist die Vorstellung, dass wir mittels deiktischer Prozeduren so etwas wie einen direkten, nicht konzeptuell und nicht kulturell vermittelten Zugang zu „den Dingen da draußen“ haben, so etwas wie einen echten Realkontakt zur objektiven Wirklichkeit. Von diesem Baustein unserer Sprachideologie lebt der Positivismus der Wiener Schule, aber nicht nur der, sondern auch der überwiegende Teil der modernen semantischen Referenz-und-Prädikation-Lehren. Wir sind alle bereit anzuerkennen, dass (einzel-)sprachliche Konzeptualisierungen Quellen von Verzerrung, Täuschung, Einseitigkeit, Tendenz, Metaphorik etc. sind. Aber vermittelt deiktischer Referenz gewinnen wir festen Halt in der außersprachlichen

Realität. Davon sind wir jedenfalls überzeugt. Indem wir unsere Prädikationen dort indexikalisch verankern, entkommen wir dem (ansonsten weitgehend ausbruchssicheren) Gefängnis der sprachlichen Konzepte.

So machen wir aus der Deixis eine privilegierte Art und Weise der Identifizierung außersprachlicher Objekte, vermeintlich frei von allen sprachlich-konzeptuellen oder kulturellen Einfärbungen. Dem entgegen steht die alte psychologische Erkenntnis, dass ein „Objekt“ erst dann für uns Kontur gewinnt, wenn es auf mehr als nur eine einzige Weise „festgestellt“ werden kann, wenn es uns in mehreren (sinnlichen, sprachlichen) Modalitäten gegeben ist und erfahren werden kann. Was bereits in der Ebene des gestalthaften Sehens aus der Umgebung ausgegliedert und typisiert wird, ist womöglich darum für zeigende Prozeduren ein natürlicher Koordinations- und Aufmerksamkeitsmagnet. Aber Zeigegesten und deiktische Prozeduren können für die Kommunikation nur identifizieren, was uns auch bereits auf andere Weise als identifizierbare Einheit gegeben ist.

Wir nehmen die Wahrnehmungswelt für eine Art von ultimativer Realität, die uns einfach gegeben ist und die wir sehen und erfahren, „wie sie ist“. Tatsächlich ist sie aber das Gegenteil von „unmittelbar gegeben“, sie ist (um eine Formel Arnold Gehlens zu gebrauchen) „durchgearbeitet“, sowohl sensomotorisch als auch symbolisch. Was wir sehen, sind eben nicht irgendwie unmittelbare Sinneseindrücke, sondern durchkategorisierte Dinge, Ereignisse, Handlungen, Merkmale. Unsere unmittelbar „gegebene“ Wahrnehmungswelt ist tatsächlich eine Art Transformator für unsere praktischen Umgangserfahrungen und (da diese äußerst begrenzt sind in ihrer Reichweite) für unsere symbolischen Konzeptualisierungen. Die Wahrnehmungswelt ist (wie auch Bühler in der *Sprachtheorie* notiert) aufgeladen mit genau den semiotischen Werten, die uns auch im Organonmodell begegnen, mit Appell-, Steuer- und Darstellungszeichen. Adäquat initiativ und reaktiv *sprachlich* handeln können wir nur, weil unsere Umgebung, unser Aktionsfeld, in jedem Augenblick symbolisch durchgearbeitet ist und durchgearbeitet wird. Wir sind jederzeit in der Lage, aus den derartigen „Gegebenheiten“ Sprech- und

Handlungsmaximen zu destillieren. Unsere Merk- und Wirkwelt (Uexküll) ist symbolisch-kulturell und zeichenhaft.

Die gängige sprachphilosophische Opposition zwischen *de re* und *de dictu*-Aussagen suggeriert, dass wir mehr oder weniger freie Hand haben, wo wir unsere Behauptungen verankern: im Gesprochenen oder direkt in den Gegenständen, auf die wir referieren. Brandom (1994), dessen pragmatische Sprachphilosophie gegen diesen Glauben gerichtet ist, schreibt über die Problematisierung dieser Opposition zwischen *de re* und *de dictu*:

Since that time much effort has been invested in the notion that ‚directly referential‘ expressions, paradigmatically indexical ones, make possible a fundamental sort of cognitive contact with the objects of thought, a kind of relational belief that is not conceptually mediated – in which objects are directly present to the mind, rather than being presented by the use of concepts.

(Brandom 1994: 551)

Brandoms eigene Position läuft darauf hinaus, dass die (niemals konzeptfreie) anaphorische Kette wiederholter (und als „das Gleiche“ identifizierend unterstellter) Bezugnahmen die Voraussetzung für echte deiktische Bezugnahmen sei – und nicht umgekehrt, wie die herkömmliche Überzeugung will. Diesen Faden kann ich hier nicht weiter verfolgen.

Klar ist einstweilen nur der phänographische Befund: Während uns in der extrakommunikativen Zuwendung die wasbestimmten Begriffswörter nach ihrem lexikalischen Eigenwert in die Konstruktion der Redekette einzugehen scheinen, imponieren uns die Zeigewörter als vollkommen durchsichtig. Während die wasbestimmten Ausdrücke ihre indexikalische Streuung verstecken, sie gewissermaßen hinter dem lexikalischen Eigenwert verschwinden lassen, verbergen die Deiktika umgekehrt ihren (minimierten) lexikalisch-konzeptuellen Gehalt, der auf die fallweise Unterstützung durch die lokalen Umfelder und ihre Beziehbarkeiten angewiesen bleibt. Zudem handelt es sich bei genuin deiktischen Ausdrücken um (mit den Mitteln des Symbolfeldes) gerichtete Indexikalität, während die Indexikalität

wasbestimmter Ausdrücke zwar ebenfalls Ordnungselemente aus dem Symbolfeld (namentlich aus der Konfiguration und Anordnung der Elemente in der Redekette) bezieht, aber doch insgesamt auf lokale Kohäsion mit den Umfeldern des Sprechens angewiesen bleibt. Noch einmal anders gesagt und ein wenig zugespitzt: Die (vermeintlich) festen wasbestimmten Symbole neigen zur ungeordneten indexikalischen Streuung, während die (vermeintlich) unfesten deiktischen Ausdrücke lokal in der Regel feste und eindeutige Bezüge kommandieren (oder doch zu kommandieren scheinen).

[6] Latente konzeptualisierende Eigenschaften
deiktischer Ausdrücke

Sprach- und kommunikationsphilosophisch ist die Ausgangslage für das Verständnis von Indexikalität und Deixis sehr widersprüchlich. Zwischen der (inzwischen etwas naiv anmutenden) Vorstellung, mittels deiktischer Ausdrücke werde so etwas wie ein direkter, umwegloser (gewissermaßen privilegierter) kognitiver Kontakt zu „den Dingen da draußen“ hergestellt, und der entgegengesetzten Vorstellung, für die wissenschaftliche Explikation gehe es darum, die Indexikalität zu „reparieren“, Indizes durch Symbole zu ersetzen, gibt es eine doch erstaunlich friedliche Koexistenz. Gegenüber den deiktischen Ausdrücken erscheint der Realkontakt der symbolisch-konzeptuellen als gelockert, indirekt, vermittelt. Das ist insofern natürlich eine optische Täuschung, als jedweder etablierte „Außenbezug“ eines Symbols diesen zugleich konzeptualisiert und in das Sinngefüge sprachlicher Inferenzen, Muster, Folgerungen einbezieht.

Offenbar wird die Differenz zwischen der sinnlich-situativen Verfügbarkeit von Bezügen für deiktische Ausdrücke und der Verfügbarkeit im kumulierten Schatz der sedimentierten Sprecherfahrung – Reflexivität – überschätzt. Es käme darauf an, etwaige Differenzen genauer herauszuarbeiten. Auch die in der Wahrnehmung verfügbaren Bezüge sind nur adressierbar, wenn sie zuvor auf dem Kontinuum zwischen Typisierung und

Individualisierung verortet sind. Anders gesagt: Auch der sympraktische Situationsbezug beruht auf sprachlich-konzeptueller Typisierung und auch der semiotisch reflexive Bezug beruht auf sinnlicher Evidenz (und sei es nur die konnotative Evidenz der Interaktionsgeschichte). Bezüglich des sinnlich Erreichbaren beruht der kognitive Vorlauf offenbar auf Prozessen des Typs, die Gehlen „Übernahmeigenschaften“ der sinnlichen Wahrnehmung nennt: Was wir der bloßen und schieren Optik (als „unmittelbar“) zurechnen, das ist die Resultante sinnlich-sensorischer und symbolischer Vermittlungen und Umgangerfahrungen. *Nicht mehr gut sehen* heißt am Ende nur: den Sinneseindrücken um uns herum keine konzeptuellen Vertrautheitswerte mehr zuweisen zu können.

Über allfällige Wechselwirkungen zwischen deiktischen und wasbestimmt-konzeptualisierenden Techniken in ausgebauter Rede (und Schrift) haben wir viele einzelne, aber nur wenige systematische Beobachtungen. Dass wir etwa die Nullpunkte des örtlichen und des zeitlichen Zeigens (*hier, jetzt*) je nach Zusammenhang problemlos punktuell deuten können (etwa: *Jetzt!* als Startsignal für einen Wettlauf oder *Hier* als punktuellen Ort des Sprechers), ebenso gut aber auch mit (grundsätzlich bestimm- baren) Ausdehnungen (*Hier* für die gesamte Erdoberfläche und *Jetzt* für die Neuzeit), ist selbstverständlich aufgefallen (vgl. schon Bühler 1934: 132f). Auch von der konzeptuellen Beweglichkeit des *Wir* weiß nicht nur derjenige, der einzelne Sprachen mit einer formalen Unterscheidung zwischen inklusivem (den Angesprochenen einschließenden) und exklusivem (den Angesprochenen ausschließenden) *Wir* kennt, sondern auch der Student der politischen Kommunikation, der den strategischen Einsatz von *Wir* zur fallweisen Bildung und Abgrenzung zusammengehöriger Gruppen und Gemeinschaften gegen *die anderen* untersucht, bei dem eben immer entscheidend ist, wer als nichtzugehörig markiert wird bzw. sich selbst als nichtzugehörig zu markieren wünscht. Hier wie in vielen ähnlichen Fällen geht es letztlich um Negation und um paradigmatische Alternativen, aus deren Konstellation meist zumindest hervorgeht, wer ausgeschlossen werden soll (und viel weniger genau, wer sich eingeschlossen fühlen

soll!). Die strukturalistische Formel für *Wir*: Sprecher plus X, ist natürlich extrem offen für wechselnde Konzeptualisierungen. Die bekannte Affinität nicht nur der Sprechrollendeiktika zu (meist impliziten) Merkmalen der Sozialordnung, augenfällig im Duzen und Siezen, aber bei weitem nicht nur da zu studieren, tut ein Übriges zur Unterminierung der strengen Scheidung zwischen Symbol- und Zeigfeld. Allenthalben überlagern und verbinden sich konzeptualisierende und zeigende Techniken. Und das nicht nur bei den anaphorischen „Gelenken“ der Rede, zu denen man mit Bühler nicht nur Relativpronomina, andere erkennbar de-deiktische Konjunktionen wie *daher*, *darum* etc., Korrelate und sogar den bestimmten Artikel rechnen kann, der (unter vielen anderen) auch den Rückbezug auf Vorerwähntes und/oder Bekanntes vermitteln kann. Wenn ich Freunden von *unseren Störchen* erzähle, dann wird das Possessivpronomen bündig im geteilten Raum früherer Erzählungen, wonach in der Nähe ein Storchenpaar nistet, das wir gelegentlich beobachten.

Nur weil uns die perspektivisch wechselnde Konzeptualisierung des Gemeinten in den (objektiv anmutenden) Bedeutungen des Sprachsystems verankert zu sein scheint, über die wir uns Rechenschaft geben und ablegen können, wirken die im Symbolfeld gefügten wasbestimmten Konstruktionen greifbarer und bestimmter als reine deiktische Indizes oder Vektoren auf das Gemeinte. Wenn man sich freilich vor Augen führt, dass umweglos auf das Gemeinte führende Sprachzeichen (prototypisch: Eigennamen) Bedeutung und Gemeintes ebenfalls maximal distanzieren, verringern sich die phänographisch fassbaren Differenzen, und es wird klar, dass auch das bloß Indizierte nur im Hinblick auf seine Konzeptualisierbarkeit verarbeitet werden kann.⁴ Man könnte auch sagen: Die Konzeptualisierbarkeit läuft im Hintergrund mit und wird bloß ausgehängt, so lange die

4 Wenn ich recht verstehe, läuft auch Brandoms (1994: 457ff) Argument, wonach Deixis Anaphern voraussetze, auf ähnliche Gesichtspunkte hinaus. Brandom spricht von „tokenings“ und behandelt Anaphern als solche tokenings, von denen unterstellt werden kann, dass sie die tokenings anderer Sprecher fortsetzen. Und diese Fortsetzbarkeit von Bezugnahmen zwischen Sprecher und Hörer sei die erste Voraussetzung für Kommunikation.

Indexikalität des Sprechens uns mit den für alle praktische Zwecke hinreichenden Hinweisen versorgt.

Dass wir deiktischen Phänomenen (im weiten Sinne) auf Schritt und Tritt begegnen in der Analyse sprachlicher Darstellungstechniken, verträgt gewiss auch eine gestaltpsychologische Erklärung. Bei Bühler heißt das: „...ungemein leichte Übersetzbarkeit aller Feldwerte des räumlichen Orientierungs- und des sprachlichen Zeigsystems aus einer in eine andere Orientierungstafel“ (Bühler 1934: 131). Im terminologischen Raster der Gestaltpsychologie: Leichte und mühelose Transponierbarkeit der Beziehungsmuster von einem Orientierungsfeld zum anderen. Was man darstellungstechnisch alles bewältigen kann mit einem Dreiersystem von Relatoren bestehend aus den drei Vektoren „auf...hin“, „von...her“ und „bei“, belegen sogenannte lokalistische Kasus- und Relatorensysteme, die (wegen der doch sehr statischen Konnotationen von „lokal“) doch besser statisch-direktional getauft würden. Die „von...her“-Relation dient gerne auch der Antwort auf Warum- und Ursachenfragen, die „auf...hin“-Relation gibt Ziel- und Absicht-Angaben, „bei“ dient vielfach der Possessormarkierung, in konditionalen Zusammenhängen (*Bei Regen den Schirm nicht vergessen!*) etc. Was in manchen Grammatiken unter dem Titel „verblose Direktiva“ behandelt wird, das ist ein Beleg dafür, dass sich dynamisch-direktive Deiktika (und ähnliche Ausdrücke) auch in der noetischen Dimension der „Leistungsdirektive“ (Koschmieder 1965) einsetzen lassen:

Her mit dem Geld; Nieder mit dem Kapitalismus; Hierhin den Schrank; Raus aus den Sonntagsklamotten; Runter von der Straße...

Was wir hier haben, das ist die konventionalisierte Kodierung einer direktiven Sprechhandlung durch einen verblosen Konstruktionstyp. Dass die direktiven Adverbien (oder als solche gebrauchten andren Wörter) hier gewissermaßen als dynamischer Verbersatz dienen, ist sicher eine richtige Intuition. Ebenso wichtig ist aber der Umstand, dass deiktische Direktiva

müheles aus dem Symbolfeld heraus komplettiert und ihrerseits in das Symbolfeld eingebaut werden können, ohne dabei ihre (imperativische) „Leistungsdirektive“ einzubüßen.

[7] Deixis – Signal – Steuerung

Die Krise der Psychologie ist Bühlers (1927) Buch über den Signal-, Steuerungs- und Rückkopplungsaspekt der sprachlichen Kommunikation. Das Buch lebt u. a. davon, dass es den Prozessen der sprachlichen Interaktion Anschluss verschafft an die aufkommende wissenschaftliche Tierverhaltensforschung, an die Signalsysteme der wechselseitigen Verhaltenssteuerung im Tierreich (an denen sich auch George Herbert Meads Wundt-Kritik zeitgleich in den USA abarbeitet):

Es genügt, wenn die Tatsache fixiert ist, dass die Semantik im Tierreich Analoga zu den menschlichen Signalen erkennen lässt und dass wir bis zu den einfachsten uns bekannten Verhältnissen vordringen müssen, um so etwas wie ein Urbild der ganzen Erscheinung zu finden. (Bühler 1927: 37)

An der Sachhaltigkeit dieses Anschlusses zweifle ich nicht, zumal Bühler von Anfang an betont, dass die Signalsteuerung im Tierreich um eine ganze Dimension ärmer ist als die menschlichen Sprachen: eben um die Darstellungsdimension.⁵ Bühlers *repräsentative Anekdote* (Kenneth Burke) ist die „gegenseitige Steuerung des sinnvollen Benehmens der Gemeinschaftsglieder“ (Bühler 1927: 39), deren Handlungen und Verhaltensweisen so lange „wortlos“ ineinandergreifen, bis es für den Fortgang der Koordination (über die Einstellung der Individuen aufeinander hinaus) einer zusätzlichen, selbsterzeugten Richtgröße,

5 Ich verweise pauschal auf die neueren Diskussionen über die bekannte Meerkatzenart, die über unterschiedliche Warnsignale für unterschiedliche Fressfeinde verfügt, die auch noch unterschiedliche Fluchtreaktionen bei den Artgenossen auslösen. Der Streit geht am Ende immer darum, ob das Anfänge von „Darstellung“ und „Konzeptualisierung“ sind.

eines steuernden Signals bedarf. Als Matrix und Folie solcher Signaleinrichtungen dienen die Gemeinschaftsanelegheiten der jeweiligen Art oder Gruppe. Nicht zufällig liefern die bereits damals gut erforschten Bienen (Karl von Frisch) mit ihren kommunikativ hoch organisierten gemeinschaftlichen Sammel- und sonstigen Geschäften das Paradigma.

In der sprachlichen Interaktion – auch das betont Bühler – kommt man nicht aus ohne die Annahme, das was der Signal-sender bewirkt, sei eine Steuerung am „Eigengeschehen“ im Empfänger (und analog auch im Sender), und sie hänge, anders als beim Steuersignal der Nektar sammelnden Bienen, von Verstehensprozessen im weitesten Sinne ab. Heute, 100 Jahre später, wirkt diese Scheidung ein wenig naiv. Muss nicht auch der Schwänzeltanz der Bienen in das Eigengeschehen der Rezipienten eingreifen? Natürlich muss er das. Offenbar ist die (noetisch) angezielte Differenz eine andere: Sie handelt von der Schnittstelle der Signale zu Bewusstsein und Aufmerksamkeit. Zu Böhlers Zeiten sagte man: zum Erlebnisaspekt. Oder anders gesagt: Verstehen gibt es nur da, wo es auch Missverstehen und bewegliche Aufmerksamkeit gibt.

All das ist in den axiomatischen Debatten der Kommunikationswissenschaft schon unzählige Male hin und her gewendet worden. Natürlich kann man argumentieren, das individuelle Bewusstsein sei *ein* geschlossenes System und die kommunikative Interaktion sei ein völlig *anderes* geschlossenes System (wie in der konstruktivistischen Tradition Niklas Luhmanns – aber nicht nur dort). Aber jede solche Abgrenzung unterläuft den Umstand, dass die kybernetische Systembildung und die individuelle Bewusstseinsbildung an den „gleichen“ Zeichen andocken. Sie sind es, an denen sich das individuelle Bewusstsein integriert, und sie sind es auch, an denen sich das interaktive System kalibriert.

Diesen Strang der Argumentation kann ich hier nicht weiter verfolgen. Es gibt aber auch noch einen anderen Grund, Bühler an dieser Stelle die Gefolgschaft zu kündigen und darauf zu bestehen, dass wirkliche *sprachliche* Verhaltenssteuerung deutlich mehr erfordert als bloßes „Verstehen“ sprachlicher Signale.

Ob eine sprachliche Verhaltenssteuerung gelingt, hängt über das bloße Verstehen sprachlicher Signale hinaus davon ab, ob eine notwendig mit-präsentierte und für die Teilnehmer mitgegebene symbolisch-kulturelle Autoritätsordnung als akzeptiert unterstellt werden kann. Niemand folgt jedem Befehl, den er versteht, sondern nur dann, wenn er gedeckt ist durch eine (möglicherweise sanktionsbewehrte) Autorität. Der Polizist, der uns zum *Weitergehen!* auffordert, kann mit erfolgreicher Steuerwirkung rechnen, weil seine Aufforderung durch die Rechtsordnung und deren definierte und akzeptierte Autorität untermauert ist. Keineswegs nur kraft der Tatsache, dass er Imperative verwendet. Und insofern „hängt“ jede mit den Mitteln der Sprache auf den Weg gebrachte Steuerung eben nicht alleine vom Verstehen des „konventionellen Handlungssinnes“ ab, sondern von der erfolgreichen expressiv-symbolischen Mitdarstellung akzeptierter Autorität (vgl. Bourdieu 1990). Das weiß *in praxi* jeder Witzbold, der in eine Straßenbahn einsteigt und laut ausruft: *Fahrscheinkontrolle! Ihre Fahrausweise bitte!* Das werden alle *verstehen*, aber alle Vernünftigen werden darauf bestehen, einen Ausweis gezeigt zu bekommen. Was symbolisch ist und ergo verstanden werden muss, das benötigt, über das Verstehen hinaus, auch Rückhalt in kulturellen Mustern, um als Benehmenssteuerung zu wirken. Steuerwirkungen allein auf die sprachliche Form (und deren Verstehen) zu beziehen, ist demnach eine (freilich gebräuchliche) Mystifikation. Selbst als solche ist sie jedoch noch lehrreich, zeigt sie doch den doppelten Bruch zwischen einer mechanisch-behavioristischen Signal- und einer symbolischen Kulturordnung. Und wenn diese Ordnung brüchig oder zerstört ist, dann hilft es wenig, dass jeder „versteht“, welche Steuerwirkung (qua Autorität) erreicht werden soll:

Die symbolische Wirkung der Wörter kommt immer nur in dem Maße zustande, wie derjenige, der ihr unterliegt, denjenigen, der sie ausübt, als den zur Ausübung Berechtigten anerkennt beziehungsweise, was auf dasselbe hinausläuft, wie er sich selbst in der Unterwerfung als denjenigen vergisst und nicht wiedererkennt,

der durch seine Anerkennung dazu beiträgt, dieser Wirkung eine Grundlage zu geben. (Bourdieu 1990: 83)

Phänographisch freilich haben wir es mit einem Kontinuum solcher Steuerungen zu tun. Und das reicht von Signalen, denen wir uns habituell und ohne Nachdenken unterwerfen, bis hin zu den allgegenwärtigen Versuchen, unser Verhalten mit den Mitteln von Werbung, Persuasion und Propaganda (und anderen Überwältigungstechniken) zu beeinflussen. Für diese letzteren gilt, was Kenneth Burke auf die Formel gebracht hat: „Only those voices from without are effective which can speak in the language of a voice within“ (Burke 1969a: 39). An dieser Schnittstelle operieren alle Versuche, propagandistische Wirkungen zu professionalisieren. Am anderen (eher banalen) Ende des Kontinuums wird jeder automatisch seine Bewegungen im öffentlichen Raum von denen der anderen Anwesenden mitsteuern lassen und auf den *Vorsicht!*-Ruf eines Passanten reagieren, indem er in seinem Orientierungsraum etwas zu finden sucht, wovor er gewarnt werden könnte (obwohl das auch der Trick eines Taschendiebs sein könnte, um die Aufmerksamkeit des Opfers einen Moment abzulenken). Irgendwo zwischen diesen beiden Polen liegen die (semiotisch meist hybriden, symphysischen) Verkehrszeichen, deren Steuerungen wir uns habituell unterwerfen (oder eben nicht), sei es aus Einsicht in die Notwendigkeit, sei es aus Furcht vor Strafe.

Sachlich abzugrenzen von diesem Kontinuum der kulturellen Steuerungen, denen wir uns teils mechanisch, teils gar nicht unterwerfen, ist aber in der Tat die innere Steuerung des Verstehensprozesses, der wir uns zwangsläufig aussetzen, wenn wir unsere Aufmerksamkeit beim Zuhören im Gespräch (oder beim Lesen eines Textes) sprachlich steuern lassen. Wir „folgen“ im interaktiven Falle dem aktuellen Sprecher mit unserer Aufmerksamkeit – und belegen das *online* durch angemessene Rückkopplungssignale (*backchannel behavior*, Blickverhalten, *turn*-Wechsel etc.). Auch hier erweist der gesprächsanalytische Außenblick eine Vielzahl wechselseitiger Steuerwirkungen als automatisch

und nicht bewusst kontrolliert – obwohl jeder gute Schauspieler ein Beleg dafür ist, dass sie auch bewusst eingesetzt werden können. Wirksam sind sie in jedem Falle, da sie im Ensemble zur Koproduktion eines geordneten Gesprächsverlaufs beitragen. Die bewusste Aufmerksamkeit des solchermaßen Gesteuerten folgt „nachschaflend“ dem Redefluss des anderen, entwirft Anschlussbeiträge etc. Er hängt „am Leitseil des Sprechers“ (Bühler 1927: 92) und hat doch Einfluss darauf, wieviel Steuerung er zulässt, wieviel „Wir“ er etabliert, wieviel Perspektivendifferenz er zu erhalten wünscht.

Auch hier erweist sich die Steuerung des Verstehens im mittleren Bereich als symbolisch vermittelt und an die fallweise Prüfung von (sagen wir) Geltungsansprüchen gebunden. Was Bühler als „Nachschaflern“ bezeichnet, das ist zugleich: inferentielles Ausfolgern der fremden Rede aus der eigenen Perspektive gegenüber dem Thema der Interaktion. Das diskursive Prozessieren eines Themas setzt freilich voraus, dass die formale Organisation der Abläufe, die „Basisregeln“ der Interaktion unproblematisch mitlaufen und keine eigene Aufmerksamkeit beanspruchen.

Auch dann, wenn sie direkt (und ohne Vermittlung expliziter Verstehensprozesse) in unser Verhalten einzugreifen scheinen, sind die Signale, an denen wir uns orientieren, durchweg degradierte (gewissermaßen rückübersetzbare) Symbole. Ein Geschäft der Gesprächs- und Sequenzanalyse besteht eben darin, aus den Signalen wieder Symbole zu machen, wenn sie mit viel Zeit, Transkripten und reruns zu explizieren versuchen, was an impliziten Koordinationsleistungen von den Teilnehmern erbracht wird.

Hier wäre dann der systematische Ort für den (auf Wittgensteins Spätwerk zurückgehenden) Gedanken von den unterschiedlichen „Sprachspielen“, in welchen und durch welche die fallweisen indexikalischen Verstehens- und Inferenzleistungen der Teilnehmer gerahmt und ausgerichtet werden (vgl. Levinson 1992). Es gibt (in der Terminologie Levinsons) höchst unterschiedliche „activity types“, in welchen das Sprechen der Teilnehmer ganz unterschiedliche Funktionen übernimmt. Die genuine Sympraxe Bühlers ist da lediglich ein Sonderfall. Bei Telefongesprächen ist Sprechen konstitutiv, bei Fußballspie-

len kann es für Zusatzsteuerungen sorgen. Das Anschreien des Schiedsrichters ist ein eingeschalteter „unscripted event“ (Levinson 1992: 70). Politikerinterviews, gerichtliche Befragungen, Alltagsfragen mögen alle auf Frage-Antwort-Paaren beruhen, sie etablieren aber ganz unterschiedliche Relevanz- und Interferenzordnungen. Die Mühelosigkeit, mit der wir uns auf rasch wechselnde Bezugssysteme einlassen, uns in ihnen bewegen, sie umdefinieren etc. können, zeigt an, dass Indexikalität weit über das räumliche Situationszeigen *und* über das Textzeigen hinausgeht. Um ein abschließendes Beispiel aus Levinson (1992: 78) zu zitieren: Wenn A bei Tisch ein peinliches oder schwieriges Thema anspricht, wird Bs Reaktion: „Would you like some more soup?“ durch die Position in der Sequenz automatisch zum Versuch, das Thema abzuwürgen.

Über den sprachlichen Strang laufen die bewusstseinsnahen Suggestionen des Verstehens: „Dort liegt [...] die entscheidende kritische Ebene, wo ein Systemanschluss des Fremdentstimmungen an das Eigene erfolgt“ (Bühler 1927: 94). Und was etwa an Ausdruckssymptomen und -signalen expliziert und thematisiert werden soll, das muss versprochen werden. Hoch variabel ist und bleibt, was darüber hinaus über die Schwelle der bewussten Wahrnehmung bei den Teilnehmern dringt. In direkter *face-to-face*-Interaktion prüft der Redner am Ausdrucksgeschehen der Rezipienten, ob und wie sie das Gesagte in die eigene Orientierung einbauen können (bevor noch qua *turn*-Wechsel eine explizierende Reaktion erfolgt). Einen Teil des rezipientenseitigen Ausdrucksgeschehens deuten wir als Wirkung unserer eigenen Rede, einen anderen Teil als Ausdruck der Stimmung, Befindlichkeit des Rezipienten, die wir unsererseits in die Orientierung einbauen können. Dass die Art und Weise, wie wir das systemische Geschehen der Interaktion für uns zurechnend gliedern und in Komponenten zerlegen, kontingent und konfliktrichtig ist, wissen wir spätestens durch Batesons „Interpunktion von Ereignisfolgen“ (und populär durch Watzlawik).

Bühler (1927: 103) unterscheidet zwischen der Wirkungsbündigkeit von Signalen und der Sinnbündigkeit des in der Wahrnehmung Erfassten. Er zweifelt (ebenda) daran, dass es eine echte

Wahrnehmung ohne einen minimalen Sinngehalt geben kann. Unter „Sinnbündigkeit“ müssen wir wohl das verstehen, was als Verstandenes Anlass für Weiterungen, Inferenzen, Schlüsse etc. geben kann (als einmal mehr: Gehlens „Zentren möglicher Ausgiebigkeit“). Und damit sind wir wieder bei der symbolischen (oder sensomotorischen) Umgangserfahrung, die das Gesehene sinnvoll macht. Wir sind bei den „Übernahmeigenschaften“ der Wahrnehmung und der Sinne, die ja – weit entfernt davon, uns nur mit rohen, elementaren Sinnesdaten zu versorgen – von uns immer mit eigenen Erfahrungen ausgefüllt und komplettiert werden. Bis zu dem *von uns* qua Vorerfahrung erreichbaren Punkt.⁶

Was in diesem Sinne nicht sinnbündig wird und keinen Anlass für Weiterungen bildet, das verbleibt gleichwohl im Feld möglicher Wirkungsbündigkeit, auch wenn es die Aufmerksamkeit der Teilnehmer nicht erreicht. Anders gesagt: Die elementaren und aufmerksamkeitsfernen Steuergrößen der Interaktion und des Verstehens können grundsätzlich ins Feld der folgernden Aufmerksamkeit gehoben werden, und die symbolischen, thematischen, aufmerksamkeitnahen Einheiten von Sinn und Verstehen können gesenkt, automatisiert und bis auf weiteres unter die Schwelle des Bewusstseins gedrückt werden. Zwischen beiden Sphären gibt es dynamische Übergänge. Auch was an sich nicht Symbol ist, kann es werden, wenn sich die koordinierte Aufmerksamkeit darauf richtet. Das freilich geht nur auf Kosten des eigentlichen Themas, das dann unterbrochen werden muss. Was nur behavioristisch *wirkt*, bleibt bloßes Signal. Und wer diese Übergangszonen in der sprachlichen Interaktion empirisch studieren möchte, der tut gut daran, seine Aufmerksamkeit auf das zu richten, was in der Interaktion von den Teilnehmern als (Teil einer) Handlung *zugerechnet* werden kann. Es sind solche Zurechnungspraktiken, in denen das Implizite von den Teilnehmern selbst thematisiert wird (mit mehr oder weniger Erfolg, mehr oder weniger absehbaren Folgen).⁷

6 Weshalb Harris (1996: 61) mit einigem Recht darauf besteht, dass die sichtbare Welt keineswegs für alle die gleiche ist!

7 Die anfangs sehr enge personale und thematische Beziehung zwischen Kommunikationsanalyse und Psychiatrie/Psychotherapie dürfte hier auch einschlägig

Wenn man Ernst macht mit der radikal semiotischen Perspektive (etwa von Harris 1996, 1998), wonach nichts Zeichen ist, sondern alles zum Zeichen werden kann, wenn es in die Integration und Koordination von Verhalten eingebaut werden kann, dann (und gerade dann) werden die selbsterzeugten und als kollektiver Besitz unterstellbaren Sprachzeichen umso wichtiger, auch wenn sie nicht a priori für geteilte und kollektive Bestände stehen, weil nur sie uns in ausbaufähige Zusammenhänge bringen, indem sie qua Darstellung (Noetik) eine „Sache“ zwischen uns etablieren, an der wir beide anschließen können. Gerade die mögliche Einbeziehung der nur implizit und unterschwellig beteiligten Steuersignale unterstreicht die Bedeutung des versprachlichten Strangs als *Leitebene* des gesamten koordinierten Geschehens. Erreicht werden kann nur, was seinerseits auch diese Leitebene erreicht hat und von ihr aus demonstriert, thematisiert, ausgefolgert werden kann. Alles, was die Sinne rührt, kann als Symptom oder Index genommen werden für etwas, was eben nicht die Sinne rührt, sondern von sprachlichen Konzeptualisierungen gedeckt ist. Jeder Anhaltspunkt kann zu einem noetischen Sinn- oder Sachverhalt ergänzt werden.

Abschließend ist freilich noch die Frage zu klären, wie Zeigfeld und Steuerungsaspekt jenseits der klassischen Engführung beider bei Bühler in begriffliche und theoretische Zusammenhänge gestellt werden können. Geht man davon aus, dass auch (weitgehend) situationsentbundene Symbolfeldsätze, dass auch schriftliche Texte mit ihrer „zerdehnten“ Kommunikationssituation geeignet sein müssen, die bewussten Orientierungen von Produzent und Rezipient „engzuführen“ (Feilke 1994: 364f), dann kommt man nicht umhin zu fragen, ob und wie die reichhaltigen Ressourcen der *face-to-face*-Kommunikation durch grammatische Symbolfeldmechanismen substituiert werden. Ob man diese Substitution als Zugewinnsgeschichte oder als Verlustgeschichte erzählt, ist dabei zunächst gleichgültig. Ansatzweise

sein. Qua Versuch, das keineswegs nur folgenlos mitlaufende „unbewusste“ Geschehen in den Kreis des Bewusstes zu ziehen.

gestellt wird diese Frage gewiss in der (hier aufgerufenen) Tradition von Wegener, Bühler, Gardiner, Firth.

Was dem Fortschritt in diesem Feld entgegensteht, das ist die herrschende Lehre, nach welcher Grammatikalisierung durchweg mit Bedeutungsverlust einhergeht. Die generativ-grammatische Vorstellung einer gänzlich asemantischen syntaktischen Kombinatorik ist nur die letzte Konsequenz dieser Tendenz. Und es ist vielleicht kein Zufall, dass die unter dem Namen „Konstruktionsgrammatik“ gebündelten Modelle alle die Mechanismen der Kombinatorik resemantisieren. Was definitiv verloren geht (oder abblasst) bei der Grammatikalisierung lexikalischer Einheiten, das ist deren lexikalische Anfangsbedeutung. An Beispielen dafür hat es keinen Mangel (vgl. Lehmann 1995). Ein anschauliches Beispiel ist das englische Bewegungsverb *go*, das in seiner Grammatikalisierung zum Futurmarker so weit abblasst, dass es mit „sich selbst“ und mit Vollverben entgegengesetzter Bedeutung kombinierbar wird:

I'm gonna go, I'm gonna stay...

Dass Grammatikalisierung mit lexikalischem Bedeutungsverlust einhergeht, ist nicht zu bezweifeln. Weniger klar sind jedoch die noetischen Zugewinne, welche die beteiligten Konstruktionen im Zuge des Abbaus lexikalischer Bedeutung erfahren. Die liegen offenbar nicht im lexikalisch-konzeptuellen Bereich, sondern im Bereich der indexikalischen „Simulation“ von pragmatischen und sonstigen Umfeldern des Sprechens. Dass etwa die TAM-Komponenten der Verbgrammatik⁸ dazu geeignet sind, die Verhältnisse zwischen Sprechzeitpunkt und Akt-, Ereignis-, beanspruchter Geltungszeit der Proposition indexikalisch auszurichten, dass modale Ausdrücke Propositionen deontisch und epistemisch einnorden, ist allgemein bekannt. Ähnlich verbinden Artikelwörter Nennausdrücke mit Annahmen über geteiltes Vorwissen von Sprecher und Hörer. Dass Grammatikalisierung generell mit einer sekundären (Re-)Indexikalisierung von Konstruktionen einhergeht, ist dagegen als axiomatische und heuristische These nur selten verfolgt worden. Zu den Ausnahmen

gehört Diewald (2015, 2017), die zwischen drei Ebenen der Indexikalisierung durch Grammatikalisierung unterscheidet:

- [1] Indexikalische Verankerung von Äußerungen und Sätzen im Gebrauchskontext durch die primären Deiktika;
- [2] Anaphorische Transformation von Deiktika in zweiseitige Relatoren (Konnektoren, Adpositionen etc., im Kern Bühlers „Redegelenke“) für den Innendienst im Symbolfeld;
- [3] Simulation von Kontext- und Situationsmerkmalen.

Mit Bezug auf diese dritte Variante hören wir Diewald selbst:

Es handelt sich um die Funktion bzw. Fähigkeit grammatischer Zeichen, den kommunikativen Kontext mit ihrer eigenen indexikalischen Bedeutung aufzuladen, d. h. mit dem kategorialen Wert, dessen Exponent sie sind. Damit ist gesagt, dass sie in der Lage sind, die Existenz von situativen Merkmalen zu simulieren (also ihr Vorhandensein entgegen vorliegenden Fakten zu behaupten) und somit einen bestimmten kommunikativen Kontext (nämlich den, der ihrer Kernbedeutung entspricht) zu erzeugen.
(Diewald 2017: 233)

Ich interpretiere diesen Passus so: Die grammatische Praxis „begegnet“ den grammatisch indizierten Kontexten dann, wenn sie versucht, ihre kategorialen Konstruktionsmuster nach „semantischen“ Gesichtspunkten zu untergliedern. Wenn sie etwa bei den attributiven Genitivkonstruktionen zwischen Genitivus possessivus, qualitatis, subjectivus, objectivus, partitivus etc. unterscheidet. Wenn sie das Tempus Präsens in präsentische, extratemporale, historische Verwendungen einteilt. Wenn sie Modalverbverwendungen nach deontisch, epistemisch, evidentiell etc. gliedert. Solche Einteilungen versuchen, mit lexikalisch-konzeptuellen Mitteln die Sphäre zu explizieren, in welche die (lexikalisch spezifizierte) Konstruktion jeweils indexikalisch versetzt. In aller Regel können solche semantischen Untergruppen beinahe beliebig weiter spezifiziert werden. Welche unterschiedlichen Kontexte lassen sich nicht alle aufrufen mit der

einfachsten und grundlegendsten aller situationsentbundenen Satzformen, mit dem Kopulasatz?

Paul ist hier, weg, draußen, in Siegen... [Lokalisierung]

Wir sind Papst, Weltmeister, Deutschland... [referentielle Gleichsetzung]

Stufe 2 ist die Moral der peer group... [textuelle Gleichsetzung]

Paul ist Lehrer, Maler, Künstler... [begriffliche Einordnung eines Referenten]

Paul ist blöd, nett, freundlich... [Bewertung eines Referenten]

Das grammatische Schema liefert gewissermaßen die Hohlform, welche durch die fallweisen Beziehbarkeiten zwischen den beiden besetzten Argumentpositionen aufgefüllt wird. Es handelt sich dabei um eine nicht abschließbare Menge von Beziehbarkeiten, wie sich am reichhaltigen Rand des Kopulasatzschemas leicht zeigen lässt:

„Ich“ ist ein anderer; Pflicht ist Pflicht; „Nett“ ist der kleine Bruder von „Scheiße“; Zeit ist Geld; Gut gemeint ist das Gegenteil von gut...

Die Grammatiker haben früh die Verlegenheit bemerkt, dass es hier nicht das Verb ist, das die Argumentrollen projiziert, dass diese sich vielmehr erst aus den Beziehbarkeiten der beiden NPs ergeben.

Möglicherweise ist es sinnvoll (in einer Tradition, die schon bei Edward Sapir und Georg von der Gabelentz angelegt ist), eine Art *trade-off* zwischen interaktiv-inferentieller Komplexität und konstruktional-grammatischer Explikation anzunehmen. Wo wir so gut wie keine explizite Grammatik finden (wie in kindlichen Einwortäußerungen), da sind wir zur Vervollständigung der kommunikativen Handlung auf Inferenzen und anschau-

liche Zusammenhänge verwiesen. Wo wir grammatisch explizite Schematisierung finden (und hier geht es nicht nur um Morphosyntax, sondern auch um latent grammatische Wortklassen, *patterns* etc.), da wird uns ein Teil dieser inferentiellen Arbeit abgenommen durch indexikalisch präsente und simulierte indexikalische Rahmungen.

In jedem *kategorialen* Konstruktionsmuster sind aber zahlreiche indexikalisch streuende Optionen gebunden. Die grammatischen Kategoriensysteme jeder Einzelsprache (so Koschmieder 1965: 204) „sind alle den noetischen Möglichkeiten gegenüber außerordentlich defektiv“.⁹ Die tatsächliche indexikalische Streubreite einer Konstruktion gehört also nicht zur manifesten, sondern zur latenten Grammatik. Im grammatischen Kalkül natürlicher Sprachen stehen kategoriale Formate stets für ein ganzes Bündel noetischer Möglichkeiten.

[8] Schluss

Offenbar gibt es eine sehr enge semantische Verknüpfung zwischen dem Zeigen und der optischen Wahrnehmung. Vom ausgestreckten Zeigefinger, über dessen Ausrichtung die Aufmerksamkeit zweier Interaktanten auf ein Wahrnehmungsobjekt koordiniert wird, ist das Bild vom Zeigfeld genommen – das freilich durch Lautzeichen mit lenkenden Signalen versorgt wird, die im paradigmatischen Fall perceptiv bündig werden. Mit der „Situation“ verhält es sich ganz ähnlich: Wir neigen dazu, sie uns als Gesamtheit des optisch Gegebenen vorzustellen. Und ob der Versuch, das Verhalten eines anderen Teilnehmers qua Signal zu steuern, erfolgreich war, das erfahren wir (wenn es sich nicht um reine Gesprächssteuerung handelt) aus der Wahrnehmung unseres Gegenübers. Gehlen (1965: 63) spricht davon, dass „wir

9 So gesehen ist die strukturalistische Suche nach der Grund- und Hauptbedeutung einer grammatischen Kategorie, etwa einer Wortart oder eines Kasus, nur insofern sinnvoll, als sie dazu beitragen kann, das mit ihr verbundene Streupotential zu rekonstruieren.

dauernd in der Beziehung zweier Bewusstseinsfelder leben, dem der Wahrnehmung und dem der Sprache“.

Literatur

- Auer, Peter (1999): *Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern*. Tübingen: Niemeyer.
- Bourdieu, Pierre (1990): *Was heißt Sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien: Braumüller.
- Brandom, Robert B. (1994): *Making it Explicit. Reasoning, Representing and Discursive Commitment*. Cambridge, Mass., London: Harvard UP.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.
- Burke, Kenneth (1973): *The Philosophy of Literary Form*. 3. Aufl. Berkeley, L. A.: Univ. of California Press.
- Diewald, Gabriele (2015): *Grammar needs context – Grammar feeds Context*. Plenary talk at 14th International Pragmatics Conference, Antwerpen. 26.–31. Juli 2015.
- Diewald, Gabriele (2017): „Auf- und Abbau linguistischer Komplexität in Grammatikalisierungsprozessen“. In: Hennig, Mathilde (Hrg.): *Linguistische Komplexität – ein Phantom?* Tübingen: Stauffenburg. S. 223–252.
- Ehlich, Konrad (1983): „Deixis und Anapher“. In: Rauh, Gisa (Hrg.): *Essays on Deixis*. Tübingen: Narr. S. 79–97.
- Feilke, Helmuth (1994): *Common-sense-Kompetenz. Überlegungen zu einer Theorie des ‚sympathischen‘ und ‚natürlichen‘ Meinens und Verstehens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fricke, Ellen (2014): „Deixis, gesture, and embodiment from a linguistic point of view“. In: *Body – Language – Communication* (HSK 38,2). Berlin: De Gruyter. S. 1803–1823.
- Gardiner, Alan (1951): *The Theory of Speech and Language*. 2nd ed. Oxford: Clarendon Press.
- Garrod, Simon (2011): „Referential Processing in Monologue and Dialogue with and without Access to Real-World-Referents“. In: Gibson & Pearl-mutter (2011) 273–293.

- Gehlen, Arnold (1965): *Zeit-Bilder*. 2. Aufl. Frankfurt/M.: Athenaion.
- Gehlen, Arnold (1974): *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. 10. Aufl. Frankfurt/M.: Athenaion.
- Goodwin, Charles (2018): *Co-operative Action*. New York, Cambridge: Cambridge UP.
- Hanks, William F. (1996): *Language and Communicative Practices*. Boulder, Col.: Westview Press.
- Hanks, William F. (2005): „Explorations in the Deictic Field“. In: *Current Anthropology* 46, 2. S. 191–218.
- Harris, Roy (1996): *Signs, Language and Communication*. London, New York: Routledge.
- Harris, Roy (1998): *Integrational Linguistics*. Kidlington: Pergamon.
- Iturrioz, Jose-Luis (1982): „Abstraktion: Kategorie und Technik“. In: Seiler, Hansjakob & Lehmann, Christian (Hrg.): *Apprehension. Das sprachliche Erfassen von Gegenständen. Teil I: Bereich und Ordnung der Phänomene*. Tübingen: Narr. S. 49–65.
- Karmiloff-Smith, Anette (1979): *A Functional Approach to Child Language. A Study of Determiners and Reference*. Cambridge: Cambridge UP.
- Kibrik, Andrej A. (2011): *Reference in Discourse*. Oxford: Oxford UP.
- Lehmann, Christian (1982): „Nominalisierung: Typisierung von Propositionen“. In: Seiler, Hansjakob & Lehmann, Christian (eds.): *Apprehension. Das sprachliche Erfassen von Gegenständen. Teil I: Bereich und Ordnung der Phänomene*. Tübingen: Narr. S. 66–83.
- Lehmann, Christian (1995): *Thoughts on Grammaticalization*. München, Newcastle: LINCOM.
- Levinson, Stephen (1992): „Activity Types and Language“. In: Drew, Paul & Heritage, John (eds.): *Talk at Work. Interaction in Institutional Settings*. Cambridge: Cambridge UP. S. 66–100.
- Mangold-Allwinn, Roland et al. (1995): *Wörter für Dinge. Von flexiblen Konzepten zu variablen Benennungen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Moser, Hugo, Hg. (1962): *Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Nehring, Alfons (1963): *Sprachzeichen und Sprechakte*. Heidelberg: Winter.
- Porzig, Walter (1930): „Die Leistungen der Abstrakta in der Sprache“. In: *Blätter für deutsche Philosophie* 4. S. 66–77. (wieder abgedruckt in: Moser 1962: 255–268).

- Silverstein, Michael (1979): „Language Structure and Linguistic Ideology“.
In: Clyne, P. et al. (eds.): *The Elements: A parasesion on linguistic units and levels*. Chicago: Chicago Linguistic Society. S. 193–247.
- Stukenbrock, Anja (2015): *Deixis in der Face-to-Face-Interaktion*. Berlin: De Gruyter.
- Tomasello, Michael (2003): *Constructing a Language. A Usage-based Theory of Language Acquisition*. Cambridge, Mass.: Harvard UP.
- Tracy, Rosemary (1983): „Cognitive Processes and the Acquisition of Deixis“.
In: Rauh, Gisa (Hg.): *Essays on Deixis*. Tübingen: Narr. S. 99–148.

| Kapitel 5

Syntax und Kombinatorik aus noetischer Perspektive

[1] Vorbemerkung

Im Einleitungskapitel habe ich argumentiert, dass so gut wie alle Probleme einer noetischen Sprachanalyse erst auf der Ebene der Zeichenkombinatorik beginnen. Zeichenbausteine außerhalb der linearisierenden Kombinatorik sind (und bleiben) insofern künstliche Gebilde, als sie sich einem reflexiven und isolierenden sekundären Zugriff auf die Redekette verdanken – und ihre Bestimmtheit verdanken sie der extrakommunikativen Zuwendung und Reflexion durch die Sprachforschung bzw. durch die Sprachwissenschaft. Und insofern die (sei es als Wörter, Lexeme, Morpheme etc.) isolierten kleinsten Einheiten eben künstliche (und nicht operative) Gebilde darstellen, die nicht wie in der building block Semantik zugrunde gelegt, zusammengestellt und zu (kompositionalen) strukturierten Einheiten verknüpft werden, sind auch gerade die „einfachen“ Zeichen noetisch irreführend – eben weil sie hoch vermittelte Reflexionsprodukte sind.

Diese Perspektive verschiebt sich freilich radikal in der Prozessansicht des Spracherwerbs. Jeder kindliche Sprecher, der *Mehr; Haben; Das; Nicht; Genug; Arm...* äußert, der bedient sich eben nicht künstlich isolierter Minimalzeichen, er indiziert vielmehr mit den aus der Umgebungsrede ausgelösten Fetzen zugleich deren indexikalische Handlungswerte in der laufenden Konstellation. Er verlässt sich (meist erfolgreich!) darauf, dass im lokalen kommunikativen Setting genügend Deutungs- und Steuerhilfen vorhanden sind, um aus dem, was für den Grammatiker ein bloßes Fragment ist, eine funktionierende „kom-

plexe“ Äußerung zu machen. Struktur- und Prozesseinheiten müssen demnach nicht nur ausdrucksseitig, sondern eben auch dynamisch unterschieden werden. Was strukturell einfach ist, *kann* nicht nur funktional komplex sein, es ist fast immer voll von reichhaltigen funktionalen Implikationen. Die gehen in die zumeist sozioperzeptiv vorgedeutete interaktive Situation und richten diese zusätzlich aus. In der etwas ungewohnten Terminologie von Wegener (1885) sind diese Einwortäußerungen (oder Monorheme) zunächst „Prädikate der Situation“, in der sie geäußert werden. Zusätzlich zu dem Steuer- und Orientierungswert, den sie in der Situation haben, werden sie auch zu (tendenziell repräsentierenden) Zeichen, mit deren Hilfe das situierte Orientierungsschema aufgerufen und aktiviert werden kann. Der imperativische Ausdruck *Arm!*, bündig in der Handlung des adressierten Erwachsenen, der das Kind auf den Arm hebt, wird zugleich Repräsentant für den schematisierten Zusammenhang. Beides ist himmelweit entfernt vom Bezeichnungswert des Lexems *Arm* in der lexikographischen Zuwendung. Es ist aber die Voraussetzung dafür, dass ein Ausdruck (um in der Terminologie von Wegener 1885 zu verbleiben) als „Exposition“ verwendet werden kann, als Anknüpfungspunkt für weitere Sprachzeichen, die von da aus verarbeitet und verstanden werden können, *und* als Mittel der Definition und aktiven Klassifikation einer gegebenen perzeptiven Situation als (bildlich gesprochen) einer „Arm“-Situation. Das geäußerte Wort taugt, so gesehen, nicht allein als sympraktische Steuergröße in einer vordefinierten Konstellation, es wird zugleich zu einer Art typisierenden „Überschrift“ (Kenneth Burke spricht diesbezüglich oft von „entitlement“) für Situationen, die damit aufgerufen werden können. Es ist dies die Keimform für alle aktiven sprachlichen *Framings*, mittels derer soziale Konstellationen definiert und ausgerichtet werden.¹ Sie gleicht der aktiven Aufforderung, eine gegebene Lage zu deuten und zu behandeln als überschrieben und defi-

1 Es gibt wohlgermerkt auch zahllose nichtsprachliche Praktiken des aktiven *Framing* für eine Interaktionssituation, an denen die explizit sprachlichen andocken.

niert durch den jeweiligen sprachlichen Ausdruck. Eine nahe-
liegende Analogie liefert das kindliche kollektive Symbol- und
Fiktionsspiel, bei dem ebenfalls per sprachlichem „Dekret“, per
sprachlicher Instruktion, Dinge, Personen und Lagen als etwas
behandelt werden, was sie an sich *nicht* sind:

*Also du wärst jetzt das kranke Kind, das wäre dein Bett und ich
wäre der Arzt...*

Es versteht sich, dass in solchen elaborierten Formen die Technik
des sprachlichen „entitlement“ bereits zu beträchtlicher Höhe
entwickelt ist – ganz abgesehen davon, dass keine mir vertraute
Grammatik eine solche Verwendung der Formen des Konjunktiv
II vorsieht. Die Pointe ist hier zunächst nur die, dass an solcher-
maßen formatierte Situationsüberschriften sowohl Handlungs-
und Verhaltensmuster andocken können als auch sprachliche
Elaborationen, die dadurch gesteuert und ausgerichtet sind. Das
funktionale und dynamische Äquivalent dieser Dopplung, die-
ser „Zeichengabelung“ in eine Handlungsfeld- und eine Sym-
bolfeldoption liegt darin begründet, dass derartige „Situations-
überschriften“ sowohl als operative *framing devices*, als aktive
Situationsdefinition, eingesetzt werden können, wie auch als
post-hoc-accounts, als nachträgliche Deutungen und Definitionen
gleichartiger Konstellationen. Letztere führen in den Modus des
berichtenden und erzählenden *accounts*, und beide Varianten
sind metapragmatische Rekodierungen praktischer Handlungen.
Man kann sich diese semiotische „Spaltung“ da verdeutlichen,
wo sie rein durchgeführt ist, also etwa bei explizit performativen
Verben, mittels derer eine (Sprech-)Handlung sowohl bezeichnet
als auch ausgeführt werden kann. Was einmal mehr den „Feld-
opportunismus“ der Sprachzeichen unterstreicht (vgl. hierzu das
Kapitel über Bühler).

Dass diese Erkenntnis wenig originell ist, bezeugt das folgende
Zitat aus Kenneth Burkes *Language as Symbolic Action* von 1966:

There is a strict sense in which, whenever you cry „Wolf,“ you
repeat the same act (as regards the meaning of the word in a dic-

tionary, the „lexical“ wolf). But there is another sense in which your cry is quite different if there is no wolf, or if there is a wolf, or if you had been repeating the cry if there had been no wolf but this time there is one. Here, obviously, the nature of the term as an „act“ is defined not just by its place in the context of a certain language, but by its extra-verbal „context of situation“.
(Burke 1966: 359)

Ganz im Geiste von Wegener (1885) führen die Implikationen dieses Zitats weiter, als ich sie hier verfolgen kann. Sie hängen eng zusammen mit der prospektiv-retrospektiven Natur des Sprechens, das sich immer rückblickend auf vergangene (versprachlichte) und vorausblickend auf zukünftige Erfahrungen bezieht. Und strukturell haben sie damit zu tun, dass das einzelne sprachliche Systemzeichen zwar „arbiträr“ sein mag, jede situierte Verwendung desselben aber „motiviert“. Wer paradoxe Formulierungen liebt, der könnte versucht sein zu sagen, die Leichtigkeit, mit der wir kindliche Einwortäußerungen deuten, weist auf den Umstand, dass es keinen harten Bruch zwischen der vorgrammatischen und der grammatischen Rede gibt, weil wir automatisch auch das einzelne Sprachzeichen als motiviertes Element eines geordneten *clusters* verarbeiten, für das es insgesamt steht, das es repräsentiert. Nur die Konvention verpflichtet uns, erst bei geordneter, linearer Zeichenverknüpfung von „Syntax“ zu sprechen. Oder noch einmal anders gesagt: Das manifeste syntaktische Muster, in das ein sprachlicher Ausdruck eingeht, ist eine „zusätzliche“ manifeste Einrichtung zu den latenten Mustern, auf welche bereits die Einwortäußerung verweist (und deren Bestandteil sie ist).

Weitgehend ungeklärt ist in diesem Zusammenhang auch die Frage, in welchem Maße die explizite und lineare Syntax der Redekette eine Veranstaltung vornehmlich „für den Hörer“ ist, die in der Hauptsache der partnertaktisch-kommunikativen „Aufbereitung“ des Gemeinten dient. Nicht nur in der kulturhistorischen Wygotskitradition gehen Sprachpsychologen davon aus, dass die Symbole im kognitiven Innendienst ihre syntaktischen Verbindungen weitgehend abstreifen, zumindest stark

reduzieren (zugunsten inferentieller Beziehbarkeiten zwischen prädikativen Gehalten). Syntax (so etwa Bischof 2012: 177 in seinen anthropologischen Überlegungen) stellt durch Verkettung von Symbolen die semantischen Beziehbarkeiten vieldimensionaler Wissenskomplexe wieder her. Sie gilt ihm für rein darstellungstechnisch. Das Denken benötige keine Syntax. Das mag einseitig oder übertrieben sein, weil syntaktische Explizitheit sicher auch für den Sprecher Zugewinne bringt, und sei es nur Zugewinne an Deutlichkeit. Es bleibt aber eine Tatsache, dass explizite Syntax *auch* eine Seite hat, die allein dem Rezipienten zugewandt ist.

Traditionelle linguistische Syntax, sei sie als Synsemantik oder kategorial und bedeutungsfrei konzipiert, baut mit einiger Zwangsläufigkeit auf die „wörtliche“ Bedeutung ihrer Elemente und Kombinationen und konzeptualisiert das Nicht-Wörtliche als (uneigentliche) Ausnahme oder Abweichung. Zeichenkombinationen, so will es die orthodoxe Linguistik, sind semantisch immer relativ motiviert. Sie können freilich auch durch mechanischen und automatischen Gebrauch in den Status „einfacher“ und arbiträrer Zeichen absinken (wie etwa bei dem Ausdruck *Hochzeit* niemand mehr an die lexikalischen Bestandteile *hoch* und *Zeit* denkt, es sei denn in der sekundären Zuwendung und Rationalisierung des Ausdrucks). Noetische Syntax oder syntaktische Noetik beginnt mit der Einsicht, dass jede kombinatorische Figur nicht nur einer (mehr oder weniger spezifischen) kategorialen Kombinationsregel folgen muss, sondern darüber hinaus einen nominativen und kommunikativen Überschuss aufweist. Es hilft nicht, *die letzte Ölung, die letzte Straßenbahn, die letzte Warnung, die letzten Ferien (?), die letzte Scheiße, die letzte Möglichkeit* etc. auf ein kategoriales Muster rückzuführen, das mit einem polysemen oder kombinatorisch sensiblen Adjektiv *letz-* gebildet ist. Das kategorial gleiche kombinatorische Verfahren erzeugt semantisch bzw. noetisch höchst unterschiedliche Produkte. Anders gesagt: lexikalisch spezifizierte Syntagmen können und müssen nicht nur als Strukturen der Sprache, sondern immer auch als Figuren der Rede gelesen werden. Diese Erfahrung steht am Anfang nicht nur dieses Unternehmens, sie

inspiriert gleichzeitig auch Theorien der Idiomatik (Feilke 1994, 1996), der Konnotation (Maas 1985), der rhetorischen Tropen- und Figurenanalyse (Schüttpelz 1996). Was durch die kompositorische Regeloptik der Grammatiken erzeugt wird (und werden kann), das steht in einem merkwürdigen Gegensatz zur generativen Axiomatik, nach welcher die Produktivität der kompositorischen Verfahren natürlicher Sprachen unendlich ist. Die kategorialen *patterns* sind nämlich eher begrenzt und einfach, genuin generativ werden sie erst dadurch, dass die Besetzung ihrer *slots* mit lexikalischen Minimalzeichen unbegrenzt ist. Unbegrenzt aus der Systemperspektive, aber höchst begrenzt aus der Perspektive der lokal produzierten Redekette. Dass die generative Syntax ihre Zuflucht zu Rekursivität und Selbsteinbettung nehmen musste, ist sicher kein Zufall: Auch diese Eigenschaften machen aus einer begrenzten Anzahl einfacher morphosyntaktischer Muster ein offenes System. Aus einer eher kooperationstheoretischen Perspektive betrachtet (etwa bei Goodwin 2018) wären Expandierbarkeit und Rekursivität struktureller Optionen weit eher ein Halbfertigprodukt der kooperativen Verfertigung von Strukturen in der Interaktion: Alles muss interaktiv korrigierbar, präzisierbar, ausbaubar sein und bleiben. Jede bestehende und vorgetane Struktur muss weiter expandierbar sein.

Phänographisch entspricht es den Sprechererfahrungen weit eher, wenn man annimmt, dass das jeweils „nächste“ Element in der Redekette im Schnittpunkt zwischen den strukturellen und den stofflichen Erwartungen platziert wird, die durch das „vorige“ Element konditioniert werden. In den Worten von Charles Goodwin:

[...] each next element of an utterance emerges within the stream of speech [...], it invokes, through the paradigmatic organization of language [...], a horizon of constrained, but open-ended, probabilities of what might relevantly occur next. This unfolding matrix of alternatives is deeply relevant and consequential to not only speakers, but also hearers who are faced with the immediate task of operating on the utterance now being heard to build new action of their own. (Goodwin 2018: 445)

Ohne derartige „Überdetermination“ der jeweils nächstfolgenden Positionen in der Redekette wäre es kaum plausibel zu machen, dass (und wie oft) wir in vertrauten und hoch formatierten Redekonstellationen Äußerungen unseres Gegenüber fortführen und komplettieren können. Selbstverständlich ist die Erwartung auf Folgepositionen in der Redekette (zumal in sympraktischen Zusammenhängen) keineswegs nur „sprachlich“ konditioniert, sondern eben immer auch durch das jeweils zur Debatte stehende Problem der sprachlichen Koordination. Weil unsere Aufmerksamkeit durch dieses Problem hindurch der Rede des anderen folgt, „wissen“ wir oft schon, was er sagen will und wird. Nur darum kann laufende Interaktion auch zum echten Überraschungsraum werden – dann nämlich, wenn etwas gesagt wird, was den Hintergrund mitlaufender Erwartungen sprengt.

Beim Umlagern und kategorisierenden Ordnen der Beziehbarkeiten in der Redekette gehen weder die stofflichen und erwartungsgebundenen Lineareffekte noch (erst recht nicht) die externen Beziehbarkeiten in die Situation und die reflexiven auf vergangenes Sprechen verloren. Aus der Spracherwerbsforschung wissen wir (seit Werner & Kaplan 1963), dass an der Quelle des syntagmatischen Verkettens, an den Übergängen zwischen den sogenannten Ein- und den Mehrwortäußerungen Verbindungen zweier Sprachsymbole stehen, die sich auch getrennt und einzeln auf die laufende Situation beziehen lassen. Die protosyntaktischen Pivot-Grammatiken der älteren Spracherwerbsforschung entsprechen einer ganz ähnlichen Intuition.

Im Kern ist noetisch relevant, dass jedes „nächste“ Sprachzeichen in der Redekette gegenüber jedem „vorigen“ eine Explikationsfunktion wahrnehmen kann, sobald die lineare Verkettung selbst beginnt, sinnrelevant zu werden. Im Gegenzug ist jedes nicht weiter explizierte Redeelement Kürzel und Repräsentant eines impliziten *patterns* situativer Ergänzungen, das bei Bedarf weiter expliziert werden kann. Nur aus dieser Dialektik von Zusammenfassung und Explikation ist verständlich, dass und wie wir in den Konstellationen des kindlichen Erstspracherwerbs sach- und sinngemäß auf hochgradig verkürzte „Einwortäußerungen“ angemessen reagieren können – indem wir sie nämlich

für uns tentativ weiter explizieren. Kenneth Burke braucht an verschiedenen Stellen für diese Dialektik das Bild von „Akkord“ (= Zusammenfassung womöglich auch gegensätzlicher Bestände in einem Symbol) und „Arpeggio“ (= linearer Auflösung der gleichzeitigen Akkordtöne in einer engen Abfolge von Einzeltönen). Auch in der elaborierten Sprache der Erwachsenen kann alles nominativ Verkürzte und Verdichtete bei Bedarf erweitert, elaboriert, paraphrasiert werden – und im Gegenzug kann alles derartig Explizierte wieder nominativ verdichtet, verkürzt, „lexikalisiert“ werden. Noetisch gesehen sind syntaktische Elaboration und Lexikalisierung (qua Einheit des Gemeinten) komplementäre Operationen der kommunikativen Sicherung geteilten Verstehens.

Wir können daher die formalisierten, kategorisierten und „mechanischen“ Strukturen der regulären Syntax nur dann verstehen, wenn wir realisieren, dass sie auf einer Basis von formal ungeordneten syntagmatischen und situativen Beziehbarkeiten errichtet sind, die, aus der Perspektive einer strikten Regelsyntax betrachtet, als Ausnahmen oder Abweichungen erscheinen (oder eben als spezielle Figuren der Rede; vgl. Schüttpelz 1996). Daraus folgt (wie die modernen Gesprächsanalytiker wissen), dass der lebendige interaktive Austausch beobachtet und analysiert werden muss, will man den dynamisch-interaktiven Fundamenten kategorialer morphosyntaktischer Strukturen auf die Spur kommen. Auch dieser Gedanke ist bereits früh gedacht worden:

Das eigentliche Beobachtungsfeld für die Wirksamkeit der Sprachmittel ist daher die freie ausführende Darstellung, nicht die mechanisierten syntaktischen Formen, in denen die Reihe der Schlüsse verkürzt ist. Die syntaktischen Mechanisierungen werden wie Petrefakten erst aus der frei ausführenden Rede verständlich. (Wegener 1885: 77)

Die semantisch verdünnten und abgeblassten Relationszeichen sind gewissermaßen Schematisierungen von Schematisierungen, sie ordnen ein weites Feld sachlich-stofflicher Beziehbarkeiten mit wenigen und einfachen Unterscheidungszeichen. Und so

gesehen ist die Grammatik nicht der Produzent der noetischen Sinneffekte, sondern ihr Dienstleister, ihre Bedeutung und Rolle im Aufbau von Einheiten des Gemeinten wird gemeinhin überschätzt. Das (für alle praktischen Zwecke) gleiche Gemeinte kann in unterschiedlichen kategorialen Ordnungen formuliert werden, und ein und dieselbe konstruktionale, kategoriale Ordnung kann viele unterschiedliche noetische Einheiten kodieren.

Die Wechselbewegung zwischen explikativer Erweiterung und reflexiver Zusammenfassung kann man sich verdeutlichen am Verhältnis zwischen einer Artikelüberschrift und dem überschriebenen Artikel selbst (oder einem Roman- oder Novellentitel). Vor der Lektüre steht die Überschrift für eine Erwartung, ein (möglichst prägnantes) Versprechen, das uns die Lektüre schmackhaft machen soll, nach der Lektüre ist sie eine (mehr oder minder treffende) Zusammenfassung des Inhalts, dessen Tenor sie dann angibt. Für sich betrachtet und ohne Bezug auf den explizierenden Folgetext wird die Überschrift schließlich wieder etwas anderes: Eine Überschrift nämlich, die von Fall zu Fall für recht unterschiedliche Situationen (und explizierende Folgetexte) taugt – mit Sprichwörtern und Redensarten als den Syntagmen, die *eine* Typisierung für die (kommunikative und kognitive) „Bewältigung“ umfassende Großklassen von Situationen und Konstellationen zur Verfügung stellen (vgl. Feilke 1994).

Ausgehend von der Erkenntnis, dass Verstehenstiefe und Bündigkeit sprachlicher Äußerungen im Sprechverkehr Variablen sind, wäre die noetische Ebene vielleicht so zu bestimmen, dass sie Sinneinheiten fixiert, soweit sie getragen sind allein von den Traditionen und Techniken des Sprechens im Symbolfeld. Am Beispiel der Sprichwörter und Redensarten lässt sich verdeutlichen, dass solche Sinneinheiten sich durchaus prägnant gegen die Vielfalt ihrer situativen Verwendungsmöglichkeiten absetzen lassen. Es gibt zahllose Lebenslagen, in denen man sagen kann: *Viele Köche verderben den Brei*. In der Regel dürfte freilich gelten, was Bühler über den bloß „usuellen“ Sinn sprachlicher Ausdrücke ausführt:

Der reine usuelle Sprachsinn, auf den man abzielt, ist nicht wie das Destillat oder die Quintessenz etwas besonders Hehres oder Gehaltvolles, sondern oft etwas hilflos Unbestimmtes, der Prägung, der Präzision Entbehrendes. (Bühler 1927: 125)

Man muss offenbar lernen, die sogenannte wörtliche Bedeutung eines Syntagmas keineswegs als Grundlage diverser bildlicher, abgeleiteter etc. Bedeutungen zu sehen, sondern vielmehr als einen dünnen Abzug der vielfältigen situativen und syntagmatischen Verwendungsweisen. Zu den Spiel- und Freiräumen, welche die sprachliche Darstellung der Mitwirkung von Rezipienten allenthalben lassen muss, gehören eben nicht nur die Unterbestimmtheiten etwa nominaler Konstruktionsformate hinsichtlich des Genannten (Meint *der eingebildete Kranke* einen Kranken der sich eingebildet verhält, oder meint der Ausdruck jemanden, der sich einbildet, krank zu sein? Der Zusammenhang wird es im Zweifel entscheiden). Es gehören dazu auch die qua Symbolfeldtechnik nur marginal und indexikalisch angespielten Ausdrucks- und Steuerungswerte der beiden anderen Dimensionen in Bühlers Organonmodell:

Jene Löcher im Sieb sind größtenteils nichts anderes als Gucklöcher in die zwei anderen, vernachlässigten Dimensionen, sind jene Unbestimmtheiten, Variationsbereiche, die notwendig bestehen bleiben müssen, wenn man ein dreidimensionales Gebilde auf eine einzige Dimension projiziert. (Bühler 1927: 125)

Bedingt durch den traditionell logisch-epistemisch verengten Blick der Sprachforschung, sind es auch in der Grammatik vor allem die strukturellen Nenn- und Darstellungsambiguitäten, auf die man gebannt zu schauen gelernt hat. Neuland wurde dann freilich sichtbar, als etwa Koschmieder (1965) auch geordnete performative Spuren in der grammatischen Darstellungstechnik freilegte, wie etwa den (in der Austin-Searle'schen Sprechakttheorie ausgearbeiteten) „Koinzidenzfall“, der die Ausführung der verbal bezeichneten Handlung indiziert. Neben den notorischen

Irrläufern der Grammatiktheorie (etwa dem Vokativ unter den Kasus, dem Imperativ unter den Verbformen etc.) zeigen sich mit einem Male noch viel weitere Ausschnitte des Ausdrucks-, Handlungs- und Steuerungsfeldes, die zumindest noetische Spuren in den Formaten der grammatischen Konstruktionen hinterlassen haben. Wer *Wird's bald?* fragt, der mag tatsächlich eine Antwort erwarten, aber im (noetischen) Kern gibt er die Aufforderung, doch endlich das Geforderte und Erwartete zu tun. Und *Kann ich dir helfen?* kann je nach Zusammenhang durchaus einen drohenden Ton annehmen, zumal dann, wenn sozialstrukturelle Verpflichtungen den Adressaten verpflichten, die laufende Handlung selbständig auszuführen. So verzahnen sich die ausdrucksseitigen Formate mit ihren jeweiligen interaktiven Einsatzverhältnissen. Und die noetische Ebene der Betrachtung versorgt uns mit der (fallweise beweglichen) Grenzmembran zwischen den strukturell angespielten und den situativ realisierten Sinnpotentialen. Sowohl nach der Seite der fallweisen situativen Bündigkeit des Sprech- und Verstehensaktes als auch nach der Seite der einzelsprachlichen Darstellungstechnik ist diese Grenze freilich schwer zu ziehen: Sie bleibt beweglich.

[2] Tropen und Figuren

Im Grundsatz gibt es zwei Herangehensweisen an die Entdeckung und Freilegung noetischer Einheiten in der syntagmatischen Kombinatorik. Man kann entweder ein Bündel verwandter einzelsprachlicher Konstruktionsformate nehmen und ermitteln, welche noetische Variationsbreite von Einheiten innerhalb dieser Formate (mit welcher Verteilung auf die strukturellen Optionen etc.) realisiert werden können. Um ein bereits mehrfach bemühtes Beispielfeld zu wählen: Komposita, NPs mit Genitivattributen, NPs mit Relationsadjektiven, enge Appositionen zeigen im Deutschen jeweils eigene typische noetische Nenn-Formate und Überlappungsbereiche (vgl. Pavlov 2009), die man genauer verfolgen kann im Blick auf die Variationsbreite der Besetzung ihrer Feldpositionen durch Wortformen. Und im Gegenzug kann

man natürlich auch versuchen, noetische Formate zu definieren (*reference-point-relation*, Konzeptmodifikation, lexikalische Typisierung, deskriptive oder restriktive Referenzspezifizierung etc.), und von diesen „Inhaltsfiguren“ her die konstruktionalen Optionen auszuleuchten, in denen sie realisiert werden können.

Beide komplementären Herangehensweisen haben gemeinsam, dass sie mit ziemlich hoch aggregierten Reflexionsbegriffen in die sprachliche Praxis „zurückschauen“ und dabei diese Reflexionsbegriffe als Such- und Findeprozeduren im sprachlichen Material gebrauchen. Das ist (in Grenzen) unvermeidlich, wenn man nicht in den Besonderheiten jedes einzelnen Beispiels stecken bleiben möchte. Es hat aber den Nachteil, alles Figurative, den harten Strukturregeln nicht vollständig Entsprechende, als Abweichung erscheinen zu lassen – und nicht als Beleg für die freie kombinatorische Produktivität der „Zusammenstellung der Sinngehalte“, aus der heraus sich die geordneten grammatischen Strukturen als verfestigte und reproduzierbare Schemata erst gebildet haben:

Wir bestimmen den Begriff der syntaktisch-grammatischen Figuren [...] dahin, dass wir sie als Varianten von Satzformationen fassen, welche der Sprachtechnik eines bestimmten usus angehören, und welche ohne einen wesentlichen Unterschied in der Bedeutung nach ihrer Form theils als Vermehrung, theils als Verminderung, theils als Umänderung derjenigen Ausdrucksmittel erscheinen, welche die Grammatik als der Regel dieses usus entsprechend aufstellt. (Gerber 1871: 461f)

Diese etwas verwirrende Definition elaboriert Gerber sodann unter Hinweis auf die immer bloß andeutenden Verfahren natürlicher Sprachen für die Darstellung:

Alle Darstellungen insgesamt deuten nur an, und der Kunst der Sprache stehen verschiedene Mittel zu Gebote, eine Vorstellung zu wecken. Jeder Ausdruck ist nur Symbol, nicht die Sache, und Symbol für Symbol können einander vertreten. Es bleibt darum eine Wahl auch hier möglich, und wenn diese gegen die Regel

ausfällt, welche man aus dem usus abstrahiert, bezeichnet man die Variante mit dem Namen der Figur. (Gerber 1871: 463)

Die Pointe ist zunächst nur: Für Verständnis und Verarbeitung solcher „Figuren“ sind keine anderen Kompetenzen erforderlich als für Verständnis, Verarbeitung und Beherrschung des usus. Beide, von Grammatikern und Rhetorikern im Nachhinein separierten Sphären beruhen auf den nämlichen Verfahren der Andeutung, der reflexiven Beziehbarkeit von Formulierungsalternativen zu einander und der Semantisierbarkeit von Formulierungsunterschieden. Der grammatische Blick, der sie im Nachhinein trennt und unterschiedlichen Sphären zuweist (hierzu sehr gründlich Schüttpelz 1996), verdeckt in seiner Abweichungsdiagnose den Umstand, dass in den Figuren bloß lebendig bleibt, was der grammatische usus stillzustellen scheint, wiewohl es in jeder frühkindlichen Ein- oder Mehrwortäußerung sinnfällig wird: dass nämlich die sogenannten Abweichungen durch ihre problemlose Verständlichkeit belegen, in welchem Maße die Anweisungen und Andeutungen, nach denen wir sprechend die „Zusammenstellung der Sinngehalte“ vornehmen, jedenfalls nicht vollständig von der Morphosyntax der Konstruktionen abhängen.

Kein Ausdruck bestimmt eine Seelenbewegung so fest, umgränzt sie so sicher, dass er als die *eigentliche* Darstellung der Bedeutung angesehen zu werden das Recht hätte. (Gerber 1871: 463)

Keine Grammatik der Welt kann uns erklären oder ableiten, was der Ausdruck *digitaler Enkel* meint oder bedeutet. Wenn er uns begegnet in einem Text, der davon handelt, wer den *vor-digitalen Senioren* (!) den Eintritt in die moderne Welt der Informationstechnologien vermitteln oder erleichtern könnte, dann verstehen wir sofort, worum es geht. Die nahezu grenzenlose Verbindbarkeit des Hochfrequenzadjektivs *digital* mit substantivischen Nuklei² erzeugt eine offene Menge von Syntagmen mit mehr

2 Jeder kann sich mit Hilfe des DWDS leicht selbst einen Überblick verschaffen!

oder weniger gegen das spezielle Verwendungsumfeld, gegen „Kontext und Situation“ absetzbaren und „meinbaren“ Zielen oder Adressen. Die Ressource ihrer Interpretierbarkeit besteht darin, dass sie analogisch auf die zahllosen anderen Syntagmen mit *digital* bezogen werden können, sie ist insofern reflexiv. Die noetische „Bewegung“ verbindet jeweils einen kumulierten Fundus „vergänger“ Verwendungen mit einem aktuellen Kontext. Als Bezeichnung „deckend“ (im Sinne von Wegener 1885) wird ein solcher Ausdruck dann, wenn er die Spuren seiner figurativen Genese ablegt und eine noetische Adresse entwickelt, einen reproduzierbaren Sinngehalt, eine eigentliche, gegenständliche Bedeutung, die ihn von der fallweisen „Bewegung“ des Sprechens mit ihren wechselnden Bündigkeiten absetzt, ohne doch deren Dynamik stillzulegen. Kontextuelle Remotivierungen für „deckend“ gewordene Ausdrücke und Konstruktionen sind in den gut besetzten PR-Abteilungen beliebt, weil sie offenbar viel Aufmerksamkeit anziehen und prägnant im Gedächtnis haften.³ So gesehen bleibt die strukturelle „Mechanisierung“ der Syntax bei der Zusammenstellung der Sinngehalte immer vorläufig und immer korrigierbar. Was in der Ambiguität mehrerer syntagmatischer Lesarten für ein und dieselbe Zeichenfolge erscheint, das sind zumeist konkurrierende Nennbefestigungen. Da die Darstellungsfunktion im Vordergrund unserer spontanen Sprachauffassung steht (*linguistic ideology* im Sinne von Silverstein 1979), eingeübt gewiss auch durch die „Langzeitbeziehungen“ zwischen Grammatik und Logik, entdecken wir Nennambiguitäten leicht, sobald sie nicht von starken Kontexten überspielt werden. Beziehungsambiguitäten (*double bind*) oder mehrdeutige Instruktions- und Handlungswerte fallen uns weniger auf.

Erforderlich ist, so gesehen, ein neuer (noetischer) Blick auf das Verhältnis zwischen den Strukturschemata der Einzelsprachen und den sinnbasierten Praktiken und Routinen bei der kombinatorischen „Zusammenstellung der Sinngehalte“ in der

3 *Wer im Winter früh aufstehen muss, der weiß, was Morgengrauen ist. Oder die Friseurreklame: bei uns schneiden sie gut ab.*

Redekette. Ausgehen kann man dabei getrost von Saussures Axiom, wonach gilt:

Alles, was auf die Sprache als System Bezug hat, muss meiner Überzeugung nach von diesem Gesichtspunkt aus behandelt werden, um den die Sprachforscher sich fast gar nicht kümmern: die Einschränkung der Beliebigkeit. (Saussure 1967: 158)

Der Satz bezieht sich ausdrücklich auf alle Ebenen der linearen Verkettung von Sprachzeichen (vgl. Schüttpelz 1996: 81ff). Strukturen, Schemata, sprachliche „Gebilde“ (im Sinne von Bühler 1934 und Freyer 1923) haben bezüglich des Saussure-Motivs von der „Einschränkung der Beliebigkeit“ widersprüchliche Konsequenzen. Einmal stellen sie selbst Formen, Vorschriften, Muster für die „Einschränkung der Beliebigkeit“ bereit, in denen das Sprechen weiterläuft. Zum anderen hingegen erneuern sie die Freiheit zur beliebigen Kombination aller Sinngehalte unter der Voraussetzung, dass sie kategorial angemessen geformt und angeordnet sind. Die Logiker mögen bekanntlich keine *runden Dreiecke* oder ähnliche semantische Inkongruenzen. Mit *nackten Tatsachen* hingegen finden sie sich ab und erklären solche Bildungen für uneigentlich, figürlich. In allen Ebenen der syntagmatischen und kategorialen Verbindung befestigen sich aber nicht nur die Gebildeschemata selbst, sondern auch zahllose halb feste und konventionelle, „lexikalisch spezifizierte“ Modelle,⁴ nach denen sich der analogische Ausbau orientiert. Auch das sagt Saussure bereits auf seine Weise:

Unser Gedächtnis hat einen Vorrat aller Typen von mehr oder weniger zusammengesetzten Anreicherungen größerer oder geringerer Ausdehnung oder Zeiterstreckung, und sobald wir sie anwenden, spielen die assoziativen Gruppen mit hinein, um unsere Wahl zu bestimmen. (Saussure 1967: 155)

4 „lexikalisch spezifiziert“ heißt hier: das kategoriale Schema ist bestückt mit lexikalischen Einheiten, *und* das Syntagma ist selbst eine modellbildende (quasi-)lexikalische Einheit.

Bezeichnenderweise notiert Saussure nicht, dass sein Beispiel (*Schneller!*) nicht bloß dem Schema für Komparative von Adjektiven folgt, sondern auch einem Aktionsschema, nach welchem der Komparativ mancher („adverbialen“) Adjektive außerhalb der Symbolfeldverketzung einen imperativischen Wert annimmt (während Adjektive außerhalb des Symbolfeldes in der Grundform überwiegend evaluative Deutungen nahelegen).⁵ Hier geht es einstweilen nur darum, dass die enorme kategoriale Beweglichkeit lexikalischer Konzepte (*Hunger* [N], *hungrig* [Adj], *hungern* [V]) die Beliebigkeit der Zusammenstellung von Sinngehalten auf einer höheren Ebene wieder herstellt – umso freier, je höher wir in der systemischen Strukturebene steigen.

Tatsächlich ist die Möglichkeit, ein „Gemeintes“ aus sich widersprechenden Perspektiven heraus zu konzeptualisieren, eine Grundtatsache des Kognitions- und Kommunikationsmittels Sprache. Wir produzieren objektive, gegenständliche und sinnhafte Darstellungen, an denen wir unsere Erfahrungen messen, schärfen und explizieren können. Und da die Erfahrungen selbst nicht widerspruchsfrei sind, kann ihre angemessene Darstellung ebenfalls nicht widerspruchsfrei sein. Nach dem gebräuchlichen Modell des *Handwerksburschen* kann man den *Mundwerksburschen* bilden (und damit, wie belegt bei Arnold Gehlen, den Intellektuellen meinen). Und nach dem gebräuchlichen Modell des *Handlangers* den *Kopflanger* (und damit, wie belegt bei Brecht, den Intellektuellen, der seinen Verstand in den Dienst der Macht stellt).

In beiden Fällen ist das Gemeinte als analogische Umbildung eines zugrunde liegenden Modellausdrucks zugleich auf diesen bezogen und von ihm verschieden. Kein Element der Neubildung muss in dieser den gleichen lexikalischen Gehalt annehmen, den er (womöglich) im Ausgangsmodell hat. Und in dem Maße wie sich das Ausgangsmodell selbst bereits noetisch oder lexikalisch befestigt hat, wird auch die Rede von der Bedeutung

5 Das alles, versteht sich, sind gebildebasierte „Daumengeneralisierungen“. Auch ein evaluierendes *Klasse! Gut! Herrlich!* Kann je nach den Umständen seiner Äußerungen imperativisch anfeuernd wirken etc.

seiner Bestandteile problematisch, weil sie gegen die Gesamtbedeutung zurücktreten. Die Vorlage „klingt an“ und versetzt die Neubildung (konnotativ) in ihre Sphäre. Wie bei anderen Nennheiten auch, treten bei solchen Bildungen der identifizierende Teil (gleich, ob ich ihn als fallweisen *parole*-Referenten oder als Denotation definiere) und der perspektivisch charakterisierende Teil auseinander. Letzterer ist Basis für Haltung, Einstellung, Handlungsbereitschaft gegenüber dem Identifizierten – und für Inferenzen, zu denen der Sprecher stehen muss. Auch diese Merkmale werden vom Modell auf die analogische Neubildung übertragen. Der *Kopflanger* ist gewissermaßen mit den Konnotationen des *Handlangers* behaftet und der *Mundwerksbursche* mit denen des *Handwerksburschen* (von dem sich der Intellektuelle so gerne abheben möchte).

Zeichenverkettungen stehen einerseits für ein (grammatisches) Strukturmuster, andererseits für ein figurales Muster der Zusammenstellung von Sinngehalten. Wenn wir „Grammatik“ von der Redepraxis her bestimmen und nicht vom explizierten Regelwerk einer Grammatikdarstellung, dann können auch Zeichenverkettungen „grammatisch“ sein, die von keiner expliziten Grammatikdarstellung vorgesehen oder gedeckt sind – wenn sie gebraucht und verstanden werden. In der Geschichte der grammatikographischen Theorie und Praxis sind diese Gesichtspunkte keineswegs übersehen worden. Weil sie einigermassen szientifizierungsresistent sind, bleiben sie aber gewöhnlich am Rande der fachlichen Aufmerksamkeit. So zieht das Modellbündel mit dem Namen „Konstruktionsgrammatik“ vieles ans Licht, was zur Zusammenstellung der Sinngehalte gehört, aber dem auf formale Strukturen trainierten Blick leicht entgeht. In der traditionellen Grammatik, notgedrungen pragmatischer wegen ihrer Verbindung mit dem Erlernen einer Sprache, hat man zu allen Zeiten die entdeckten Strukturmuster nach Kriterien weiter unterteilt, die mit der (lexikalischen) Besetzung der Schemaposition variieren, so etwa wenn das syntaktische Schema des adnominalen Genitivs aufgefächert wird in *possessivus*, *subjectivus*, *objectivus*, *partitivus*, *definitionis* etc. In der Spracherwerbsforschung dreht sich der Blick mit einiger Zwangsläufigkeit in die Sinnebene

der Konstruktionen, weil das formale Gerüst erst noch errichtet werden muss. Jede Konstruktion beginnt mit einem (oder wenigen) lexikalischen Angelpunkt; von dem sie aufgebaut und ausgebaut wird (von der *pivot-grammar* bis Tomasello 2003). Die optische Täuschung beginnt da, wo die Sinnmechanismen hinter dem formalen Skelett syntaktischer Regeln zurücktreten (und den Anschein chaotischer Vielfalt und Unordnung annehmen). Vielfach diskutiert sind die einschlägigen Probleme strenger und reiner Formgrammatiken auch unter dem Stichwort „latente Grammatik“ (vgl. für einen kurzen Überblick Kaznelson 1974: 98ff). Nicht zufällig entdeckt man in der Geschichte der Grammatikographie diese Probleme an der Beschreibung der Sprachen, die als „formlos“, „isolierend“, „analytisch“ gelten (allen voran das Chinesische). Und, ebenfalls nicht zufällig, führt die ethnographische Analyse „exotischer“ Sprachen fast von selbst auf die Unterscheidung zwischen offenen (*overt*) und verdeckten (*covert*) grammatischen Kategorien, zwischen Phänotyp und Kryptotyp (in der Terminologie Whorfs). Und ist die früh-generative Unterscheidung zwischen Oberflächen- und Tiefenstrukturen nicht ebenfalls ein Kind dieses offensichtlichen Ungenügens dessen, was die „Oberfläche“ der Redekette an handfesten Unterscheidungssignalen aufzuweisen hat? Bloß mit dem Unterschied, dass die „Tiefenstruktur“ das Format einer formalen Kunstsprache zugeteilt bekommt.

Wir bewegen uns hier offensichtlich in der Grau- und Übergangszone zwischen der einzelsprachlichen Darstellungstechnik und dem sprechend „Gemeinten“, das zumindest nach dem Anspruch jeglicher Übersetzungspraxis näherungsweise von einer in eine andere Sprache übertragen werden kann. Für die Anhänger universeller „Tiefenstrukturen“ ist das kein Problem, alles wird bündig auf einer biologisch-logisch-universalen Ebene. Für die Anhänger des kulturellen Relativismus sehr wohl. Für sie gilt der Grundsatz, den Edward Sapir im Jahr 1929 (*The Status of Linguistics as a Science*) folgendermaßen formuliert hat:

In a sense, the network of cultural patterns of a civilization is indexed in the language that expresses that civilization. It is an

illusion to think that we can understand the significant outlines of a culture through sheer observation and without the guide of the linguistic symbolism which makes these outlines significant and intelligible to society. (Sapir 1970: 68)

In der (sagen wir) populären Tradition des sprachlichen Relativismus ist das rezipiert worden als eine sehr enge Verbindung zwischen der einzelsprachlichen grammatischen und lexikalischen Ordnung auf der einen und der kulturellen Symbol-, Wert- und Erkenntnisordnung auf der anderen Seite. Sapir, wie alle großen Sprachtheoretiker auf der Hut vor eiligen Glättungen der offensichtlichen Widersprüche und Paradoxien, gibt schon wenige Seiten später den korrektiven und einschränkenden Gedanken, und er bezieht sich dabei auf die Tradition der Gestaltpsychologie, deren Wirkungen auf die moderne US-amerikanische Sprach- und Kommunikationswissenschaft man kaum überschätzen kann.⁶ Der hier zitierte Passus handelt von den Wechselverhältnissen zwischen kulturellen und einzelsprachlichen *patterning*s:

We may suspect that linguistics is destined to have a very special value for configurative psychology (‘Gestalt psychology’), for, of all forms of culture, it seems that language is that one which develops its fundamental patterns with relatively the most complete detachment from other types of cultural patterning. Linguistics may thus hope to become something of a guide to the understanding of the ‘psychological geography’ of culture in the large. (Sapir 1970: 73)

Was sich hier gedanklich abzeichnet, gewissermaßen als Korrektiv zum populären Sprachrelativismus, ist der komplementäre Gedanke, dass zwar die organisierende Indexikalität jeder einzelsprachlichen Ordnung so aufgebaut ist, dass sie prima facie

6 Zu Sapirs Lebzeiten vor allem durch Kurt Koffka, dessen Hauptwerk bereits 1935 in den USA in englischer Übersetzung erschienen ist. Später dann auch durch Kurt Lewin und Fritz Heider.

die eigene kulturelle Symbolordnung adressiert, dass aber im Gegenzug die komplette *Eigenständigkeit* sprachlicher Strukturbildung (gegenüber allen vagen und verschwommenen kulturellen Mustern) auch dafür bürgt, dass *grundsätzlich* mit jeder einzelsprachlichen Darstellungstechnik auch potentiell unbegrenzt fremde kulturelle Bestände indexikalisch adressiert werden können. Was ungefähr das Gegenteil des sprachlichen Relativitätsprinzips bedeutete, das wir gemeinhin mit Sapir (und Whorf) verbinden.⁷

Der Grundgedanke, der im obigen Sapir-Zitat zum Ausdruck kommt, lautet offenbar: Durch ihre explizite und implizite, offene und verdeckte Eigenordnung bauen natürliche Sprachen die (grundsätzlich unbegrenzte und ausbaubare) Fähigkeit auf, die vagen und weniger prägnanten, weniger expliziten und für sich unvollständigen kulturellen Eigenordnungen, in denen sie gesprochen werden, zu indizieren und zu explizieren. Aus diesem Grund sieht Sapir die Linguistik als eine Art sozial- und kulturwissenschaftlicher Schlüsseldisziplin. Sie kann, recht verstanden, eben darum zur Erhellung und Ordnung verwickelter kultureller Symbolordnungen beitragen, weil sie in der Lage ist, diese vagen und verschwommenen Ordnungen in ihre eigene Ordnung zu ziehen. Vorausgesetzt ist freilich eine „vorsprachliche“ Handlungswelt, in der die Aktivitäten der Teilnehmer auch sprachlos in einander greifen. Ein weiteres Zitat sei erlaubt:

In ordinary life the basic symbolisms of behavior are densely overlaid by cross-functional patterns of a bewildering variety. It is because every isolated act of human behavior is the meeting point of many distinct configurations that it is so difficult for most of us to arrive at the notion of contextual and non-contextual form in behavior. Linguistics would seem to have a very peculiar value for configurative studies because the patterning of language is to a very appreciable extent self-contained and not significantly at the mercy of intercrossing patterns of a non-linguistic type. (Sapir 1970: 73f)

7 Übrigens ist dieser Gedanke Sapirs auch Whorf keineswegs fremd.

Ganz ähnlich lautet einer von Gehlens anthropologischen Leitgedanken, das entwickelte Sprechen habe die Eigenschaft, den Sprecher an die aktuelle Situation zu binden und ihn zugleich von ihr zu befreien, weil das Sprechen die Dinge in seiner eigenen, sprachlichen Ebene verhandelt: „Das Rätsel der Sprache besteht in erster Linie in der Fülle der in ihr enthaltenen und möglichen Integrationen“ (Gehlen 1974: 200). Die kombinatorische Eigenordnung der sprachlichen Darstellung, ihre „Syntax“, besteht also aus Konstruktionsformen von so abstrakter Allgemeinheit, dass alle möglichen Konstellationen in ihnen gefasst und indiziert werden können. Das Sprechen hat die Möglichkeit, sich (bzw. Sprecher und Hörer) in alle Erfahrungsbereiche zu verwickeln. Es ist „von innen betrachtet“ zugleich deren Indizierung und deren Explikation, „von außen betrachtet“ ist es deren Integration in ein kognitiv-kommunikatives Doppelmedium. Was Sapir hier als „bewildering variety“ der Möglichkeiten bezeichnet, die aufscheinen, wenn Personen „füreinander anwesend“ sind, das kann und muss sprachlich „gebändigt“, auf handhabbare Formen gebracht werden.

Beginnt man nach (schlechter) Linguistentradition mit fix und fertigen Sätzen statt mit der lebendigen Interaktion, dann sind es Bühlers (1934) Sach- und Stoffhilfen, die uns verständlich machen, dass und wie hinter ein und demselben Schema ganz unterschiedliche Sachlagen stecken:

Der Polizist zwang ihn umzukehren // Der Regen zwang ihn umzukehren // Die Angst zwang ihn umzukehren...

Wie auch in allen anderen morphosyntaktischen Konstruktionsformaten gilt auch für den Satz, dass wir eine geringe Zahl (rekursiv ausbaubarer) Formmodelle für eine Unendlichkeit sachlicher und gedanklicher Verbindungen haben. Nehmen wir statt der Konstruktionsformate selbst die lebendige Interaktion zum Ausgangspunkt, dann sehen wir das Sprechen stets andocken an einem relevanten (oder sprachlich, gestisch etc. relevant gemachten) *feature* (in) der laufenden Situation und sich von da aus entwickeln. Worauf es ankommt in diesem Zusammenhang:

Die Beziehung sprachlicher Ausdrücke zum externen *patterning* der sozialen Begegnung ist von grundsätzlich anderer Natur als die Beziehung zum internen, darstellungstechnischen und „autonomen“ *patterning* der Sprache selbst. Aber beide Bezugssysteme sind und bleiben immer präsent. In der kommunikativen Verarbeitung des Gesprochenen (oder Gelesenen) haben wir immer die Aufgabe, diese Beziehung herzustellen. Das fällt uns leicht, wenn die sprachlichen Formeln (Idiome, Figuren etc.) ihre Beziehung zu halbwegs definiten Verwendungssituationen konnotativ aufbewahren. Wenn wir *Störungen im Betriebsablauf* oder *Verspätung eines vorangegangenen Zuges* hören, dann sind wir unweigerlich in der Bahn und wissen, was gemeint ist (auch wenn wir unterm Strich wirklich *nichts* verstehen!). Und das liegt nicht an den morphosyntaktischen Formaten der Formeln. Die PR- und Werbeindustrie, die weiß, dass sprachlich explizite *patterns*, die sich nicht gleich erschließen (oder die sich mehrfach erschließen lassen) besonders gut im Gedächtnis haften, setzt auch Formeln ein, die den Rezipienten eine Nuss zu knacken geben. In Berlin habe ich ein Werbeplakat (eines Getränkeliieferanten) gesehen, dessen versprachlichte Ebene so aussah:

Ihr so: „Party!“

Wir so: „DingDong!“

Dazu gab es als Interpretationshilfe ein Bild, in dem man sieht, wie drinnen gefeiert wird und draußen vor der Tür jemand mit Getränkekästen klingelt. Ohne dieses Bild wäre die sprachliche Textebene definitiv nicht interpretierbar. Geht man die Dinge von der sprachlichen Darstellungstechnik her an, dann muss man wissen, dass zu den zahllosen Verwendungsweisen von (starktonigem) *so* auch diejenige gehört, die eine (direkte) „Redewiedergabe“ ankündigt, deren „Urheber“, deren *origo*, meist zuvor pronominal identifiziert wird. Das muss man nicht explizit gelernt haben. Es genügt, wenn man in (zumeist jugendlichen) Konversationen das explizite erzählende *pattern*: *Der SO – und ich SO...* erfahren hat, in welchem dann eine (variable) Form der Redewiedergabe angehängt wird. Entscheidend ist, dass wir

(ganz ohne Instruktion) solche Beziehungen im konversationellen und textuellen Alltag mühelos herstellen. Bei Elementen wie *so* wird es zudem evident, dass es absurd ist, eine „wörtliche“⁸ oder „eigentliche“ oder „lexikalische“ Bedeutung anzusetzen, die dann fallweise metaphorisiert werden kann. Wir verarbeiten keine isolierten Sprachzeichen, weder in der Verkettung noch außerhalb derselben. *So* ist vielmehr ein Musterbeispiel für einen sprachlichen Ausdruck, der eben („deiktisch“) spezialisiert ist auf die Nahtstellen zwischen dem externen und dem internen *patterning* der Gesprächssituation. Und muss man daran erinnern, dass die versprachlichte Ebene dieses Beispiels durch keine wie auch immer beschaffene Grammatik legitimiert werden kann, obwohl kein Sprecher gegen diese Formeln Einspruch erheben würde? *Ich SO*: ist jedenfalls in keiner mir bekannten Grammatik vorgesehen. Aber es ist ein Beleg dafür, dass wir die expliziten grammatischen Regeln nirgends brauchen, um in der Lage zu sein, uns sicher im Dschungel der gängigen Formeln und Formulierungen zu bewegen.

Die Pointe ist hier freilich nur die, dass die expliziten Regeln der konventionellen Grammatiken nur ex-post-Rationalisierungsversuche für die (zumeist auf die propositionale Darstellungsebenen bezogene) geordnete Rekonstruktion unserer Fähigkeit ist, im Alltag die Mechanismen der sprachlichen Zusammenstellung der Sinngehalte sprechend und verstehend zu betätigen. Anders gesagt, mit einer Formulierung Michael Silversteins: die Grammatik ist die „implizite Metasemantik“ der Linguisten:

Grammar is the implicit metasemantics, we do grammar in order to see how (and the extent to which) grammatical categories emergent from such an analytic anchor our norms for differential denotation. (Silverstein 2012: 31)

8 Es gibt kaum ein verdächtigeres Wort als das Wort *wörtlich*. Kein Sprachwissenschaftler sollte es reflexionslos in Umlauf bringen.

Die (explizite) Grammatik präsentiert uns die sedimentierten und dekontextualisierten Sinn- und Nenneinheiten des Sprechens (und Verstehens) als Resultate der systemischen sprachlichen Darstellungstechnik – und schiebt den stets verbleibenden Rest wahlweise dem „Kontext“ oder der pragmatischen Komponente zu. Aus grammatischer Perspektive sind es Unterschiede der Form und Konstruktion, die Unterschiede der Bedeutungsbedingungen. „Systemsätze“ imponieren dem Linguisten als Ergebnis und Hervorbringung eines abstrakten Regelapparates, den er zu rekonstruieren sucht. Und im tatsächlichen Sprechen und Verstehen werden die solchermaßen erzeugten Produkte dann unter jeweils einmaligen Kontext- und Umfeldbedingungen „eingesetzt“ als (sagen wir) Textsätze oder Äußerungen. Eine solche Perspektive ist selbstverständlich legitim – so lange man dabei nicht aus den Augen verliert, dass jede *Äußerung* eben auch eine selektive Reorganisation strikt lokaler Indexikalitäten, Kontexte, Beziehbarkeiten, Konnotationen ist. In dieser „Janusköpfigkeit“ aller situierten Äußerungen steckt eben die praktische Polarisierung zwischen der darstellungstechnischen Eigenstruktur der Sprache und dem, was durch sie für die praktischen Zwecke des Sprechens, Denkens, Handelns organisiert werden kann. Für die Teilnehmer des Geschehens existiert die darstellungstechnische Eigenstruktur der Sprache ausschließlich als ein praktisches Können, das reflexiv mit (mehr oder weniger improvisierten) *account*-Praktiken verknüpft ist, in denen das Gesagte selbst (re-)thematisiert, kommentiert, paraphrasiert werden kann.⁹ Das ist die eine Seite. Die andere ist, dass auch für Teilnehmer, die keine Grammatiker oder Linguisten sind, der isolierte, für sich genommene Systemsatz „eine Bedeutung hat“, die allein oder überwiegend den Regeln der Symbolkombinatorik zugerechnet wird und die in (sagen wir mit Gerold Ungeheuer) einer „extrakommunikativen“ Zuwendung zu Gesagtem, Geschriebenem etc. aufgebaut werden kann. Was dabei entsteht, ist eine Art Satz „minus“

9 Die Ethnomethodologen sprechen in diesem Zusammenhang auch von *glossing*-Praktiken.

aller situativen Aktualisierungen als Äußerung, als Zug in einem theoretischen oder praktischen Koordinationsspiel.

Während bei Ethnomethodologen und auch in der interaktiven Mikrosoziologie (z. B. bei Goffman 2005: 99ff [1981]) die Ansicht verbreitet ist, Systemsätze seien überhaupt nur im Sprachspiel der Grammatik relevant und außerhalb desselben sinnlose Gebilde, scheint mir das an der Tatsache vorbeizuführen, dass auch für die „naiven“ Teilnehmer sprachlicher Interaktionen so etwas wie ein Wechselspiel zwischen (relativer) Befestigung und Verflüssigung von Sinneinheiten existiert. Goffmans Vorstellung, allein die lästigen grammatischen Übungen der Grundschule gewöhnten die Sprecher nolens volens daran, mit solchen Gebilden zu operieren, greift nicht wirklich. Plausibler wäre m. E. der Umgang mit schriftlichen Texten als „Einübung“ entsprechender Haltungen. Aber auch das reicht nicht.

Bei Kenneth Burke findet sich die Anekdote, in der A den B fragt:

Was hat der Mann gesagt?

Und B antwortet:

Der Mann hat „Ja!“ gesagt.

Und Burke beeilt sich zu notieren, dass A nach dieser (ziemlich „wörtlichen“) Antwort nicht weiß, was der Mann gesagt hat. Hätte B freilich geantwortet:

Der Mann hat gesagt: „Das Auto steht vor der Tür!“

Dann hätte B (als Teilnehmer der Sprechsituation) und hätten wir (als Leser der Episode) so etwas wie eine typisierende „Situationsüberschrift“. Gewiss, uns fehlen Hinweise auf den *common ground*, auf die *origo*, womöglich auf eine „erste Paarhälfte“ etc., Hinweise, aus denen wir die indexikalischen Leerstellen des Satzes füllen könnten. Wir haben aber reichlich Evidenz dafür, dass schon Vorschulkinder, wenn sie beginnen, kollektive Sym-

bol- und Fiktionsspiele aufzuführen, solche Situationsüberschriften einsetzen, um Spielkonstellationen aktiv zu „framen“ und in das Alltagsgeschehen (als eingekapselte Spielepisoden) einzubauen. Goffman (2005) notiert selbst, wie subtil externe Szenen im Sprechen eingebaut und aufgeführt werden können und wie die Schnittstellen zwischen der Welt, in der wir sprechen, und der Welt, von der wir sprechen, gemanagt werden. Und während bei den Anfängern des kollektiven Symbol- und Fiktionsspiels explizit gerahmt wird durch Äußerungen des Typs:

Du wärst (jetzt) der Schüler, und ich wär' der Lehrer etc.

Bevor dann die Spielteilnehmer auch in den zugewiesenen Rollen auftreten und sprechen, was ja allein schon die aktive Rolle des Sprechens beim Aufbau konditional relevanter Kontexte unterstreicht, genügt bei den erfahrenen und etwas älteren Teilnehmern solcher Spiele die Äußerung eines „lehrertypischen“ Satzes, um eine passende Situation aufzurufen und das Spiel mit verteilten Rollen auf den Weg zu bringen. Also etwa:

Nehmt die Hefte raus!

etabliert den Sprecher für die folgende Episode als Lehrer und die anderen als Schüler, wenn die Sache nicht von anderen Teilnehmern angefochten wird:

Nö, ich möchte nicht schon wieder Schüler sein etc.

Ich plädiere also für eine Axiomatik, in der Sätze (und „Satzbedeutungen“) keineswegs Artefakte (oder relevant nur in der *community* der Grammatiker) sind. Dass sie natürlich auch im Fiktionsspiel niemals ohne Kontexte zu haben sind (auch das Spiel der Grammatiker ist ja ein Kontext, der mögliche Züge definiert), versteht sich, ändert aber nichts daran, dass sie ein aktiv-passives Doppelverhältnis zu diesen Kontexten repräsentieren. Sie können solche Kontexte in Anspruch nehmen, aber eben darum auch aufbauen helfen. Dass Bühlers (1934) idealtypisch

„situationsentbundene“ Sätze freilich keine reinen Darstellungen sind, sondern Inferenzbasen für *andere* Sätze, Propositionen, aus denen dann wiederum gefolgert werden kann, versteht sich ebenfalls. Und Kinder verstehen es in dem Augenblick, in dem sie Sätze äußern können wie:

Da hast aber eben gesagt, dass X, also...

Es ist interessant zu verfolgen, wie der penible Interaktionsbeobachter Erving Goffman weiterhin argumentiert, wo es ihm darum geht, die Fixierung der Konversationsanalytiker auf den sprachlichen Strang des interaktiven Geschehens (*adjacency pairs*, konditionale Relevanz, *turn taking* etc.) zu kritisieren und den Gedanken stark zu machen, dass (um das verbale Geschehen herum gebaute) Transkriptionen die Dynamik der wirklichen Abläufe verzerren. Man fühlt sich zunächst erinnert an Bühlers Formel von den unzähligen Stellen, an denen wir „die Handlungen von Menschen und Tieren in ungezählten Modifikationen wortlos und gestenlos sinnvoll ineinandergreifen“ sehen (Bühler 1927: 39), was man als Grund- und Ausgangsfall ansetzen müsse. Im Bereich menschlicher Kooperation „geht“ ein solches wort- und gestenloses Ineinandergreifen darum, weil die Wahrnehmungen, durchschnittlichen Gegebenheiten und sozialen Anlässe (partiell) vorgedeutet sind. Am Bibliotheksschalter leihen wir aus oder geben zurück, an der Supermarktkasse legen wir die Waren auf und zücken Portemonnaie oder Kreditkarte, und wenn wir im Straßenverkehr unterwegs sind, dann bewegen wir uns in einem Raum, der semiotisch durchstrukturiert ist (Ampeln, Linien, Verkehrsschilder etc.), aber dessen bei weitem wichtigste „Zeichen“ die laufenden Handlungen der anderen Verkehrsteilnehmer sind. In allen Fällen „rechnen“ wir bis auf weiteres mit den „passenden“ Handlungen anderer Teilnehmer, die wir unserer Aufmerksamkeit mehr oder weniger penibel begleiten – und können den verbalen Geschehensstrang auf Rituale (*Hallo, Danke, Wiedersehen...*) beschränken.

Auch Goffman ist ein solcher „Sympraktiker“. Für ihn baut sich das Geschehen nicht ausschließlich an der Abfolge der

Gesprächsbeiträge auf, wir haben es vielmehr zu tun mit ratifizierbaren Reaktionen auf die geteilte Situation und die Anwesenheit für einander. Sie ist es, die bestimmte „Züge“ (*move*, wie Spielzug) sinnvoll und interpretierbar macht. Wenn ich atemlos an die Bushaltestelle komme und da steht nur ein ebenfalls atemloser zweiter, und ich frage:

Ist er schon weg?

dann verbalisiert diese Reaktion angemessen die geteilte Situation, auf die sie reagiert. Und wenn der andere antwortet:

Heute fährt gar keiner, es ist Sonntag.

Dann kann uns diese Reaktion als *account* dafür dienen, dass wir beide einer irrigen Annahme gefolgt sind.

Goffman äußert (2005:106) die Befürchtung, durch das verbale Transkript könnten relevante Züge der kommunikativen Sequenz überspielt und überdeckt werden. Das ist ohne Zweifel eine Gefahr. Aber seine eigenen Folgebeispiele zeigen noch etwas anderes: dass nämlich die Ebene der Versprachlichung immer zur Verfügung steht, um implizite (nicht explizit referenzierte) *features* der laufenden Situation zu explizieren und anschlussfähig zu machen.

Der sprachliche Strang des Geschehens steht uns in der *face-to-face*-Interaktion, was immer ihr Thema oder Problem sei, als „Leitebene“ des Geschehens zur Verfügung. Wir haben auf ihr die Wahl anzudeuten, Erklärungen zu fordern, explizit zu machen etc. – oder aber stillschweigend hinwegzugehen über Dinge, die uns (oder den anderen) vielleicht auffallen, irritieren, stören, erfreuen etc. Auf dieser sprachlichen „Leitebene“ konzentriert sich die (offizielle) Aufmerksamkeit. Gesagtes können wir kaum ignorieren, wenn es von jemandem stammt, mit dem wir uns in einer fokussierten Begegnung befinden. Gesichtsausdrücke und Gesten sehr wohl. Was nicht heißt, dass wir auf alles Gesagte „konditional relevant“ antworten müssten. Und was auch nicht heißt, dass alles, was nicht in die sprachliche Ebene

„eingefädelt“ würde, darum inexistent ist. Entwicklungspsychologen (wie Werner & Kaplan 1963: 67) würden wohl insistieren, dass alleine die Versprachlichung aus den uns laufend umgebenden „Aktionsdingen“ so etwas wie „Kontemplationsdinge“ macht, aus denen Folgerungen gezogen werden können. Allgemein gesehen erzeugt das Sprechen in der Interaktion einen „Führungswechsel“ (Gehlen 1974: 333).¹⁰ Demnach unterstützt letztlich auch Goffmans eigene, *gegen* die Dominanz der *rein* sprachlichen Verkettung gerichtete Argumentation, deren Ausnahme- und Sonderstellung. Um sein eigenes, durchaus subtilmarginale Beispiel zu zitieren: Die „textliche Wiedergabe“ eines Austausches:

A: Wissen Sie, wie spät es ist?

B: Ja, es ist viertel nach fünf.

so argumentiert er (Goffman 2005: 106f), könne man nach Lage des Skriptes sowohl so interpretieren, dass Bs *Ja* komplett redundant sei. Wäre es indessen begleitet von Bs demonstrativer Suche nach der Taschenuhr in seinem Jackett, dann könnte es als Signal dafür gelten, dass B eben nicht den Kontakt verweigert (und vielleicht nach seinem Revolver greift). Diese Argumentation ist zweifellos schlüssig. Sie belegt aber eben auch, dass versprachlicht werden muss, was als offiziell präsent gelten soll. Hierzu-lande hätte B vermutlich sein *Ja* begleitet mit einem Kommentar zu seiner nichtverbalen Wühlhandlung in der Jackentasche:

B: Ja, Augenblick..., es ist viertel nach fünf.

Was nur unterstreicht, dass Interaktionsteilnehmer grundsätzlich multimodal unterwegs sind und das sprachliche Geschehen ebenso konsequent mit dem nichtsprachlichen verbinden können wie umgekehrt. Was aber verbal expliziert ist, das gehört

¹⁰ Gehlen (1974) argumentiert an der genannten Stelle anthropologisch, dass die Systeme von Hand, Auge und Sprache einander beliebig wechselnd über- und untergeordnet werden können.

offiziell zur (geteilten) Welt. Und was bloß „wahrnehmbar“ ist, das kann ignoriert und als „abwesend“ behandelt werden. Hier geht es einzig und allein um die Feststellung, dass es eben die Unabhängigkeit der genuin sprachlichen Strukturbildung ist, die solche relationierenden Operationen überhaupt erst möglich macht. „Unvollständige“ Strukturen und Ganzheiten¹¹ sind die Regel, wo es um das Verhältnis des Geäußerten zu seinen Kontexten geht. In ihrer eigenen Ebene etablieren die sprachlichen Aktivitäten ganz eigene Schließungsfiguren und Schließungsbedürfnisse. Dass diese Schließungszwänge *nicht* identisch sind mit dem, was Grammatiken als „vollständigen Satz“ (oder „vollständige Phrase“ etc.) definieren, versteht sich. Was in den Umfeldern des Sprechens offen bleiben muss, das entwickelt im darstellungstechnischen Symbolfeld gleichwohl ganz eigene Schließungszwänge.

Systemtheoretisch (etwa im Sinne dessen, was Luhmann 1972 als „einfache Sozialsysteme“ bezeichnet, die sich qua „Anwesenheit füreinander“ und dann qua geteiltem Focus/Thema gegen ihre Umwelt absetzen) setzt das sprachliche Explizieren einen (intentional zurechenbaren) Zusatzimpuls in eine Interaktionsdynamik, die durch Erwartungserwartung getrieben ist. In dieser Rücksicht hängt alles davon ab, wie stringent die vorgängige Koordination ist. Das typische Lehrbuchbeispiel bilden zwei Eisenbahnfahrer, die sich zufällig im gleichen Abteil finden, und die Wahl haben, ob sie ein *focussed gathering* eröffnen oder ihre Ruhe haben wollen (wissend, dass sie einander sehen). Aber solche Settings verweisen ja geradezu penetrant auf eine Gesellschaftsordnung, in der sich ansonsten beziehungslose Individuen in funktionslosen Zusammenhängen begegnen. Die zufälligen Bewohner eines Eisenbahnabteils haben keine gemeinsamen Probleme zu lösen, außer eben dem Problem ihrer gegenseitigen Anwesenheit und Beziehung.

11 Klar: der Ausdruck „unvollständige Ganzheit“ wird jeden Sprachlogiker empören, als *account* für das gestaltpsychologische Axiom, dass jeder Teil einer organisierten Ganzheit diese repräsentieren kann, ist der Ausdruck völlig in Ordnung.

Funktional und evolutionär aufschlussreicher wären also Settings, in denen Handlungskoordination zwingend vorprogrammiert (und somit Sprechen subsidiär) ist. Heesch (1980: 261) notiert aus ethnolinguistischer Perspektive, dass in sympraktischer Kooperation (ebenso wie in institutionalisierten Zusammenhängen) direkte und unritualisierte sprachliche Steuerungen die Regel sind, solange das „Thema“ der Kooperation eben die gemeinsame praktische Aufgabe ist. In der sind die Beziehungen der Teilnehmer untereinander nicht problematisch. *Jetzt du hier und dann das da!* geht, solange wir in einer Kooperation begriffen sind, deren gemeinsames Ziel (*purpose*) für die Teilnehmer definiert ist. Sobald sich indessen die Teilnehmer *nur* in ihrer sozialen Beziehung gegenüberstehen und ihre Zwecke (*purpose*) aushandeln müssen, leben wir in einer anderen Welt.

Notorisch schlecht verstanden sind demnach die Dynamiken, durch welche sich das (zuerst sympraktische) Sprechen schärfer absetzt gegen die praktischen Handlungszusammenhänge, in die es steuernd eingreift. Es ist evident, dass jede, auch schon ganz elementare „Versprachlichung“ die Aufmerksamkeit der Teilnehmer vom nonverbalen Handlungsgeschehen abzieht und eben sprachlich bindet. Als symbolisches Verhalten ist das Sprechen indirekt und entlastet. Wer *nur* ein Gespräch führt, muss für die Zeit auf andere offizielle Handlungen verzichten – was nicht ausschließt, dass gleichzeitig auch anderes passiert, es muss aber verdeckt, rituell „ausgeklammert“, als nicht vorhanden behandelt werden etc. (vgl. die Arbeiten Erving Goffmans). Gewiss ist auch das Sprechen eine Form des Handelns, aber eben eine Form, die eigenständig werden und einen eigenen, handlungsentlasteten Raum für sich beanspruchen kann. *Interactional framework* und *conversational framework* sind keineswegs identisch, und es gibt Grund für die Annahme, dass den (hochgradig kulturellen) *conversational frameworks* ein (womöglich viel „biologischeres“) *interactional framework* zugrunde liegt, von dem das Sprechen zehrt (vgl. Levinson 2006). Entscheidend ist (so schon Heesch 1980), dass sich das Sprechen als *symbolische* Handlung eben nicht nur mit der direkten Interaktion verbinden, sondern eben auch gegen sie absetzen und sie „mit anderen Mitteln“ fortsetzen

kann. Dass man auch kleinen Kindern mit Gewinn erzählen und vorlesen kann, belegt jedenfalls, dass es keineswegs erst die Schrift ist, die das Sprechen (bzw. Verstehen!) aus den sympraktischen und interaktionalen Bindungen (er-)löst. Vielmehr beginnt die „Distanzierung“ und Verselbständigung des sprachlich Gemeinten bereits da, wo das Sprechen noch sympraktisch im Dienst der Handlung erfolgt. Und das Fortschreiten dieser Distanzierung ist zugleich der Beginn des sprachlichen „Eigensinns“.

So gesehen möchte man es geradezu als missverständlich bezeichnen, wenn auch das Sprechen als Handeln gefasst wird, denn (so auch Levinson 2006) die eigentlichen symbolischen Handlungen werden erst qua Deutung aus dem Gesprochenen inferiert – was wiederum das *interactional framework* involviert, das uns erlaubt, Intentionen auch „hinter“ dem sprachlichen Verhalten auszumachen. Relevant wird an dieser Übergangszone zwischen Sprechen und Handeln der Umstand, dass zwar auch das Sprechen eine (symbolische) Handlungsmodalität, eine Form des Handelns *ist*, dass es aber zugleich einen Raum voraussetzt (und aktiv definiert), der vom unmittelbaren Handlungsdruck *entlastet* ist (Gehlen 1974). *Neben* einem (thematisch wie auch immer vage) fokussierten Gespräch sind nur Aktivitäten möglich, die automatisch und ohne explizite Aufmerksamkeit koordiniert werden können. Levinsons (2006) „interaction engine“ ist darin tatsächlich eine Maschine, dass sie auch dann weiterläuft, wenn zu einem Thema *face-to-face* gesprochen wird. Fordert sie selbst Aufmerksamkeit, muss das thematische Gespräch unterbrochen, ausgesetzt werden. Auch das „reine“ Sprechen ist eine kooperative Praxis, aber gegenüber den sympraktischen Fusionsformen von direkter interaktiver Handlungskoordination und sprachlichen Zusatzsteuerungen imponiert es als „entmisch“ und handlungsentlastet. Und die Sinneinheiten, mit denen es operiert, haben sich gegenüber den fallweise wechselnden interpersonalen, interaktiven und sonstigen lokalen Umständen ein Stück weit verselbständigt, auf die Hinterbeine gestellt – was natürlich (200 Jahre nach Humboldt) nicht heißen soll, dass Sprachsymbole über eine identische Kopie im Kopfe jedes Sprachteilnehmers verfügen müssen. Die Gesprächsdy-

namik lebt davon, dass sie lediglich kompatibel im laufenden Zusammenhang der gesteuerten Aufmerksamkeit sind.

Linguisten sind so sozialisiert, dass sie die sprachliche Dynamik vom textuellen Ende her aufzurollen versuchen. An diesem Ende imponiert Sprache als ziemlich sortenreines Darstellungsgerät. Dass die Abhandlungen, aus denen der Sprachwissenschaftler abstrakte Struktur- und Ordnungsprinzipien extrahiert, eigentlich Handlungen sind, wird ihm nicht ohne weiteres einleuchten. In der „zerdehnten“ textuellen Kommunikation (Konrad Ehlich) finden wir prima facie keine Spuren der „interaction engine“. Auch für die Akte der Textrezeption scheint sie keine Rolle zu spielen. Der Leser interagiert bestenfalls mit dem *generalized other*, den er in sich trägt, wenn er ein Buch liest. Und der Schreiber, wenn er einen darstellenden Text aufzeichnet. Es versteht sich, dass auch ein hartgesottener Interaktionist die Tatsache nicht vom Tisch wischen kann, dass „am Ende“ der kompletten sprachlichen Sozialisation ein *cognitive tool* steht, das auch als reines Darstellungsgerät eingesetzt werden kann – ohne dabei freilich all die virtuellen Spuren abzustreifen, die dem interaktiven „Leben der Sprache“ entstammen.

[3] Kompositionalität und Übersummativität: ein Grablied auf das Fregeprinzip

Ob man sich die Äußerungen genuiner und primärer und interaktiver Mündlichkeit als „zusammengesetzt“ oder „zusammengebaut“ aus lexikalischen Wortsymbolen nach syntaktischen Regeln vorzustellen hat, ist durchaus strittig. Und zwar aus ganz unterschiedlichen Perspektiven. Der Kognitionspsychologe Scheerer (1993) gibt in seinem Vergleich zwischen „symbolischen“ und „subsymbologisch-konnektionistischen“ Modellen der Sprachbeherrschung zu bedenken, dass man sich die Idiomatik und Formelhaftigkeit kindlich-mündlich-sympraktischen Sprechens auch so vorstellen kann, dass es nicht in eine Abfolge lexikalischer Bedeutungsträger zerlegt (und auch nicht solchermaßen aufgebaut) werden kann. Vielmehr hätten wir es mit Situations-

formeln zu tun, die begrenzt variabel und holistisch anpassbar an „ähnliche“ Situationen seien. Während den Regelsystematikern idiomatische Figuren als „gefrorene“ Abweichungen von der Regelnormalität vorkommen, schlägt er die (ontogenetisch plausiblere) Alternative vor, die (immer begrenzte) Regelsystematik sei vielleicht besser zu verstehen als Ergebnis des „Auftauens“ idiomatisch-ganzheitlicher Formeln des Sprechens in analog-ähnlichen interaktiven Situationen. Primäre Mündlichkeit ließe sich mit solchen begrenzt variablen Formeln bewältigen. All das ist seither (in der Spracherwerbsforschung etwa durch die Arbeiten Michael Tomasellos) theoretisch expliziert und empirisch plausibilisiert worden. Das Stichwort dazu heißt „Konstruktionsgrammatik“ (und vielleicht noch „usage based“).

Die idiomatischen Formeln primärer Mündlichkeit sind möglicherweise weder summativ noch übersummativ, sondern schlicht „untersummativ“. Ihre Bestandteile lassen sich weder segmental noch semantisch auf einen echten Kompositionsprozess zurückführen. Erst die begrenzten Variationsmöglichkeiten suggerieren und ermöglichen eine differentielle Analyse. Und im Zuge dieser „praktischen“ Analyse etablieren sich paradigmatische slots, in die wechselnde Ausdrücke eingesetzt werden können. Und lexematische Sinneinheiten etablieren sich sukzessiv über diese slots von wechselnder Korngröße. Ob man lexikalische Einheiten als primitive Grundbausteine der syntaktischen Kombinatorik einführt oder aber als *slot-filler* in begrenzt variablen Konstruktionsformaten, macht einen Unterschied. Im ersten Falle sind sie konstante Bausteine, im zweiten sind sie variable Modifikatoren eines bereits aktivierten oder zu aktivierenden größeren Musters.

„All grammars leak“, so lautet ein viel zitierter Satz von Edward Sapir. Er hat viele bildliche Varianten. Bei Kaznelson (1974) ist analog die Rede davon, dass die Grammatik ein Eisberg sei, dessen größter Teil latent, unter der ausdrucksseitigen Oberfläche schlummert. Zweifellos gibt es noch weit mehr Zeugnisse für die Erkenntnis, dass die Beweglichkeit der kommunikativen Sinn-erzeugung nicht als Ergebnis explizierter (und explizierbarer) grammatischer Regeln verstanden werden kann. Der Satz:

Schön, Ihr Ohr zu haben!

ist nicht nur schon qua schriftlichem Transkript auf Verständlichkeit getrimmt (Komma, groß geschriebenes Anredepronomen etc.). Er ist auch sprachreflexiv verbindbar mit eingeführten (literarischen, figürlichen) Formulierungen des Typs:

Würden Sie mir Ihr Ohr leihen? etc.

Als Abschluss des einführenden Teils einer Rundfunksendung durch die Redakteurin (Hörbeleg WDR, 15.11.2019) bedeutet er unzweifelhaft so viel wie:

Ich danke Ihnen dafür, dass Sie mir zuhören.

Keine explizite Grammatik auf dieser Welt kann eine solche paraphrastische Äquivalenz herstellen oder begründen. Wir, als Sprecher, können es vollkommen problemlos. Lokale Paraphrasen, auch akzeptierte, benötigen durchaus keine „Wörtlichkeit“. Da gibt es eine Diskrepanz, die nicht wirklich theoretisch überbrückt ist. Klar, wir gehen immer davon aus, dass alles, was lokal und situiert gesagt wird, irgendwie „konditional relevant“ und sinnvoll sein muss, wiewohl es hier keine „erste Paarhälfte“ gibt. Goffman ist hier zweifellos präziser. Wenn „konditional relevant“ einen guten Sinn haben soll, dann in Bezug auf die geteilte Redesituation (und nicht unbedingt auf die erste Paarhälfte, den vorangegangenen Redebeitrag). Die Bedingung der konditionalen Relevanz scheint viel eher zu sein, dass Rezipienten vor der Aufgabe stehen, die manifeste und explizite Eigenordnung des Gesprochenen in einer (latenten) Ordnungsdimension der geteilten Situation so zu verankern, dass diese zugleich sprachlich manifestiert und artikuliert wird. Wir müssen also (um beim oben zitierten Beispiel zu bleiben) verstehen, dass die Äußerung das Verhältnis der Rundfunksprecherin zu ihrem Publikum zugleich rituell bestätigt und artikuliert. „Auffällig“ wird das isolierte Transkript dieser Äußerung aber eben just dadurch, dass es nicht auf den ersten Blick als „Überschrift“ für eine Standardsitu-

ation taugt. Und während wir bei den ontogenetischen Anfängen des Sprechens ganz selbstverständlich davon ausgehen, dass wir das Gesagte nicht aus sich selbst, sondern nur als Bestandteile einer viel umfassenderen Situation verstehen können,¹² imponiert uns am Ende die Sprache selbst als einzige Quelle für Sinn und Bedeutung des Gesagten. Es sind die kumulierten Ladungen von Konnotation und Reflexivität, von Schrift- und Textpraktiken, die diesen Eindruck hervorbringen, also die kumulierten Wirkungen der Sprachverwendung selbst. Und am Ende fallen uns dann nur noch Formulierungen auf, die sich nicht problemlos selbst kontextualisieren, mit typisierten (und mitgeführten) Situationsresten verbinden lassen.

Sprachtheoretische Doktrinen wie das sogenannte Fregeprinzip, wonach die Bedeutung zusammengesetzter Ausdrücke sich aus ihren Bestandteilen und den kategorialen, syntaktischen Regeln ihrer Verbindung gewissermaßen berechnen lasse, haben nur dann Sinn, wenn man natürliche Sprachen als in sich geschlossene Kalküle versteht (also im Blick auf Eigenschaften, denen „gut gemachte“ Fach- und Teilsprachen sich annähern können). Solche Doktrinen werden dann aber auch leicht tautologisch. Was sich solchermaßen berechnen lässt, ist eben der Teil des komplexen Äußerungssinnes, der sich auf die formalen Kalküleigenschaften des Codes zurückführen lässt. Alles, was durch das sprichwörtliche „Leck“ aller Grammatiken verloren geht (oder zum Unterwasserteil des Eisbergs gehört!), geht in die Rechnung nicht ein. Und dazu gehören sowohl code-interne Mechanismen der Bildung und Verfestigung von Sinneinheiten, die sich der schematischen Zerlegbarkeit und der semantischen „Verteilung“ auf kategoriale Muster entziehen, als auch die Gesamtheit der beweglichen Figur-Grund-Beziehbarkeiten, auf denen die sprachliche Eigenstruktur der Äußerung operiert. Wahr und richtig bleibt das Kompositionalitätsprinzip freilich immer in dem Sinne, dass wir gar nicht anders können, als den Sinn einer Äußerung aus deren linear angeordneten Bestand-

12 Um zu verstehen, was das Kind sagt, müssen wir sehen, was das Kind tut. So lautet ein klassisches Zitat aus der Erwerbsforschung.

teilen und den kategorialen und lexikalischen *cues* aufzubauen, denen unsere Aufmerksamkeit folgt. Aber in diesen Aufmerksamkeitsstrom gehen sie eben nicht mit fixen Werten ein, sondern gesättigt und eingefärbt durch ihre lokalen Beziehbarkeiten und ihre kumulierte Verwendungsgeschichte. Kompositional sind (und bleiben) die Verhältnisse insofern, als komplexe Sinneinheiten nach Regeln kodiert sein und werden müssen, die sich in der Rezeptionsdynamik spiegeln.

Polanyi (1958: 114) bringt die skizzierte Konstellation folgendermaßen auf den Punkt:

„Grammar“ is precisely the total of linguistic rules which can be observed by using a language *without* attending to the things referred to.

Wobei die „things referred to“ hier definitiv nicht im Sinne eines engen, positivistischen Referenzbegriffs zu nehmen sind, sondern durchaus im weiten Sinne, in dem auch Goffman (2005) den Ausdruck gebraucht: für die Gesamtheit der codeexternen Verankerungen des Sprechens in der Sozialwelt der Teilnehmer. Und in der hat das Dinglich-Gegenständliche durchaus keinen prinzipiell anderen Status als das, was institutionell für die Teilnehmer als „real“ gelten muss. Wenn ich (referierend) über das *Auto* vor meiner Tür spreche, dann teile ich mit den Zuhörern und Teilnehmern ebenso implizites Wissen über das, was an Praktiken, Inferenzen, Konsequenzen mit diesem Alltagskonzept verbunden ist, wie wenn ich mit meinen Linguistik-Kollegen über *Phoneme* spreche. Bestenfalls sind die einforderbaren Explikationspflichten bei den Linguistik-Kollegen strenger – aber auch das hängt vom Anlass und Setting der Unterhaltung ab.

Im Theater-Epilog, der seine *Rhetoric of Religion* abschließt, lässt Kenneth Burke (1970: 273ff) Gott (*The Lord*) und den Teufel (*Satan*) auftreten in einer imaginären „göttlichen“ Welt, in der alles Wissen gleichzeitig präsent und verfügbar ist. Es geht (worum sonst?) um die Möglichkeiten und Beschränktheiten der menschlichen Symboltiere (sie müssen alles linear, in der Zeit, entfalten), über die Gott sagt:

Just because they have a word for something, and a feeling for the contexts in which the use of that word seems proper, they'll assume that there really is something to which the word is referring. (Burke 1970: 283)

Das wäre, beinahe ein halbes Jahrhundert nach der sprach- und erkenntniskritischen Philosophie von Fritz Mauthner und seinen Zeitgenossen, kaum erwähnenswert, wenn der Theatergott nicht wenige Seiten später das Corollar hinzufügen würde, es handle sich bei dieser Überzeugung der menschlichen Symboltiere um ein genaues Pendant der positivistischen Überzeugung, Symbole, die nicht referierten, seien notwendig sinnlos. Diese Überzeugung sei nämlich nur möglich, „if you think of words as being relevant only when they are *about* something“ (Burke 1970: 288).

Was in der Zusammenschau dieser beiden „Sprachansichten“ erscheint, das ist die Geschäftsgrundlage dieses allumfassenden „Mediums“, in dem eben alles thematisiert, alles auseinandergenommen (und wieder zusammengesetzt) werden kann. Die Sprachkritik des Neopositivismus erklärt alles für sinnlosen und leeren Wortkram, was nicht in der vermeintlich primären und gegebenen „realen Außenwelt“ verankert ist und sich nachprüfbar auf sie bezieht. Für den Positivisten ist die „reale Außenwelt“ das einzig legitime „something“. Der naive Sprecher hingegen hält (mit deutlich mehr Recht!) alles für hinreichend real, worüber gesprochen werden kann. Und beide zusammen ratifizieren die Eigenlogik der Versprachlichung, die zugleich alles in sich hineinzieht und alles von sich abstößt. Sie schafft die Ordnungen, gegenüber denen sie sich dann reflexiv und parasitär verhält. Das Sprechen ist selbst dann, wenn es bloß Ausdruck und Appell ist und nicht zur eigentlichen Darstellung vordringt, immer „about something“, selbst wenn es „about nothing“ ist. Es kann gar nicht anders. Wer gegenüber Gesprochenem auf dieses selbst (und nicht auf das Gemeinte) achtet, der macht den gleichen Fehler wie jemand, der auf den Zeigefinger selbst schaut, anstatt der Richtung zu folgen, in die er weist. In seiner Eigenordnung verquickt das Sprechen Hinweise auf die Welt, *in* der gesprochen

wird, und Hinweise auf die Welt, *von* der gesprochen wird.¹³

Indem die von uns verwendeten und zusammengestellten Sprachzeichen immer „circumstantially founded“ (Kenneth Burke) sind, schleppen sie immer die kumulierten Umstände ihrer vergangenen Verwendung mit und importieren sie in die lineare Zusammenstellung der Sinngehalte. Prägnant und auffällig werden die daraus folgenden noetischen Effekte etwa, wenn man Ausdrücke mit unvereinbaren oder gegensätzlichen Wertungen und/oder Konzepten so koppelt, dass sie zusammen auf ein und dasselbe Gemeinte bezogen werden müssen: *freiwilliger Zwang, erlernte Unfähigkeit* (Veblens *trained incapacity*), *notwendige Freiheit, arme Reiche und reiche Arme* etc. In der Grammatik der Nominalgruppe würden solche Fügungen selbstverständlich ebenfalls rationalisiert als charakterisierende prädikative Metaphern etc., wenn z. B. Roman Jakobson wegen seiner unwahrscheinlichen Kompetenzen in Linguistik und Ästhetik/Poetik als *weißer Rabe* bezeichnet wird. Die gängige Erklärung würde lauten: Wir verstehen die *Prädikation* metaphorisch, weil sie beziehbar ist auf die Koinzidenz zweier ansonsten durchweg inkompatibler Fähigkeiten, die dem Referenten zugeschrieben werden. Als *Nomination* hingegen, so wäre zu resümieren, identifiziert der Ausdruck nichts Bestimmtes, weil die Farbe Schwarz intensional zur Bedeutung von *Rabe* gehört.

Offenkundig ist darüber hinaus aber, dass solche „inkongruenten“ Fügungen (*perspective by incongruity*, schreibt Burke) das Gemeinte problematisieren, es in ein gemischtes Licht tauchen. Im Spiel der mäandernden Bewegung der Aufmerksamkeit zwischen medialer Konzeptualisierung und „durchsichtiger“ Identifizierung gehören solche inkongruenten Charakterisierungen auf die Seite der „Störung“ (Jäger 2010). Als „Störung“ bezeichnet Jäger (2010) den kommunikativen Aggregatzustand, in dem der Eigenwert des Sprachzeichens als solcher sichtbar, thematisierbar und gegenüber dem Gemeinten (inferentiell) entwickelbar wird. Das rein identifizierende Sprachzeichen (*Er* für *Roman Jakobson*) steht dagegen für den Aggregatzustand der „Transpa-

13 Radikal auseinander treten diese beiden Welten im Erzählen.

renz“, in dem das Sprachzeichen durchsichtig, durchlässig und selbst „verschwindend“ ist. Es kann nicht abgesetzt werden gegen das fallweise Gemeinte (und nicht ausgefolgt). Vollständig wird dieses Bild aber erst, wenn man sich klarmacht, dass es zwischen Prädikation und Nomination einen dynamischen Nexus gibt, dergestalt dass zum identifizierenden (und durchsichtigen) Namen werden kann, was hinreichend oft zur konsensuellen Charakterisierung eines gemeinten Bezugs gesagt worden ist und infolgedessen zum *common ground* gehört. Den Mechanismus kann man sich veranschaulichen am Beispiel der Herausbildung von Quasi-Eigennamen innerhalb kleiner Kommunikationsgemeinschaften: Sie beginnen mit einer markanten Prädikation über Ort, Person etc., mittels derer wir das Gemeinte identifizieren. In meiner Urlaubs-*community* wurde vor Jahrzehnten ein bestimmter Badestrand dadurch identifiziert (d. h. von anderen möglichen unterschieden), dass dort eine belgische Familie anzutreffen war. Der Strand wurde zum *Belgierstrand* – und ist das in der vertrauten *community* bis heute geblieben, obwohl dort seit Jahrzehnten keine Belgier gesehen wurden. Die Identifikation des Gemeinten löst sich von den prädikativen Gehalten des Gesagten. Im Bereich des Nennens und Identifizierens gibt es ein Kontinuum zwischen einem prädikativen und einem indikativen Pol. Am indikativen Pol dominiert die „Transparenz“ der Zeichen, am prädikativen Pol kann geschlossen, problematisiert, inferiert etc. werden, weil die sprachlichen Eigengehalte selbst zur Diskussion stehen. Und die Linearität der Rede (und die Komposition der Äußerungen aus überwiegend indikativen und überwiegend prädikativen Elementen) erlaubt die grenzenlose Verknüpfung identifizierter Größen mit prädikativen Explikationen. Zur Dialektik der sprachlichen Darstellungstechnik gehört es zudem, dass auch die dominant prädikativen Sprachmittel durch ihren kontinuierlichen Gebrauch identifikatorische Kraft gewinnen: Sie identifizieren ihre eigenen Invarianzen – ganz ähnlich wie sich auch Eigennamen (und Quasi-Eigennamen) mit den typischen Eigenschaften des von ihnen Benannten aufladen (und damit wiederum prädikative Gehalte gewinnen) können.

Wenn es stimmt, dass wir sprechend nicht nur minimale Ausdrücke zusammensetzen, sondern im gleichen Zuge auch idiomatische Formeln „auftauen“ und variabilisieren, dann müssten wir zu Modellen unsere Zuflucht nehmen, die es vorsehen, dass enge Konstruktionen, die gewissermaßen durch die Anziehungskraft ihrer Bestandteile zusammengehalten werden, mit der Zeit ihren inneren Zusammenhang lockern und immer feinkörniger ausgebaut, modifiziert, kombiniert und in ihren Bestandteilen ersetzt werden können. Neben (oder vielleicht sogar über) dem kompositorischen Prinzip des Sprechens müssen wir demnach ein „dekompositorisches“ Prinzip annehmen, das es zunächst erlaubt, Positionen variabler Korngröße alternativ zu besetzen und damit den Sinn der Gesamtkonstruktion (zunächst in engen Grenzen) variabel zu machen. Was wir aus der Spracherwerbsforschung über „item-based-constructions“, „pivot“-Grammatiken und frühe syntaktische Variabilität wissen (vgl. Tomasello 2003: 94ff), deutet jedenfalls in diese Richtung. Und erst in diesem Kontext bilden sich die grammatisch-semantischen Beziehungsmuster heraus, die es erlauben, den sprachlich erzeugten Sinn gegen die aktuelle Sprechsituation abzusetzen – in dem Maße, in dem das Sprechen sich in die Lage versetzt, der Sprechsituation seine eigenen Filter, Steuergrößen und Konnotationen entgegenzusetzen.

- [4] Zur Dialektik von (narrativer und inferentieller) Verflüssigung und (noetischer und lexikalischer) Befestigung von Sinngehalten

In seiner Sprachphilosophie begründet Kenneth Burke (vor allem und explizit in der *Rhetoric of Religion*) den axiomatischen Gedanken, dass wir sprechend und argumentierend gar nicht anders können, als beständig das Verhältnis zwischen der narrativ-linearen bzw. inferentiellen *Entfaltung von Sinngehalten* und der zeitlos-wesentlichen Stillstellung und *Befestigung von*

Sinngehalten in Begriffen und Formeln zu prozessieren.¹⁴ Lexikalisch oder idiomatisch fixierte „Begriffe“ repräsentieren den (versuchsweise) zeitlos befestigten Sinngehalt – aber nicht nur sie. Auch die „Bedeutung“ einer Proposition imponiert uns als eine zeitlose, der Linearität ihrer Produktion enthobene Größe. *Die Katze sitzt auf der Matte* ist etwas, ein Sachverhalt, ein Tatbestand, der sich abhebt von anderen Tatbeständen – und gewissermaßen zeitlos ist. Davon zehrt die (bereits von Porzig 1930/1 [1962] erkannte) Möglichkeit, Satzinhalte deprädikativ zu nominalisieren. Burkes Argument ist: Jeder lexikalische oder propositionale Fixierungsversuch von Sinneinheiten ist ein Hebel für die „Umkehrung“ der Art und Weise, nach der wir unsere Erfahrungen prozessieren. Es ist dann die Erfahrung, die am (fixierten) Sinn gemessen wird. Alle „zeitlos“ gewordenen Sinngehalte bringen uns dazu, unsere Erfahrungen an ihnen zu messen, mit ihnen zu deuten und sie (für uns und andere) verständlich zu machen. Die religiöse Wendung, nach welcher die wirklichen Erfahrungen mit dem (heiligen, göttlichen, höchsten...) „Wort“ übereinstimmen müssen, ist da nur der Extremfall, an welchem auch die ganz alltäglichen Dinge gemessen werden müssen – und die „god terms“, die höchsten sprachlichen Prinzipien, mit denen wir sie verarbeiten.

In den dynamischen und flüssig-beweglichen Abläufen der Interaktion versorgt uns das Sprechen mit entwickelbaren Haltepunkten. Ganz offensichtlich organisiert und verstärkt der (zunächst subsidiäre) Strang des sprachlichen Geschehens die Erwartbarkeit der Folgehandlungen, der nichtsprachlichen wie der sprachlichen selbst. Jedes sympraktische Signal kanalisiert die Folgehandlung des Gegenübers – und/oder eine konditional relevante Äußerung des Gegenübers. Offensichtlich versorgt

14 Der Grundgedanke ist viel älter, man findet ihn in der Vor- und Frühgeschichte des Sprachdenkens als Wechselwirkung zwischen „Satz“ und „Wort“ bereits im 18. Jahrhundert: Jede Prädikation über einen Subjektausdruck kann zu dessen Bedeutung hinzugefügt werden und ist zugleich eine Explikation derselben, woraus folgt, dass Wort und Satz einen dynamisch verknüpften, aber einheitlichen Prozess bilden. Burke projiziert ihn erstmals auf die zeitliche Linearität des Sprechens.

uns die Systematik natürlicher Sprachen (bzw. deren interaktive Betätigung) gleichermaßen mit Ressourcen für die Verflüssigung und für die (relative) Befestigung semantischer bzw. noetischer Einheiten. Die (vielfach erwähnte, aber nicht wirklich erklärte) Fähigkeit geübter Sprecher und Hörer, zu antizipieren, wie begonnene Äußerungen „weitergehen“ und wie sie von anderen Teilnehmern fortgesetzt werden, beruht offenbar auf dieser Wechselwirkung zwischen Verfestigung und Verflüssigung von Sinn. Gesprächsanalytiker wundern sich oft über die temporal beinahe nahtlosen Anschlüsse von Folgebeiträgen, die den Eindruck erwecken, als liefe ein Gespräch quasi auf Schienen.

Die Mechanismen der Befestigung von Sinneinheiten können wir uns phänographisch erfahrbar machen, indem wir isolierte (aus dem Verkehr herausgenommene) Ausdrücke – bis hin zu Propositionen – als „Zentren möglicher Ausgiebigkeit“ durch ihre konventionalisierten Implikationen explizieren. Wir rekonstruieren Ausdrücke, indem wir ihren Platz im Netzwerk paradigmatischer Alternativen (und ihrer syntagmatischen Affinitäten) zu fixieren suchen. Dieser „Platz im Netzwerk paradigmatischer Alternativen“ ist jedoch keine fixe sprachsystemische Größe (wie man in der Tradition de Saussures denken könnte). An einem fachsprachlichen Beispiel: In einem linguistischen Text wechselt der Ausdruck *System* womöglich mit *Gebrauch*, in einem soziologischen Text wechselt er vielleicht mit *Umwelt*. In Fachtexten haben wir es (dem Anspruch nach) mit definierten Termini zu tun, im Alltag bestimmen wechselnde und vielfältige lokale Beziehbarkeiten über verfügbare paradigmatische Alternativen. Bildlich gesprochen (und es ist kein Zufall, dass man in diesen Dingen immer in bildliche Sprache „zurückfällt“): Wenn wir einen Ausdruck extrakommunikativ fixieren, dann suchen wir seine invarianten Bestandteile. Wenn wir denselben Ausdruck im Redezusammenhang verarbeiten, dann immer als Element und Bestandteil eines „Akkords“ und einer „Melodie“. Und in beiden Dimensionen ist das Wort jeweils Element einer analogisch transponierbaren Gestalt – und zugleich Element eines einmaligen Komplexes lokaler Bündigkeiten.

Asymptotisch geht das Verfahren natürlicher Sprachen auf einen Zustand, in dem all diese lokalen, situativen konnotativen Momente in der Transkriptivität der „Satzbedeutung“ zugleich verschwinden und als deren kodierte, fallweise einlösbare Eigenschaften erscheinen – und zwar sowohl für die Explikationspraktiken der Sprachwissenschaftler wie auch für die Vergewisserungspraktiken der Sprachbenutzer.

[5] Programmatische Folgerungen

Wie schon zu Beginn von Abschnitt [2] angedeutet, sind die programmatischen Konsequenzen dieser Überlegungen wenig spektakulär. Zur Erkundung der noetischen Ausdifferenzierung einzelsprachlicher Schemata und Konstruktionen muss man erheben, welche noetischen Einheiten und Differenzierungen von ein und derselben (kategorialen, lexikalisierten) Konstruktion überspannt werden – und welche *cues* dafür entscheidend sind, welche noetische Lesart einspringt, ganz ähnlich, wie es Koschmieder (1965) oder Kaznelson (1974) empfehlen. Das Gegenstück zu diesem Zugriff „von außen nach innen“, von der ausdrucksseitig manifesten zur latenten Grammatik, von den Schemata zu den Regeln für die „Zusammenstellung der Sinngehalte“, ist die phänographische Ermittlung der Kategorien des Gemeinten selbst. Ihr praktischer Maßstab ist die (gelungene) Übersetzung, und die Grenzen der Übersetzbarkeit sind auch ihre Grenzen. Und während in der Übersetzungswissenschaft das einschlägige Problem auf der Ebene der (relativen) „Äquivalenz“ zweier verschiedensprachiger Formulierungen behandelt wird, besteht die noetische Aufgabe darin, Formate des Gemeinten zu definieren, die solchermaßen als äquivalent behandelt werden können.

In der Tradition der Ethnomethodologie zählt die Trias von Indexikalität, Reflexivität und *accountability* beim Sprechen (Garfinkel 1967). Die sprachliche Interaktion gilt als Sonderfall kooperativen Handelns, geteilte Bestände müssen stets lokal (neu) erzeugt werden und dürfen nicht als (relativ) gegeben

behandelt werden (wie in der fachlichen Kooperationspraxis der Linguisten). Aus dieser Perspektive verschwimmen aber die (doch recht handfesten) Differenzen zwischen der basalen „Interaktionsmaschinerie“ (Levinson 2006) und der Sphäre des sprachlich-symbolischen Handelns. Das Sprechen nämlich löst sich von vornherein aus den Dynamiken der Handlungscoordination (und etabliert seine eigenen). Die (symbolischen) Werkzeuge des Sprechens sind immer „bei der Hand“ (Gehlen). Schon das unterscheidet sie nachhaltig von den einmaligen Gegebenheiten der laufenden Interaktion und schafft gegenüber diesen Distanz und Eigenständigkeit. Werner & Kaplan (1963: 44f; vgl. auch Heesch 1980: 263) lokalisieren die Genese sprachlicher Zeichen in einem mehrfachen Distanzierungsprozess:

[a] Die mittels sprachlicher Kategorisierung aufgebauten kognitiven Schemata distanzieren die Gegenstände und Sachverhalte der Außenwelt gegenüber dem Sprecher; von Aktionsdingen werden sie zu „Exemplifizierungen“ erworbener Schemata.

[b] Das laufende Handeln samt seiner fassbaren Bezüge geht in seinem Management zunehmend über auf die sprachliche Regulationsebene und wird indirekt; man erreicht sprechend die Gegebenheiten auch ohne sensomotorischen Kontakt.

[c] Das symbolische Vehikel löst und trennt sich von seinen fallweisen Referenzbezügen und vertritt diese.

[d] Die Verselbständigung des Sprechens lockert den fallweisen Kontakt zum Hörer und zur geteilten Situation und autonomisiert die Produktion von Sinngehalten. Die sprachlichen Ausdrücke und Konstruktionen adressieren tendenziell nicht mehr direkt einen kopräsenten Hörer, sie bewegen sich in Richtung Verständlichkeit auch für einen distanzierten generalisierten anderen.

Was oben (Abschnitt [2]) über die ontogenetisch frühe Möglichkeit des Erzählens und Vorlesens notiert wurde, deutet jedenfalls

auch darauf hin, dass die uferlose Indexikalität des Sprechens (im geteilten lokalen Orientierungsraum) von einer Gegentendenz auf relative Befestigung und Verselbständigung sprachlich formulierter Sinngehalte in Schach gehalten und relativiert wird. Über diese Dynamik wissen wir vergleichsweise wenig. Offenbar lernen wir in der relativen Verselbständigung des Sprechens als symbolischer Aktivität rasch, von lokalen Bündigkeiten in der geteilten Aufmerksamkeit umzustellen auf suspendierte Bündigkeiten und „Sinnerfüllung“ in der Wechselwirkung mit den anderen Symbolen der Redekette. Das Symbolfeld ist eine Art organisierter „Umleitung“ für die Indexikalität des Sprechens. Der (bei Werner & Kaplan 1963 ansatzweise durchgeführte) Gedanke der multiplen sprachlich-symbolischen „Distanzierung“ der Teilnehmer gegenüber dem laufenden Interaktionsgeschehen scheint mir heuristisch (für die Spracherwerbsforschung) sehr fruchtbar zu sein. Sprechend handeln wir nicht nur, wir schieben auch die unmittelbar präsenten und relevanten Bezüge in eine Distanz, aus der heraus sie symbolisch perspektiviert und beleuchtet werden können.

Um abschließend noch einmal darauf zurückzukommen: Das prägnanteste Symptom dieser multiplen Distanzierung dürfte das (kollektive) kindliche Symbol- und Fiktionsspiel sein, bei dem die Teilnehmer und die lokal verfügbaren Gegenstandsbezüge explizit nicht als das auftreten, was sie sind, sondern als das, wofür sie zuvor (sprachlich) erklärt worden sind. Im gleichen Sinne verwandelt das Symbol- und Fiktionsspiel die Handlungen, die in das Spiel eingehen von „Ausführungshandlungen“ zu „Aufführungshandlungen“. Sie sind aufgeschobene Nachahmungen (im Sinne der klassischen Darstellung bei Piaget 1959 [1975 deutsch]) des Verhaltens, das sie zugleich in gestalthaften Umrissen darstellen. Augenfällig ist das Symbol- und Fiktionsspiel eine Aktivitätsform, in der das Sprechen die Macht über die lokalen Gegebenheiten erlangt hat (statt der gewöhnlich unterstellten umgekehrten Dominanz). Was voraussetzt, dass wir gelernt haben, die Alltagswelt zeitweise einzuklammern, sie uns vom Leibe zu halten, den Gegebenheiten der Situation Bedeutungen zu erteilen, die ihnen „eigentlich“ nicht zukommen. Dass

der zeitliche Schwerpunkt dieser Aktivitätsform in den letzten Vorschuljahren liegt, belegt jedenfalls, dass *diese* Distanzierung nicht schriftinduziert ist.

Modellbildend kann das Symbol- und Fiktionsspiel auch darin sein, dass es eine klare und saubere Trennung zwischen „Referenz“ (= *Adressieren* lokal verfügbarer Bezüge) und prädikativer „Konzeptualisierung“ (= *Charakterisierung* eines identifizierten Bezugs) implizit voraussetzt und explizit etabliert im Format der Instruktionsdialoge, in denen Spielwerte erteilt und festgelegt werden:

Also du wärst die Mutter und das wär unser Baby...

In diesem Format wird *interaktiv* expliziert, was dann *textuell* zur Dynamik progressiver inferentieller Entwicklung eines Gedankens taugt: das Wechselspiel von Identifikation und Charakterisierung. Es versteht sich, dass die Instruktionsäußerungen im Symbol- und Fiktionsspiel nicht an den „wirklichen Dingen und Verhältnissen“ überprüft werden können, sie müssen konsensual ratifiziert und in „entsprechende“ Handlungen umgesetzt werden, damit die Interaktion weiterlaufen kann. Man darf sich also auch getrost fragen, ob das Format solcher Äußerungen als „propositional“ anzusehen ist.

Dass uns lexikalische und idiomatische Nenneinheiten als relativ feste Sinngrößen imponieren, liegt auch daran, dass wir sie aus diesem Wechselspiel herausnehmen und „extrakommunikativ“ perspektivieren können. Was sie dann zu sein scheinen, verdanken sie aber jenem Wechselspiel, in das die erneute Verwendung sie dann wieder eintaucht.

Zur Definition des (insgesamt doch ziemlich windigen) Ausdrucks „Noetik“ scheint es unerlässlich, den Blick in der Syntax auf wiederverwendbare Formate der Ausdrucksverkettung zu richten, die sich qua Figur als Meinbares verfestigen und als Modell für analogische Neubildungen dienen können. Zu tun haben wir es mit einer Ebene der „Vergegenständlichung“ von Sinn, die zugleich einen Ausblick auf die Aktseite der fallweisen Verwendung und einen Ausblick auf die Systemseite der (einzel-

sprachlichen) Mittel eröffnet – und die im spontanen Sprecherbewusstsein für ein umgrenzbares Gemeintes steht.

Literatur

- Bischof, Norbert (2012): *Moral. Ihre Natur, ihre Dynamik und ihr Schatten*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- Bühler, Karl (1927): *Die Krise der Psychologie*. Jena: Fischer.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.
- Burke, Kenneth (1966): *Language as Symbolic Action. Essays on Life, Literature, and Method*. Berkeley, L.A.: Univ. of California Press.
- Burke, Kenneth (1970): *The Rhetoric of Religion. Studies in Logology*. Berkeley: University of California Press.
- Feilke, Helmuth (1994): *Common-sense-Kompetenz. Überlegungen zu einer Theorie des ‚sympathischen‘ und ‚natürlichen‘ Meinens und Verstehens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Feilke, Helmuth (1996): *Sprache als soziale Gestalt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Freyer, Hans (1923): *Theorie des objektiven Geistes*. Stuttgart: Teubner (Nachdruck Wiss. Buchgesellschaft 1973).
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, N. J.: Prentice Hall.
- Gehlen, Arnold (1974): *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. 10. Aufl. Frankfurt/M.: Athenaion.
- Gerber, Gustav (1871): *Die Sprache als Kunst*. Erster Teil. Bromberg: Mittlersche Buchhandlung.
- Goffman, Erving (2005): *Rede-Weisen. Formen der Kommunikation in sozialen Situationen*. Konstanz: UVK.
- Goodwin, Charles (2018): *Co-operative Action*. New York, Cambridge: Cambridge UP.
- Heeschen, Volker (1980): „Theorie des sprachlichen Handelns“. In: *Lexikon der germanistischen Linguistik*. Hg. von Althaus, Hans Peter, Henne, Helmut & Wiegand, Herbert Ernst. 2. Aufl. Tübingen: Niemeyer. S. 259–267.

- Jäger, Ludwig (2010): „Intermedialität – Intramedialität – Transkriptivität. Überlegungen zu einigen Prinzipien der kulturellen Semiosis“. In: Deppermann, Arnulf & Linke, Angelika (Hrsg.): *Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton*. Berlin: De Gruyter. S. 301–323.
- Kaznelson, Solomon D. (1974): *Sprachtypologie und Sprachdenken*. München: Hueber.
- Koschmieder, Erwin (1965): *Beiträge zur allgemeinen Syntax*. Heidelberg: Winter.
- Levinson, Stephen C. (2006): „On the Human ‚Interaction Engine‘“. In: Enfield, N.; Levinson, Stephen.C. (ed.): *Roots of Human Sociality. Culture, cognition and human interaction*. Oxford: Berg Publishers. S. 39–69.
- Luhmann, Niklas (1972): „Einfache Sozialsysteme“. In: *Zeitschrift für Soziologie* 1. S. 51–65.
- Maas, Utz (1985): „Konnotation“. In: Januschek, Franz (Hg.): *Politische Sprachwissenschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 23–70.
- Maas, Utz, Hrsg. (2010): *Orat und Literat. Grundbegriffe der Analyse gesprochener und geschriebener Sprache*. Graz: Institut für Sprachwissenschaft (= Grazer Linguistische Studien, Nr. 73).
- Moser, Hugo, Hg. (1962): *Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Pavlov, Vladimir (2009): *Deutsche Wortbildung im Spannungsfeld zwischen Lexikon und Syntax*. Frankfurt/M.: Lang.
- Piaget, Jean (1975): *Nachahmung, Spiel und Traum. Die Entwicklung der Symbolfunktion beim Kinde*. Stuttgart: Klett (zuerst französisch 1969).
- Polanyi, Michael (1958): *Personal Knowledge*. London, New York: Routledge.
- Porzig, Walter (1930): „Die Leistungen der Abstrakta in der Sprache“. In: *Blätter für deutsche Philosophie* 4. S. 66–77. (wieder abgedruckt in: Moser 1962: 255–268).
- Sapir, Edward (1929): „The Status of Linguistics as a Science“. In: *Language* 5. S. 207–214.
- Sapir, Edward (1970): *Culture, Language, and Personality. Selected Essays*. Ed. David G. Mandelbaum. Berkeley: University of California Press.
- Saussure, Ferdinand de (1967): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. 2. Aufl. Berlin: De Gruyter.
- Scheerer, Eckart (1993): *Neue Wege in der Kognitionsforschung* (Berichte aus dem Oldenburger Institut für Kognitionsforschung, Nr. 13).

- Schüttpelz, Erhard (1996): *Figuren der Rede. Zur Theorie der rhetorischen Figur*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Silverstein, Michael (1979): „Language Structure and Linguistic Ideology“. In: Clyne, P. et al. (eds.): *The Elements: A parasession on linguistic units and levels*. Chicago: Chicago Linguistic Society. S. 193–247.
- Silverstein, Michael (2012): „Does the Autonomy of Linguistics Rest on the Autonomy of Syntax?“. In: *Pragmaticizing Understanding: Studies for Jef Verschuren*. Amsterdam: Benjamins. S. 15–38.
- Tomasello, Michael (2003): *Constructing a Language. A Usage-based Theory of Language Acquisition*. Cambridge, Mass.: Harvard UP.
- Wegener Philipp (1885): *Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens*. Halle a. S.: Niemeyer (Neuausgabe mit einer Einleitung von Clemens Knobloch: Amsterdam, Philadelphia: Benjamins 1991.
- Werner, Heinz & Kaplan, Bernard (1963): *Symbol Formation*. New York: Wiley & Sons.

| Kapitel 6

Notizen zum linguistischen Feldbegriff und zum Thema „Feldwechsel“

[1] Zunächst denkt man beim Terminus „Feld“ in der Linguistik an die lexikalische und grammatische Paradigmatik. Vor allem als „Wortfeld“-Semantik ist ein Ansatz bekannt, der paradigmatische Alternativen im lexikalischen Bereich nach ihrer gegenseitigen Ein- und Ausschließungs- bzw. Begrenzungsdynamik behandelt. Als Pionier auf diesem Gebiet gilt Jost Trier, aber ähnliche Analysen von „Wortfeldern“ (Farbbezeichnungen, Gewässer, Bezeichnungen für das Lebensende etc.) findet man auch schon bei Grammatiken des 19. Jahrhunderts, wie Coseriu (1979: 149–160) gezeigt hat.

Vor diesem Hintergrund werden gelegentlich auch grammatische Paradigmatisierungsprozesse mit Feldterminologie behandelt. Hier geht es um Reduktion gewöhnlich offenerer lexikalischer Alternativen auf wenige automatisierbare (und ausdrucksseitig verkürzte, unselbständig werdende etc.) Alternativen. Aber Vorsicht, hier lauern Unklarheiten. Im prozessualen Sinne ist nur paradigmatisiert, was an einer bestimmten Position der Redekette alternieren kann (*vor der Tür / vor die Tür*). Die substantivischen Kasus, meist als Muster eines „Paradigmas“ genommen, bilden außer im umrissenen kleinen Bereich der lokal und direktional verwendbaren Präpositionen gerade kein prozessuales Paradigma: An jeder bestimmten Stelle in der Redekette ist in der Regel nur ein Kasus möglich. Gleichwohl kann man gut vertreten, dass etwa paradigmatisierte deiktische Ausdrücke (LOC: *hier – da – dort*, TEMP: *jetzt – gleich – bald –*

damals etc.) jeweils ein Feld bilden, das durch die Opposition der verfügbaren Formen grundiert und strukturiert wird (vgl. Hanks 2005: 192).

Eine dritte terminologische Tradition, die den Feldbegriff verwendet, ist die von Vladimir Admoni. Der spricht vom „Feldstrukturprinzip der Grammatik“ und meint damit die Zentrum-Peripherie-Architektonik der grammatischen Kategorien und vor allem der grammatischen Konstruktionen, deren Ränder sich überlappen: Syntax und Lexikon (etwa im Bereich Komposita vs. Nennsyntagmen), Substantiv und Adjektiv etc. Nach diesem Verständnis (vgl. auch Pavlov 2009) sind Kategorien und Konstruktionen semantisch weich und vage, sie haben einen Kernbereich und Ränder, an denen sie die darstellungstechnischen Werte der entgegengesetzten Kategorien und Konstruktionen annehmen. So sind Determinativkomposita im Deutschen prototypisch lexikalisch typisierend (*Haustür, Esstisch, Rotkohl*), aber eben auch oft im Gegenteil ohne die Stützen des textuellen Umfeldes, dessen Informationen sie verdichten, uninterpretierbar (*Kollateralschafe, Vermummungsparteitag*). Die Literatur spricht dann von Ad-Hoc-Komposita, Augenblickskomposita, Textkomposita.

Aber eingemischt in den (mehr oder minder) terminologischen Gebrauch von Feld ist ebenfalls eine weitere, psychologische Komponente, die in Komposita wie Wahrnehmungsfeld, Handlungsfeld erscheint. Sie steht für die Gesamtheit von jeweils im Handeln und in der Wahrnehmung an einer gegebenen Stelle verknüpften Optionen und Möglichkeiten. Auch sie ist für die Analyse des sprachlichen Feldwechsels relevant. Für deiktische Ausdrücke z. B. darin, dass Ausdrücke wie *da, hier, so, dies, sein* etc., wenn sie in einem typischen schriftlichen Text vorkommen, nur in dessen *universe of discourse* bündig werden können, während die gleichen Ausdrücke in fokussierter face-to-face-Interaktion im geteilten Wahrnehmungsraum der Teilnehmer bündig werden können (nicht müssen!).

In einem Feld gibt es Positionen, Ressourcen, Handlungsoptionen und Grenzen zu anderen Feldern, die bestimmt werden müssen und überschritten werden können.

[2] Von Bühler (1934) heißt es gewöhnlich, er habe ein „Zweifelder-Modell“ der Sprache, bestehend aus Zeigfeld und Symbolfeld, propagiert (vgl. hierzu Kapitel 4). Dabei handelt das Symbolfeld von den im weitesten Sinne grammatischen Techniken der Beziehung von Symbolen aufeinander, von der Zusammenstellung der Sinngehalte in der Redekette. Grammatische Zeichen teilt Bühler ein in die beiden Klassen „Feldzeichen“ und „formalisierte Symbolwerte“. Auch wenn diese Opposition nicht immer klar durchgehalten ist: Man erkennt, dass Bühler (1934) mit den Feldzeichen das fassen wollte, was semiotisch mit der Spezifizierung von *Relationen in der Redeverkettung* zu tun hat (Kasuszeichen, Adpositionen, Konjunktionen etc.). Mit den formalisierten Symbolwerten bezieht er sich auf grammatische Elemente *ohne unmittelbar relationale Relevanz* (Derivationsaffixe, Tempus, Determiniertheit etc.). Man kann durchaus bezweifeln, ob diese Opposition immer sachhaltig und heuristisch fruchtbar ist, gibt es doch in einem strikt linearen Medium wie der Sprache (qua Redekette) so gut wie nichts, was ganz ohne relationale Eigenschaften denkbar wäre. Jede Entscheidung über eine Form an einer Stelle der Redekette hat Folgen für spätere Entscheidungen. Grammatische Kategorien sind kategorial (und lexikalisch!) geformte Relationalität (vgl. Sandmann 1940), selbst die *Abwesenheit* spezifischer Relationalität (bei typischen Substantiven, Eigennamen) hat relationale Konsequenzen (substantivische Kasus, Adpositionen, mittels derer substantivische Lexeme in bestimmte Relationen eingefädelt werden). Wie zentral (kategorial fixierte oder fallweise durch Relatoren, Konstellationen etc. hergestellt) Relationalität für alle Formate in der Redekette wirklich ist, fällt erst bei den Zeichen auf, die wirklich *nicht* über sie verfügen: *Summons* wie *Hallo! Hey! Pardon*, Interjektionen wie *Aua, igitt, pfui, ätsch*, Elemente wie *ja/nein*.

Selbst diese Elemente ohne eigene Symbolfeldrelationalität wie die Antworten auf Entscheidungsfragen (*Ja, nein, doch*) sind selbstverständlich darin relational, dass sie auf die Fragen verweisen, die sie beantworten. *Ja* und *doch* führen relational ein „zweites Leben“ als Gesprächs- oder Modalpartikel. So dass für Bühlers Feldzeichen eine Analyse bleibt, die darauf baut, dass

das Stiften von Relationen zwischen *anderen* Elementen der Redekette ihre Hauptaufgabe sei. Dann müssen freilich auch die Verben unter die Feldzeichen gerechnet werden, die „hauptberuflich“ Verbindungen zwischen ihren Argumenten stiften (wie Sandmann 1940 ebenso wusste, wie vor ihm die Tradition, die Adpositionen als „kleine Verben“ zu analysieren pflegte). Und auch die Adjektive und Adverbien, die als hauptberufliche Modifikatoren kategorial auf eine modifizierte Größe verweisen (vgl. weiter unten).

Theoretisch folgt daraus die Frage, ob es (geordnete) Beziehungen gibt zwischen den Sprachzeichen und den „Umfeldern des Sprechens“ einerseits und der spezifischen, kategorial ausgeprägten Symbolfeldrelationalität in der Redekette andererseits.

Das Zeigfeld ist kalibriert durch den gemeinsamen Wahrnehmungs- und Orientierungsraum von Sprecher und Hörer und deutet Zeichen als Mittler zwischen der Sprecherorigo und den Gegebenheiten des Wahrnehmungsraumes. So wird es gewöhnlich dargestellt, aber den Tatsachen des Sprechens wird es eher gerecht, wenn man den Raum, in dem Zeigzeichen bündig werden können, als den Raum der aktuellen Koorientierung zwischen Sprecher und Hörer versteht – und der ist kognitiv und umfasst aktuelle und aktualisierbare geteilte Bestände, nicht bloß das Wahrnehmungsfeld im engen Sinne. Insbesondere umfasst er auch den bereits durch das (bisherige) Sprechen lokal aktivierten Orientierungsraum und die in ihm aktivierbaren Bezüge. Es geht offenbar um das „mentale“ Bezugssystem, das die bereits sprachlich (oder aktional) koordinierten Teilnehmer der Kommunikation zu einem gegebenen Zeitpunkt (also strikt lokal) teilen. *Common Ground* ist ein Ausdruck, der das zu fassen sucht (der aber sehr unterschiedlich verwendet und verstanden wird).

Kommen wir zu den Sprachmitteln, die dem Zeigfeld zugeordnet werden. Allerdings ist auch hier (ähnlich wie in den Angelegenheiten des Symbolfeldes) gegen den linguistischen Brauch ein verdoppeltes Bezugssystem anzusetzen: Einmal gibt es die traditionell als „deiktisch“ bezeichneten Sprachmittel, deren „Wasbestimmtheit“ (Bühler 1934) stark reduziert bzw. auf kleine Paradigmen verkürzt (aber keineswegs ganz verschwunden!) ist:

der/das = personal/sachlich, *hier/da* = sprechernauf/sprecherfern etc. Zudem ist ja auch bereits die Dimension „Sprechrollen“ oder „Lokalisierung“ ein Stück Wasbestimmtheit. Auf der anderen Seite hat das Sprechen insgesamt ein „indexikalisches“ Verhältnis zu den noetischen Gegenständen, auf die es sich bezieht. Und das gilt eben auch für wasbestimmte Ausdrücke. Die Tatsache, dass Phrasen, Satzglieder meist aus deiktischen und wasbestimmten Ausdrücken montiert sind, deutet auch darstellungstechnisch in diese Richtung. Terminologisch weist der Ausdruck „Indexikalität“ zurück auf die Denktraditionen der (Sozial-)Phänomenologie, auf Husserl, Schütz und Mannheim, und man könnte „Deixis“ reservieren für die Ausdrücke mit ausgeprägter Origoabhängigkeit in der Referenzialisierung (*Wir treffen uns gleich hier!*), so dass „Indexikalität“ frei würde für den Gebrauch, den viele Gesprächsanalytiker in der ethnomethodologischen Alfred-Schütz-Tradition von dem Ausdruck machen – wenn der Ausdruck nicht eben auch exklusiv für die Klasse der Deiktika in Gebrauch wäre.

[3] Neben dieser Zwei-Felder-Terminologie gibt es aber bei Bühler (1934) auch noch eine zweite, die auf die Feldbeziehungen von Zeichen in der Kommunikation verweist. Sie besteht aus den Adjektiven sympraktisch, symphysisch und synsemantisch und behauptet, dass Zeichen in der geteilten Praxis, Tätigkeit (Pragmatik) bündig werden können, in den Ortsbeziehungen, wenn sie (symphysisch) an bestimmten Gegenständen „angeheftet“ sind, oder in ihren Beziehungen zu anderen Zeichen, durch ihre linearen und sonstigen Verbindbarkeiten in der Redekette.

Das Problem ist m. E. die Suggestion eines entweder – oder. Tatsächlich lässt sich leicht zeigen, dass etwa symphysisch angeheftete Schriftzeichen (*Feuerwehruzufahrt*) ziemlich automatisch auch in laufende Handlungen des Rezipienten eingestellt, auf sie bezogen werden. Wie die *Feuerwehruzufahrt* „praktisch“ bündig wird, indem sie den Autofahrer davon abhält, an der so markierten Stelle seinen Wagen zu parken, so gibt es symphysisch angeheftete Namen (*Villa Margarete* an einem Wohnhaus),

symphysisch-deiktisch-pragmatische Kopplungen (*Hier könnte Ihre Anzeige* stehen an einer Plakatwand) – und somit einen ausgeprägten multiplen Feldopportunismus des Sprechens und der Sprachzeichen. Rezipienten benötigen die dauerhafte Bereitschaft, Sprachliches in lokal verfügbare Beziehbarkeiten und Bündigkeiten einzustellen.

Auch ist es linguistischer Einführungsstoff, dass kanonische Zeigwörter wie *hier, jetzt, da, dort, du, er* durchaus nicht nur Zeigwörter, sondern daneben auch kategorial geordnete Einheiten des Symbolfeldes (Adverbien, NPs) und mit diesem konnotativ vernetzt sind. *Hier, jetzt* gelten sogar als typische Adverbien, sie haben alle dazu gehörigen Feldeigenschaften. Und bei den ebenfalls deiktischen oder phorischen Pronomina unterscheiden wir ganz selbstverständlich zwischen „substantivischen“ und „adjektivischen“, was ja ebenfalls den Umstand unterstreicht, dass auch Zeigwörter vollgültige Mitglieder des Symbolfeldes sind. Neben den bekannten Ab- und Umbauten ihrer Symbol- und Relationsbedeutungen (Lehmann 1995) im Zuge der Grammatikalisierung, können (viele? manche? alle?) Sprachzeichen offenbar weitgehend problemlos in mehreren verschiedenen Bezugssystemen funktionieren, ohne dass dabei Deutungsschwierigkeiten auftreten. Jedes Symbol hat Feldeigenschaften, aber umgekehrt kann auch eine im Redeablauf vordefinierte Feldposition Eigenschaften zuteilen, die ein Symbol für sich genommen nicht hat.

Es ist völlig alltäglich, dass auch bei Nennwörtern situative Bündigkeit in der Rede vorkommt: *Gehen Sie an die Tafel* (im Hörsaal); *Gib mir bitte das Salz* (am Frühstückstisch) etc. Eine der Funktionen des bestimmten Artikels ist die Anzeige der eindeutigen Verfügbarkeit eines Referenten.

Es ist ebenso alltäglich, dass sprachliche Symbolfelder über diverse Möglichkeiten verfügen, den Zeigfeldbezug von Deiktika „aufzuheben“, sei es durch phrasale Substantivierung in den Nennbereich hinein (*das Hier, das Jetzt, das Ich, das Heute*), sei es durch morphologische Derivation, sei es durch Platzierung von Deiktika in nennrelevanten *slots* (wie dem des Bestimmungswortes: *das Ahaerlebnis, die Jetztzeit, das Wirgefüh*l etc.). Nur selten notiert wird die Tatsache, dass z. B. Personennamen wie

Peter, Fritz sowie einige relationale Bezeichnungen von Sozialbeziehungen (*Chef, Kollege, Kumpel...*) als *summons* zur pragmatischen Kontaktaufnahme benutzt werden können. Mit dem bestimmten Artikel freilich werden sie zu reinen Nenn- und Symbolfeldgrößen.

Parallelen zu diesen Formen des „Indexikalitätsmanagements“ in den Umfeldern des Sprechens bieten auch die unterschiedlichen Formen der Adjektive. Außerhalb der Verkettungen des Symbolfeldes dienen viele (und vor allem die evaluativen) Adjektive der Kommentierung und Bewertung von Handlungs- oder Nennbezügen, die aber nicht expliziert werden, sondern vom Rezipienten eingesetzt werden müssen:

Schön, super, klasse, schwach, prima...

Von den eher adverbialen Adjektiven werden manche auch performativ-imperativisch gebraucht:

Vorsichtig! Langsam! Schneller! (Ganz) ruhig! etc.

Wieder andere werden in den starken attributiven Flexionsformen, aber nukleuslos als *summons* und Anredeformen gebraucht:

Alter, lass mich mal rein; Na Süße, wie geht es dir? Pass mal auf, Kleiner...

Hinzu kommen die Substantivierungsoptionen, die zudem (qua m/f vs. n) eine Opposition zwischen Personenbezeichnungen und „Eigenschaftsabstrakta“ etablieren:

Der Gute, die Gute vs. das Gute, Wahre Schöne

Substantivierte nukleuslose Attributiva sind wiederum oft mehrfach nennbefestigt:

Die Weißen (1. „rassische“ Gruppe; 2. Weiße Weine; 3. Partei im

russischen Bürgerkrieg etc.)

Kurz: Ein und dasselbe kategoriale Formenrepertoire (in diesem Beispielfalle das der Adjektive) dient auch dem technischen Management der indexikalischen Differenzierung.

Aus der Perspektive von Sprechen und Verstehen greifen Zeigfeld- und Symbolfeldmechanismen so nahtlos ineinander, dass die exklusive Zuordnung einzelner sprachlicher Mittel zur einen oder anderen Seite fast müßig erscheinen mag. Nehring (1963: 143) argumentiert gegen Bühler mit prüfenswerten Argumenten, das Sprechen (im Sinne der *parole*) sei insgesamt eine Sphäre des Zeigens.

Die Feld-Terminologie wird auch verwendet, um Wortform/Lexem und Syntagma gegen einander abzugrenzen.

[4] Gibt es zwischen Syntagma und Wort einen harten Feldbruch oder gibt es einen weichen Übergang? Bühler (1934) argumentiert in seinen Studien zum Kompositum folgendermaßen:

Dass nahezu die gesamten Satzfügungsmittel im Schoße der deutschen Komposita wiederkehren, sei also noch einmal als Faktum anerkannt. Allein dicht daneben steht das andere Faktum, dass jeweils und streng gesetzlich ein Feldbruch aufzuzeigen ist zwischen der wortimmanenten Fügung eines Kompositums und dem Satzfeld, in das dieses Kompositum eingeht. (Bühler 1934: 241)

Was in das Kompositum einrückt, rückt zugleich aus dem syntaktischen Satzfeld heraus. Neuere Autoren fassen die gleiche Beobachtung anders, als *anaphoric island*, als Nicht-Adressierbarkeit oder Nicht-Modifizierbarkeit von Bestimmungswörtern etc. Für Phänomene wie Klitika, polysynthetische Wort-/Satzbildung, Inkorporation, Agglutination müsste das genauer untersucht werden.

Pavlov (2009) argumentiert für einen „weichen“ Übergang zwischen Syntagma und Wort, vor dem Hintergrund, dass es

auch im Deutschen (und erst recht in weniger kompositionsfreudigen Sprachen) viele lexikalische Syntagmen gibt, die allerdings typischerweise dadurch auffallen, dass ihre Bestandteile ebenfalls Anzeichen von Feldbruch aufweisen: In Nennsyntagmen aus Relationsadjektiv + N ist das Adjektiv nicht modifizierbar, nicht steigerbar, nicht präzifizierbar etc. Auch bei „normalen“ Adjektiven gibt es entsprechende Phänomene (*organisiertes Verbrechen, freier Wille, wilde Ehe, blauer Montag...*). Was lexikalisch nennfest ist, wird gewöhnlich nicht mehr analysiert, auch wenn es Kompositum oder Syntagma ist. *Rotkohl* ist einfach eine Kohlsorte, das Kompositum verbindet sich ohne weiteres mit „fremden“ Farbadjektiven (*brauner, blauer Rotkohl*). Analog auch bei Syntagmen: *eine ziemlich zahme wilde Ehe*.

Theoretisch hoch interessant und potentiell folgenreich ist die Frage nach dem Feldbruch zwischen Satz und Wort weiterhin auch bei der Nominalisierung von Sätzen, die ja eine schrittweise Transposition eines Satzes in ein Substantiv darstellt (Lehmann 1982, 1995: 61ff). Die Skala reicht hier von der einfachen Einsetzung eines kompletten Satzes in den Objekt- oder Subjektslot eines Matrixsatzes (meist bei *verba dicendi / sentiendi*): *I bet he wins, I'm sad he has died...* über die syntaktische Transposition eingebetteter Nebensätze in den Status einer NP (TÜRK: *Annen-in gel-me-y-eceg-i-ni söyle-di*), die im TÜRK für so gut wie alle Nebensätze gilt, Fahrt gewinnt der Feldwechsel aber dann erst, wenn das verbale Prädikat mit den Mitteln der Wortbildung nominalisiert wird:

Die Belagerung (Carthagos durch die Römer) dauerte zwei Jahre.

Wo dann von dem Ausgangssatz nur noch ein Verbalnomen mit zwei (fakultativen) Attributslots geblieben ist. Niemand wird bezweifeln, dass auch der nominalisierte Satz in allen seinen Spielarten im Symbolfeld zu lokalisieren ist. Aber offenbar verschwinden bei der Nominalisierung von Sätzen tendenziell deren TAM-Eigenschaften, deren indexikalische Außenbezüge, Handlungswerte (und auch ihre Argumente). Man kann also per Analyse von Nominalisierungen die Teilfelder von Satz und

NP/Argument gegeneinander profilieren. Am Ende wird ein aller sententiellen Symbolfeldeigenschaften entkleidetes Prädikat nicht nur so etwas wie ein (grammatisches) Abstraktum, es wird vielmehr eine Art lexikalischer Hohl- oder Leerform für eine offene Vielzahl von Satzinhalten, die es noch konnotiert, aber nicht mehr bewusst zu repräsentieren vermag (vgl. [12]). In gewissem Sinne steht dieser Typ von „Abstraktion“ für *einen* extremen Endpunkt der einzelsprachlichen Lexikalisierung von propositionalen Satzinhalten vom Prädikat her. Solche Ausdrücke sind oft unübersetzbar und geben Anlass zu philosophischen und sonstigen Theorien darüber, was ihre „eigentliche“ Bedeutung sei (*Fortschritt, Entwicklung, Wachstum, Erkenntnis...*).

Einen anderen Typ von Feldbruch findet Bühler (1934) dann bei der Theorie der Nebensätze, die gewöhnlich sowohl einen Platz im Symbolfeld des Matrixsatzes besetzen als auch (das ist die Intuition hinter dem Wortartbegriff „Konjunktion“) ein neues Satzfeld eröffnen. Wie „weich“ die Übergänge hier sind, sieht man an Sprachen wie dem Türkischen, wo so gut wie alle Nebensätze die Form von Nominalsyntaxmen haben, bei denen S und P durch Genitiv und POSS-Suffix integriert und der gesamte Ausdruck mit Kasussuffix in den Matrixsatz eingebaut ist.

[5] Wenn einer die Handlung eines anderen sprachlich steuert, kann nahezu alles zum Aktionswort werden. Typischerweise benötigen aber auch Aktionswörter das Seh- und Zeigfeld: *Arm, mehr, genug, halt, andere...* kennt man als Aktionswörter aus der Kinderstube. Aber Sympraxe geht viel weiter: *Schere, Tupper* im OP, Wittgensteins Beispiele etc.

Die Traditionen der Analyse sympraktischen, handlungssteuernden Sprechens können hier auch nicht ansatzweise referiert oder entfaltet werden. Die Verzahnung mit den laufenden außersprachlichen Aktivitäten geht in der Regel so weit, dass die „Sprachbrocken“ alleine nicht verstanden werden können. Es gilt aber das Prinzip der „Übersetzbarkeit“, d. h. alles kann mit den Mitteln des Symbolfeldes so rearrangiert werden, dass es „im Prinzip“ die Handlungen steuern kann. Selbstverständlich weiß jeder, der je eine IKEA-Montageanleitung zur Grundlage

seines Tuns machen musste, wie schwierig das *mapping* einer praktischen Handlung vom sprachlichen Text her in der Praxis werden kann.

Imperative, Kontaktwörter wie *Hallo, He, pardon...*, auch Interjektionen operieren erkennbar nicht im Symbolfeld, wenn man dieses auf geordnete Relationen zu anderen Wörtern bezieht.

[6] Das Symbolfeld als Gesamtheit der relationalen Techniken, durch die Referenz/Konzeptualisierung, Prädikation, Modifikation in Satz und Text integriert werden. Elementare Tatsachen des Symbolfeldes sind die relationalen Eigenschaften der Wortarten und Wortformen und die expliziten Relatoren.

Offenbar sind viele Elemente der sprachlichen Darstellungstechnik „parasitär“ von anderen kognitiven Domänen abhängig: Aktionsklischee des idg. Satzes von der Sensomotorik, Referenz von der Fähigkeit zur geteilten Aufmerksamkeit, Lokalismus, metaphorisierte Orts- und Richtungsmodelle von der Raumorientierung, Konnektoren, Relatoren „kommen“ vielfach aus dem Zeig- und/oder Aktionsfeld.

Einigkeit dürfte darüber bestehen, dass unter „Symbolfeld“ in der Tradition Bühlers die Gesamtheit der „literaten“ (Maas 2010) Sprachmittel zusammengefasst werden, welche den Darstellungsaspekt der Sprache optimieren. Nehring (1963: 39) weist darauf hin, dass es (ganz im Sinne von Bühlers Organonmodell übrigens!) für den axiomatischen Leitbegriff „Darstellung“ drei verschiedene (sagen wir) Auflösungen gibt:

[a] Darstellung ist einmal ein *nomen actionis*, das auf den Sprecher als Akteur verweist, Darstellung ist etwas, was ein Sprecher *tut* (Auflösung im Sprecherbezug). Als solche, als lokal situiertes, in indexikalischen Bezügen stehendes „Darstellen“ erzeugt es einen kommunikativen Sinn.

[b] Mit Bezug auf die Darstellungstechniken und Schemata des Sprachsystems haben wir es bei sprachlichen Darstellungen mit (noetischen, propositionalen) „Sinnverhalten“ zu tun (Auflösung im Sprachbezug). Semantiker würden hier wohl von der „Aus-

drucksbedeutung“ sprechen, die erst dann zu einer „Äußerungsbedeutung“ wird, wenn alles deiktische, indexikalische, aus der Sprache „herausverweisende“ gesättigt, gefüllt wird.

[c] Schließlich Auflösung mit Bezug auf das Dargestellte, auf „Gegenstände und Sachverhalte“ oder Referenz (wie Nehring sagt). Ein (propositionaler Sinnverhalt) kann sich auf ganz unterschiedliche (reale, fingierte etc.) Sachverhalte beziehen. Gegenüber dem dargestellten Sachverhalt ist der sprachliche Sinnverhalt ein Auf- und Abblenden von Aspekten, Gesichtspunkten etc.

Darstellung als Tätigkeit eines Sprechers [a], als noetischer „Sinnverhalt“ [b] und als indexikalisch gesättigter Bezug des Gesprochenen auf eine „außersprachliche“ Realität [c], die paradoxerweise dann doch im Text wiederum eine sprachlich konstituierte sein kann (= Reflexivität der literaten Darstellung). In diesem „Dreieck“ müssen sich Symbolfeldtechniken verorten lassen.

Und auch die noetischen Techniken des Nennens, der Argumentbildung, der Referenz lassen sich in diesem Rahmen verorten und bestimmen: Als Sprecheraktivität des „Verweizens auf etwas“ [a], als Systembedeutung der verwendeten Lexeme und kategorialen Schemata und Konstruktionen [b], als das sprachlich repräsentierte, dargestellte Referenzobjekt selbst [c].

[7] Als Musterbeispiel eines Feldwechsels gilt in der Literatur der Übergang von deiktischen Demonstrativa in grammatisch geordnete Verweisungs- und Verbindungsaufgaben. Schon Bühler beglückwünscht die Griechen zu ihrer Wortschöpfung „*artra*“ = Gelenkwörter für sprachliche Zeigzeichen „im Modus der Anaphora“ (Bühler 1934: 385). Bühler selbst generalisiert den Gedanken der Redegelenke so, dass er darunter alle darstellungstechnischen Mittel verstanden wissen möchte, die einerseits zu einem „Bruch“ im Symbolfeld, andererseits zu einer geordneten Reintegration der unterbrochenen Teile beitragen: Relativpronomina, Sub- und Konjunktionen etc. Geordnetes (und gleichzeitiges!) Vor- und Zurückverweisen in der Redekette ist etwas anderes als „augenfälliges“ Zeigen oder auch als Zeigen im

Bewusstseinsraum des aktuell verfügbaren *common ground*. Im Unterschied etwa zum bestimmten Artikel, der als *general linker* sein Nominatum im *common ground* verankert, wäre ein Relativpronomen ein echtes Redegelenk, weil es

[a] den Relativsatz per „Feldbruch“ von seinem Bezugssubstantiv absetzt und ihn zugleich mit diesem verbindet;

[b] diese Verbindung nach beiden Seiten ordnet, indem es Genus- und Numerusmerkmale von seinem Bezugssubstantiv, Kasusmerkmale aber von der Argumentrolle übernimmt, die das pronominal vertretene (bzw. adressierte) Element im Relativsatz selbst einnimmt;

[c] anders als bei einfachen anaphorischen Pronomina keine referenzielle „Identität“ zwischen Antezedens/Nukleus und pronominaler Kopie gibt; vgl. den restriktiven Relativsatz mit der Anapher in der Parenthese:

Alle Elefanten, die gutmütig sind, können als Haustiere gehalten werden

Alle Elefanten (sie sind gutmütig) können als Haustiere gehalten werden.

Aus dem Zeigwort ist so ein asymmetrischer zweistelliger Relator geworden, der mit beiden seinen Relata in der Redekette verankert ist, ein sortenreiner Symbolfeldmechanismus (ausführlich zum Relativsatz Lehmann 1984). Zur einfachen Anapher kommt also noch „etwas“ hinzu, wenn ein Symbolfeld-Relator entsteht. Wiederum ist an die enorme „Beweglichkeit“ der Beziehungsanweisungen im Symbolfeld zu erinnern. Z. B. würde die Einfügung von *ja* als Partikelelement in den Relativsatz genügen, um die restriktive Lesart zu Gunsten einer appositiven zu „löschen“:

Alle Elefanten, die ja gutmütig sind, können als Haustiere gehalten werden.

Anhand der verfügbaren Spracherwerbsdaten (für den Relativsatz im Englischen, sicher auch weitgehend analog im Deutschen, vgl. Diessel & Tomasello 2000, 2005) kann man feststellen, dass der „Einstieg“ in einen grammatisch geordneten Relator so etwas bilden kann wie einen „kritischen Kontext“ zwischen einer schlichten Anapher und dem eigentlichen Relativsatz. Ein hoher Prozentsatz früher Relativkonstruktionen folgt laut Diessel & Tomasello dem Schema: „Kopulasatz aus deiktischem Subjekt und substantivischem Prädikat plus relativ bzw. phorisch angeschlossenen Relativsatz“, also etwa:

Das ist der Junge, der mir mein Fahrrad weggenommen hat.

Es fällt auf, dass in dieser Konstruktion „zwischen“ dem phorischen Anschluss und dem Relativsatz nur eine winzige „Gestaltungstellung“ erforderlich ist:

Das ist der Junge. Der hat mir mein Fahrrad weggenommen.

Ganz analog hat schon Wegener (1885) für die Herausbildung von Komplementsätzen mit *dass* argumentiert. Aus kataphorischem: *Ich glaube das: er kommt* wird durch einfache Gliederungsverschiebung *Ich glaube, dass er kommt*.

[8] Im Symbolfeld gibt es offenbar (bildlich gesprochen) „Schalter“, die den Prozessiermechanismus umlegen von einem Feld auf das andere. Wie gesagt, unter [6], das Symbolfeld ist „parasitär“, es stellt kognitive Mechanismen ganz unterschiedlicher Herkunft unter die Herrschaft der sprachlichen Darstellungstechnik. Was wir als „Deiktika“ bezeichnen, das sind Ausdrücke, die vollkommen in das Symbolfeld integriert sind, aber den Prozessiermechanismus *innerhalb* des Symbolfeldes auf Zeigfeld umstellen. *Hier* ist Adverb und funktioniert als deiktischer Ausdruck (im weiten Sinne, natürlich auch textdeiktisch etc.). Modifikatorpositionen im Symbolfeld, umgekehrt, wenn sie deiktische Ausdrücke aufnehmen, aktivieren deren symbolischen Gehalt: *Jetztzeit, Dasein, Wirgefüh...* Je stärker wir einen

(einfachen oder komplexen) Ausdruck mit (kognitiven oder textuellen) Objekttypisierungen verbinden, desto stärker rückt er in das Referenzfeld (Pavlovs (2009) Beispiel: die *Roggenangelegenheit* aus den Buddenbrooks, der Ausdruck ist natürlich nicht lexikonfähig, sondern online „syntaktisch“ gebildet für textuelle Referenz!).

[9] Ungeachtet aller Unklarheiten des (schwach bzw. mehrfach terminologisierten) Feldbegriffs in der Linguistik scheint es mir sinnvoll, von Feldkombinationen, Feldüberlagerungen zu sprechen. Wir haben in der Kommunikationsperspektive nie ein entweder-oder, sondern ein sowohl-als auch. Das Symbolfeld ist (wenn man von Interjektionen, *summons*, puren Imperativen etc. absieht) gewissermaßen „immer dabei“, und es zieht Ressourcen anderer „Felder“ in sich hinein und reorganisiert sie. Den Spiegel dieser Reorganisationsleistung haben wir in der „noetischen“ Perspektive der Linguistik auf die Bedeutung sprachlicher Gebilde. Die „fängt“ lokale kommunikative Gebrauchswerte von Zeichen genau so weit, wie deren Reorganisation im Symbolfeld reicht. Die Sprachzeichen selbst sind in der Kommunikation „Feldopportunisten“, sie übernehmen Bezüge, die lokal verfügbar sind. Ist nicht ein Eigenname zwar ein Sprachzeichen, das im Symbolfeld (als NP) verwendet wird, aber den Benutzer zwangsläufig auf den (S und H bekannten) Referenten verweist? Und wenn das so ist, dann müssen wir entsprechende Annahmen auch für andere referenzielle NPs machen. Das Symbolfeld nutzt (mit Bühler zu sprechen) auch unsere „Kenntnis der Sachen“ als Ressource.

Insofern wäre es vielleicht weiterführend, für die Verwendung des Feldbegriffs einige Differenzierungen einzuführen:

[a] **Organisationsprinzip**; diesbezüglich läuft alles im Symbolfeld zusammen. Auch Deiktika sind für das Symbolfeld geformte und kategorisierte Ausdrücke. Sie stehen aber für die Einfügung „feldfremder“ Ressourcen in das Symbolfeld.

[b] **Ressourcen;** hier würde man dann fragen, welche (kognitiven etc.) außersprachlichen Domänen, Zusammenhänge gekannt und benutzt werden müssen. Ohne Origozugang sind Deiktika nicht bündig zu interpretieren. Das ist banal. Aber auch Konzeptualisierungen werden in den frühen Erwerbsphasen nur im konzeptualisierten Referenten bündig.

Und – so die These dieses Kapitels: Die im Symbolfeld versammelten Techniken des Sprechens haben gemeinsam, dass sie den indexikalischen Zugang zu allen Ressourcen kanalisieren, die selbst nicht sprachlich sind, aber sprachlich adressiert werden können. Das klingt so tautologisch, wie es ist!

[c] **Bündigkeit;** Referenzbezüge, die im Symbolfeld (gleich mit welchen Mitteln) organisiert werden, können im Wahrnehmungs- und Orientierungsraum, im Text, im geteilten Wissen, im Aktionsraum bündig werden. Hier gilt freilich: Weil das (qua schriftsprachlicher Sozialisation) immer zugängliche Symbolfeld, die noetische Bedeutung, immer „zugeschaltet“ werden kann, mausert es sich mit seinen Mechanismen für die linguistische Betrachtung gerne zum „eigentlichen“, zum „wörtlichen“ Sinn, zur realen und invariablen *Bedeutung*. Spitz gesagt ist die noetische Bedeutung just das, was übrig bleibt, wenn wir alle lokal-indexikalischen Außenbezüge des geäußerten Satzes abschneiden.

[10] Weiterhin wäre einesteils an Bühlers oft zitierten Stoßseufzer zu erinnern, wonach wir vielleicht die „Erlösung“ vollständiger Sätze aus dem Zeigfeld überschätzen – und die prinzipielle Offenheit und Ergänzungsbedürftigkeit aller sprachlichen Darstellungen unterschätzen (Bühler 1934: 255). Nehring (1963), der freilich unter dem „Satz“ den geäußerten Satz, also ein Stück *parole* versteht, nimmt z. B. an, dass an jedem solchen Satz außer dem dargestellten Sach- bzw. Sinnverhalt noch eine zusätzliche Schicht von Hinweisen zur Realverankerung, zum Status der Proposition enthalten sei. Als deren Gestaltungsfeld sieht er die Sprechmelodie, was für den gesprochenen Satz in

gewissen Grenzen zutreffen mag. Unser „kognitiver“ Blick auf Sätze haftet eng am Wasbestimmten und am Referenziellen, an der Proposition. Das Indexikalische dagegen, was im isolierten Satz (des Linguisten) latent bleibt, ist im tatsächlich geäußerten manifest greifbar: als Gesamtheit der lokal verfügbaren Ressourcen für die fallweise bestimmte Interpretation des Gemeinten.

Weiterhin überschätzen wir möglicherweise auch die Eigenständigkeit des Zeigfelds gegenüber dem Symbolfeld. Die Pronomina (Personalpronomina wie Demonstrativa) sind selbst systemisch geordnete Schemata mit weitgehend paradigmatisierten Positionen, etwa „beim Sprecher“ vs. „beim Hörer“ vs. „von beiden entfernt“ für Demonstrativa, „Sprecher“ vs. „Hörer“ vs. „weder Sprecher noch Hörer“ bei den Personalpronomina. *Symbole sind sie schon kraft der Tatsache, dass sie Sprachzeichen sind: Ich = aktueller Sprecher etc.* Hinzu kommt die ihnen im Symbolfeld jeweils erteilte Relationalität. In einer Äußerung wie:

Psst, er schläft!

weiß der Hörer schon, dass sich *er* auf einen männlichen Referenten bezieht, der schläft. Sollte man diese Abstützung deiktischer Relationen im Symbolfeld zu den „Zeighilfen“ (Bühler) rechnen?

Zu den in allen Lebens- und Sprechenslagen indexikalisch adressierbaren Größen, Beständen, gehört keineswegs nur das, was im optischen Orientierungsraum präsent ist (Nehring 1963 ist hier freilich sehr streng und besserwisserisch gegen Bühler!), sondern auch das, was generell zu den kulturell geteilten Beständen gehört, was vom Sprechen obligatorisch strukturiert wird (wie das Sprechrollensystem oder auch die Beziehung zwischen S und H). Das wechselnde Verhältnis zwischen Indexikalität und Prädikativität wird jedenfalls beim Sprechen vermittels des Symbolfeldes gestaltet. Je umfassender und selbstverständlicher geteiltes Wissen, *common ground*, zwischen S und H, desto indexikalischer (und „kürzer“) kann die sprachliche Verständigung ausfallen. Ohne solche Hintergründe, etwa in einem unbestimmt, an den „generalisierten anderen“ adressierten Schrifttext,

schrumpft Indexikalität auf reflexive Textbezüge und kulturell, interdiskursiv oder fachdiskursiv geteilte Bestände.

[11] Was die Ressourcen betrifft, die für die Verständigung genutzt werden, so haben wir eine Bewegung aus Reflexivierung und metapragmatischer bzw. metasemantischer Explizierung dessen, was zuvor schon implizit Bestandteil des relevanten Feldes gewesen ist. Das heißt auch, dass der „orate“ (Maas 2010) Modus der wechselseitigen Steuerung und Koordination ebenfalls bereits aufbaut auf den Ressourcen von für die Kommunikation stilisierten und ritualisierten Verhaltensweisen. Die ersten lautlichen Signale und Symbole werden bündig im Feld der geteilten Aufmerksamkeit und der vorsprachlichen Koordination von Handlungen. Mit Bezug auf die jeweils genutzten Ressourcen könnte Karmiloff-Smiths' Prinzip der „representational redescription“ ein methodisierbares Forschungsprogramm markieren. Versprachlichung hebt implizite Bezüge in die nächst höhere Ebene und repräsentiert sie da durch Zeichen, die wiederum in das Symbolfeld integriert und eingebaut werden können. Dabei werden ihre Verweisungspotentiale nicht abgebaut, sondern transformiert und „aufgehoben“.

So haben die Fähigkeiten zur geteilten Bezugnahme auf Objekte und zu deren Konzeptualisierung mit Gewissheit vor- und außersprachliche Voraussetzungen, ohne die der Einstieg in die Versprachlichung nicht funktionieren würde. Aber von da bis zum ausgebauten Symbolfeld des Nennens und Referierens ist es noch ein weiter Weg. Das kollektive Symbol- und Fiktionsspiel markiert das Einsetzen der Fähigkeit, sprachliche Konzeptualisierung und orate Referenz zu trennen und von der Konzeptualisierung her zu operieren.

Ein anderes Beispiel mit m.E. echtem und keineswegs untypischem Feldwechsel ist der Übergang von der *functional sentence perspective* (FSP), der aktuellen Thema-Rhema-Gliederung der Äußerung zur Satzgliedarchitektonik des Symbolfeldes, welche „Spuren“ von Thema-Rhema in der Dualisierung von Subjekt und (Gesamt-)Prädikat erhält, aber zugleich so gut wie alle Satzglieder auf der propositionalen Ebene egalisiert (und damit

zugleich variabel und frei macht, kommunikativ als Thema oder Rhema zu fungieren). Die Ressource der FSP ist die lokale und dynamische Aufmerksamkeitshierarchie von *given* vs. *new*. Die typische Progression in den chunks der Mündlichkeit (vgl. Chafe 1994) ist vom Typ:

Mein Vater, der hat ein Auto, das fährt über 200 km/h. etc.

In der Satzgliedstruktur des ausgebauten (literaten) Satzes finden wir zwar Spuren dieser Ressource: das Subjekt ist maximal referenziell, was eng in das Prädikat eingebunden ist, ist maximal prädikativ, das Subjekt ist das einzige darstellungstechnisch mit nicht-projektiven Mitteln realisierte Argument und die perspektivische origo des Satzes etc. Aus der phorischen Wiederaufnahme des ausgerückten (*left dislocation*) topic wird über kurz oder lang ein *agreement marker* zwischen Subjekt und Prädikat (Lehmann 1995: 114f).

[12] Wenigstens am Rande noch eine Bemerkung zur Besänftigung aller Freunde der politischen Kommunikation: Auch das Problem der politischen Leit-, Fahnen- und Stigmawörter lässt sich feldtheoretisch formulieren. Darstellungstechnisch (also mit Bezug auf das Symbolfeld) handelt es sich bei solchen Begriffen in der Gegenwart meist um „argumentlose Prädikate“ (*Fortschritt, Wachstum, Innovation*, aber auch *Gleichheit, Toleranz, Globalisierung, Standort...*). Deren Feldressourcen sind reflexiv und konnotativ, alle Referenz- und Nennleistungen sind fraglich oder strittig. Die „Aufladungen“ dieser Wörter rühren daher, dass sie Kondensationspunkte von sprachlich verarbeiteten „Erfahrungen und Erwartungen“ sind, die sich gegen ihre konkreten Referenz- und Argumentbeziehungen absetzen lassen. Insofern sind politische Begriffe zugleich „ganz innerhalb“ und „ganz außerhalb“ der systemischen Techniken des Symbolfelds. Es handelt sich gewissermaßen um „verinselte“ Prädikate, relational verarmt und reduziert, aber konnotativ hoch aufgeladen. Das erklärt, warum z. B. Lexikographen völlig überfordert sind, wenn sie die „Inhalte“ politischer Begriffe beschreiben sol-

len. Die darstellungstechnische Seite, mit ihren minimalen Basismerkmalen für alle Verwendungen des Ausdrucks, löscht, wenn man sie als Basis nimmt, gerade die beinahe unbegrenzte Aufnahmebereitschaft dieser Ausdrücke für feldexterne Bestände. Nimmt man ein modernes Programm- und Fahnenwort wie *Diversität*, so lassen sich die Mechanismen des Feldwechsels illustrieren. Jeder Schüler hat im Biologieunterricht vom hohen Wert der *Biodiversität* gehört, die stets bedroht ist und um beinahe jeden Preis erhalten werden muss. Bedroht ist sie durch Monokulturen, Abholzung vielfältiger Biotope, industrielle Landwirtschaft, Überfischung und Verschmutzung der Meere etc. Hier ist die Bedrohung anschaulich und leicht zu demonstrieren. Das „Was“ der *Biodiversität* ist die Anzahl der Lebewesen auf einem gegebenen Raum, der „Wert“ der *Biodiversität* besteht in der Dynamik wechselseitiger Abhängigkeiten von Nischen, Ressourcen etc. Das heißt: Jede Form von biologischer Monokultur bedroht und gefährdet letztlich auch sich selbst. Durch Abstreichen der biologisch-evolutionären Spezifizierungen entsteht im historisch-kulturellen Raum des öffentlichen Diskurses ein Ausdruck, der die Konnotationen des stets Bedrohten und unbedingt Schützenswerten mitbringt, der es erlaubt und gebietet, Zusammenschlüsse von (kulturell, sozial, sprachlich, interessenmäßig etc.) „Gleichen“ als Bedrohung der *Diversität* zu kodieren. Jede Gruppe kann jederzeit unter Verweis auf andere Gruppen (und unter Verweis auf den Wert der *Diversität*!) in ihren Ansprüchen diszipliniert werden, und je mehr Verschiedenheit diagnostiziert wird, desto besser für das Atomisierungs- und Entsolidarisierungsprogramm neoliberaler Macht. So wird ein seiner Argumente entblößtes Prädikat zum Träger einer machtstrategisch vielfach einsetzbaren „mittleren Geschichte“, die zugleich auch die moralische Überlegenheit derjenigen mitkodierte, die auf sie abonniert sind. Schließlich haben sie den Erhalt der kulturellen Vielfalt auf ihre Fahnen geschrieben. Statt eines gewählten Betriebsrates, der die Gruppen- und Individualinteressen der abhängig Beschäftigten nach Kräften kollektiv vertritt, haben Konzerne heute ein (von oben installiertes) *Diversitätsmanagement*, das Ansprüche von Geschlechtern, Ethnien,

Religionen, Begabungen, Behinderungen etc. selektiv wahren (und sicher auch gegen einander in Stellung bringen) soll.

So gesehen ist das, was wir Konnotation nennen, die am derelationalisierten Prädikatsausdruck angelagerte und reorganisierte Indexikalität von Propositionen und Geschichten, in denen das Prädikat verwendet wird. Konnotationen imponieren uns als im Einzelfall schwer zu präzisierende Anmutungen des lexikalischen Konzepts, mit dem sie transportiert und verbunden worden sind. Sie gehören aber genetisch ins Feld der Reflexivität sprachlicher Praktiken und bewahren auf, was in ihnen nur als Verwendungsspur fortlebt. Unerfahrene Sprecher können sie sich nicht bewusst machen, sie erfahren sie nur als Wertfärbung des Ausdrucks. In der Darstellungsdimension sind solche Ausdrücke stark reduziert, ihr Realitätsbezug ist stark verdünnt, dafür wirken sie bildhaft, programmatisch und evaluativ einheitsbildend.

Zwar bewirken alle sprachlichen Symbole einen Prozess der Abstraktion, sie hemmen andere Hinsichten auf das Aufgefasste, wenn die symbolisch festgehaltene Hinsicht feststeht. Eben dadurch legen sie Vergleichbarkeiten und Analogie frei oder bringen sie auch erst hervor. Was kann man nicht alles als *Fortschritt* oder als *Diversität* verstehen. Abstraktion im engen, darstellungstechnischen Sinne, durch Löschen und Unterdrücken von Argumentrelationen setzt diesen Prozess nur radikaler fort.

Aber das ist ein weites Feld.

[13] Was im Blick auf eine Sprache oder einen Dialekt als Sprachausbau erscheint, das ist immer zugleich auch der „Einbau“ allgemein menschlicher kognitiver Repertoireelemente in das darstellungstechnische Repertoire des Symbolfeldes. Der darstellungstechnischen Reduktion auf wenige paradigmatisierte grammatische Alternativen (Indikativ vs. Konjunktiv, Attribut vs. Komposition im substantivischen Bereich etc.) entspricht die (bisweilen explosionsartige) Umlagerung des Verstehens auf andere Ressourcen: von den Stoff- und Sachhilfen Bühlers über die Umfelder des Sprechens bis zum syntagmatischen Kontext. Der darstellungstechnischen Verarmung von Optionen im Sym-

bolfeld entspricht die zunehmende indexikalische Streuung dessen, was für die Verarbeitung der einschlägigen Konstruktionen „gewusst“ oder „gekannt“ werden muss. Welche Vielzahl von Relationen verbirgt sich hinter dem simplen Schema der Determinativkomposition (oder dem Genitivattribut)?

Um ein Beispiel zu nennen: Der ganze Apparat der deontischen, epistemischen, evidentiellen, quotativen Modalisierung von Satzinhalten qua Modalverb (vgl. Baumann 2017) stellt kaum lösbare philosophische Probleme, wenn man ihn aus der Masse des belegten Korpusmaterials zu erhellen sucht – also gewissermaßen vom Gemeinten zur Technik seiner Darstellung. In der umgekehrten Perspektive schrumpft er zusammen auf eine gute Handvoll Modalverben (und ihren Tempus- und Modusformen), zwischen denen gewählt werden muss – deren Verwendung aber dann wiederum in zahllose Untergruppen zerfällt.

Noch deutlicher wird das „Umschalten“ auf andere, nicht im engen Sinne sprachliche Verstehensressourcen bei einem Blick auf „Fach- und Sondersprachen“. Die Mär, solche Sprachen seien „genauer“ als die Alltagssprache, hält sich hartnäckig. Aber Fach-, Wissenschafts- und Literatursprachen ändern durchaus nichts Wesentliches an den darstellungstechnischen Optionen (und Grenzen) einer Sprache. Wer kundig mit ihnen umgehen will, der braucht eben sowohl fachliche, literarische etc. als auch die damit verbundene sprachliche Erfahrung. Fachsprache ist per se nicht „genauer“, nicht „reicher“, in den Verfahren nicht anders als Alltagssprache. Ihre Möglichkeiten entfalten sich nur für den, der mit ihr in den entsprechenden Wissensfeldern arbeiten kann.

Literatur

- Baumann, Carolin (2017): *Bedeutung und Gebrauch der deutschen Modalverben. Lexikalische Einheit als Basis kontextueller Vielfalt*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.

- Chafe, Wallace (1994): *Discourse, consciousness, and time. The flow and displacement of conscious experience in speaking and writing*. Chicago: Chicago UP.
- Coseriu, Eugenio (1979): *Sprache: Strukturen und Funktionen*. Tübingen: Narr.
- Diessel, Holger & Tomasello, Michael (2000): „The development of relative clauses in spontaneous child speech“. In: *Cognitive Linguistics* 11: 131–151.
- Diessel, Holger & Tomasello, Michael (2005): „A new look at the acquisition of relative clauses“. In: *Language* 81: 1–25.
- Hanks, William F. (2005): „Explorations in the Deictic Field“. In: *Current Anthropology* 46, 2. S. 191–218.
- Lehmann, Christian (1982): „Nominalisierung: Typisierung von Propositionen“. In: Seiler, Hansjakob & Lehmann, Christian (eds.): *Apprehension. Das sprachliche Erfassen von Gegenständen. Teil I: Bereich und Ordnung der Phänomene*. Tübingen: Narr. S. 66–83.
- Lehmann, Christian (1984): *Der Relativsatz*. Tübingen: Narr.
- Lehmann, Christian (1995): *Thoughts on Grammaticalization*. München, Newcastle: LINCOM.
- Maas, Utz (2010): *Orat und Literat. Grundbegriffe der Analyse gesprochener und geschriebener Sprache*. Graz: Institut für Sprachwissenschaft (= Grazer Linguistische Studien, Nr. 73).
- Nehring, Alfons (1963): *Sprachzeichen und Sprechakte*. Heidelberg: Winter.
- Pavlov, Vladimir (2009): *Deutsche Wortbildung im Spannungsfeld zwischen Lexikon und Syntax*. Frankfurt/M.: Lang.
- Sandmann, Manfred (1940): „Substantiv, Adjektiv-Adverb und Verb als sprachliche Formen. Bemerkungen zur Theorie der Wortarten“. In: *Indogermanische Forschungen* 57. S. 81–112.
- Wegener Philipp (1885): *Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens*. Halle a. S.: Niemeyer (Neuausgabe mit einer Einleitung von Clemens Knobloch: Amsterdam, Philadelphia: Benjamins 1991).

| Kapitel 7

Text – Umfeld – Konnotation, oder:

Texte als Feldopportunisten

[1] Vorbemerkung

Ich beginne mit der leicht paradoxen Behauptung, dass auch innerhalb der Sprachwissenschaft der Textbegriff ein interdisziplinärer Begriff ist (oder doch: sein sollte), da er mit den fachlich tradierten Mitteln der linguistischen Disziplin nicht schlüssig zu definieren ist. Traditionell nutzt die Sprachwissenschaft Texte, um aus ihnen das Ensemble der sprachlichen Darstellungstechniken zu extrahieren. Dabei geht zwangsläufig just das verloren, was den Text zum Text macht: Dass er als „Sprachwerk“ (Bühler 1934) in einen kulturellen Kommunikationszusammenhang eingelassen ist, in dem er bestimmte praktische oder theoretische Probleme löst. Was eben bedeutet, dass Texte *als Texte* in der Hauptsache nicht sprachsystemisch verfasst sind, ihre Form (und ihren kognitiven und kommunikativen Gehalt) nicht aus der „Sprache“ beziehen, sondern aus den kulturellen Sagbarkeitsräumen, zu denen sie gehören. Das alles ist bekannt und spätestens seit de Saussures *langue-parole*-Opposition linguistisches Gemeingut. Anders gesagt: Ein juristischer Text wird, wie alle Texte, mit den darstellungstechnischen Mitteln des einzelsprachlichen Symbolfeldes aufgebaut, alle seine Verweisungen werden aber bündig in der Welt der Rechtsprechung.

Weiterhin gilt: Da Texte Schnitt- und Kreuzungspunkte mannigfacher fachdiskursiver Bezüge und Beziehbarkeiten sind (de Saussures letztlich unausschöpfliche – und jedenfalls

ganz und gar nicht linguistische – Heteronomie der *parole*, des außersprachlich-kulturell überdeterminierten Sprechens), kann es auch keinen Textbegriff und keine Texttheorie geben ohne eine vorgängige Problemstellung, auf die sie antworten soll. Da es den Text schlechthin nicht gibt, kann es auch keine Texttheorie schlechthin geben. Meine Rahmung ist in der Hauptsache begriffsgeschichtlich. Das heißt: Mein Modell soll Antworten ermöglichen auf die Frage, wie historische und aktuelle Grund- und Leitbegriffe der sozial-politischen und gesellschaftlichen Selbstdeutungen aus ihren textuellen Zusammenhängen heraus verdeutlicht, zum Sprechen gebracht werden können.

Historisch-politische Begriffe und Selbstdeutungsformeln sind insofern einschlägig für die Wechselbeziehungen zwischen systemischer Sprachlichkeit und heteronomer Textualität, als sie die maximale Spannung zwischen diesen beiden Polen verkörpern: zwischen (in diesem Falle mehr als unklaren) sprachsystemischen Bedeutungen und fallweisen Sinnzusammenhängen ihrer textuellen Realisierung. Historisch-politische (und umkämpfte) Begriffe strapazieren (oder überstrapazieren) die Spannung, auf der auch gemeine lexikalische Konzeptualisierungen beruhen: Was uns als ihre systemische lexikalische Bedeutung imponiert, das ist zugleich Sedimentierung und Niederschlag all der heterogenen Praktiken, in denen die Ausdrücke gebraucht werden. Und was in den (bei historisch-politischen Begriffen besonders hilflosen) Wörterbüchern als Bedeutungsdefinition erscheint, das ist die extrakommunikative Reflexion dieser heterogenen Praktiken. Wie beschreibt man lexikographisch einen Ausdruck, bei dem Definition, Veranschaulichung, Evaluation und Konnotation sich keinesfalls auf einen gemeinsamen Nenner bringen lassen, etwa bei *Sozialismus*, *Kapitalismus*, *Fortschritt*, um nur evidente Beispiele zu nennen. Jeder genaue Blick in die Begriffe der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung wird offenbaren, dass ihre „semantische Logik“ auch anderswo nicht klarer und eindeutiger ist. Dass sprachliche Kommunikation auf „geteilten Bedeutungen“ beruhen, ist jedenfalls ein Axiom, das vor einem solchen Hintergrund eher blass aussieht und dringend präzisiert werden muss. Die konnotativen Ladungen historisch-

politischer Begriffe (vgl. Maas 1985) differenzieren sich je nach sozialer Trägerschicht und nach avisierten Resonanzschichten. Die hier als „noetisch“ ausgewiesene Bedeutungsebene bezieht sich auf die verstehensrelevante Zwischenebene des Gemeinten, die weder zum einzelsprachlichen System noch zur (immer kontingenten) fallweisen Verarbeitung von Texten durch einzelne Rezipienten gehört.

Was als „Textlinguistik“ vor etwa 50 Jahren die fachliche Bühne betreten hat, ist in der Sache natürlich viel älter, ja sogar die eigentliche Wiege der Sprachwissenschaft, die im Dienste der Analyse unverständlich gewordener heiliger Sprachwerke (ergo als Textanalyse) als „Philologie“ entstanden sein dürfte. Es ist aber auch insofern (sagen wir) eine Anmaßung, als von den zwei Lesarten für „Textlinguistik“, die Coseriu (1981) zulässt: a) Transphrastische Grammatik und b) Linguistik des Sinnes, die zweite niemals ausschließlich von der Sprachwissenschaft her zu bewältigen sein wird.

Auch wenn Linguisten (qua *déformation professionnelle*) so tun müssen, als ob „die Sprache“ ein eigener, von allen Verwendungen derselben abhebbarer Gegenstand sei, gilt doch auch umgekehrt: Im Sprechen existiert das, was die Linguisten „die Sprache“ nennen, immer nur verzahnt mit mehr oder minder vordefinierten Praxisfeldern der jeweiligen Kultur. Die Tatsache, dass Sprache dergestalt an so gut wie allen gesellschaftlichen Praktiken *beteiligt* ist, hat in der Fachgeschichte zeitweise zu grotesk überdehnten Geltungsansprüchen der Sprachwissenschaft geführt. Mit dem Tenor: Da so gut wie alles sprachlich vermittelt ist, muss die Sprachwissenschaft Schlüsseldisziplin für alle Sozial- und Kulturwissenschaften sein oder doch werden. An solchen Ansprüchen kann man nur scheitern (vgl. hierzu Hutton 1996). Indem die systemische Sprachwissenschaft von den fallweisen Sinn-, Index- und Handlungswerten des Sprechens absieht, um ihren fachlichen Gegenstand zu erzeugen, kann sie schlecht die Zuständigkeit für eben das erklären, wovon sie systematisch absieht (und absehen muss).

Sinnvoll ist dagegen die Frage nach den Eigenschaften natürlicher Sprachen, die sie dazu *geeignet* machen, in allen kultu-

rell-gesellschaftlichen Praxisfeldern Anschluss zu finden und Anschluss zu stiften. Das allein ist eine sprachwissenschaftliche Frage. Und es ist die Frage nach dem Sprachausbau, die ich als Kontext für meine folgenden Überlegungen zum Textbegriff nehmen möchte. Denn Textualisierung (so lautet meine These) ist ein anderer Name für den kulturhistorischen Ausbau einer natürlichen Sprache für die Zwecke und Aufgaben einer (offenen) Menge gesellschaftlicher Praxisbereiche. Die Auswirkungen eines solchen Sprachausbaus müssen in den darstellungstechnischen Mechanismen und Ressourcen des Sprachsystems selbst nachgewiesen werden können, nicht nur in den Anwendungsfeldern.

[2] Textualisierung

Zu dem Themenkomplex von Textualisierung und Schriftlichkeit gibt es eine umfängliche Literatur, die ich hier weder ausbreiten noch resümieren kann. Darum hier nur einige Stichworte zu Aspekten, die ich für meine Argumentation benötige:

[a] *orat vs. literat* (vgl. Maas 2010); *orate* Sprachwerke sind optimiert im Hinblick auf online-Verarbeitbarkeit, interpersonell-pragmatische Wirkung, Engführung von Selbst- und Fremdsteuerung. *Literate* Sprachwerke sind optimiert im Hinblick auf symbolische Darstellung, sie adressieren (in der Regel) keinen bestimmten anderen, sondern einen verallgemeinerten anderen. Ihr Format ist der Satz, während *orate* Kommunikation von den Ressourcen der Kopräsenz und der Koaktion zehrt, sympraktische und sozioperzeptive Ressourcen nutzt (und ergo weniger auf Satzform und Symbolfeldressourcen angewiesen ist). *Orat* und *literat* stehen für kognitiv-kommunikative Stile, die durch mediale Realisierung geprägt, aber nicht determiniert sind (Maas 2010: 30).

[b] Aufzeichnung, *zerdehnte Sprechsituation* (Ehlich 1984), Überlieferung: Im Unterschied zur Flüchtigkeit der face-to-face-

Interaktion erlauben aufgezeichnete Texte wiederholte, mehrfache Zuwendung durch den Rezipienten (und manchmal auch: wiederholte Überarbeitung durch den Produzenten). Wenn Rezipienten nicht (oder nicht mehr) über die Ressourcen verfügen, die erforderlich sind, ihn bündig zu machen, dann wird er „unverständlich“, verliert die Sinndimensionen, die über das Noetische hinausführen.

[c] In der face-to-face-Interaktion dominiert die sprachliche *Koproduktion*, die unmittelbare Engführung der Erwartungen („Nähe“, Zeitdruck und online-Abhängigkeit zwischen Sprecher und Hörer; vgl. Feilke & Hennig 2016). In der Textproduktion fehlt die situative Engführung und Rückkopplung, der Rezipient muss den Gehalt an eigene Wissensbestände anschließen, der Produzent ihn mit den Mitteln der Beziehungen zwischen Symbolen steuern („Distanz“) und dabei kognitiv die Fäden in der Hand behalten. Rückkopplungsschleifen zwischen Produzent und Rezipient entfallen (das gilt natürlich nicht für hybride Formen von Internet-Chat bis zum Brief, bei denen zeitverzögerte Rückkopplung möglich ist).

[3] Umfeldler und Reindexikalisierung des Symbolfeldes

Im Unterschied zur gesprochenen und dynamisch-flüchtigen face-to-face-Interaktion gelten schriftlich niedergelegte Texte in der Sprachwissenschaft als (relativ) situationsentbunden, symbolfeldabhängig, propositional, an feste Symbolbedeutungen und deren Kombinationsregeln geknüpft. Das geschriebene Wort signalisiert Dauer und Festigkeit – im Unterschied zum gesprochenen, das nur flüchtig im aktuellen Erlebniszusammenhang bündig wird und sich von diesem kaum absetzt. Darum wirkt der Textsinn auf den ersten Blick, als sei er ein für alle Male fixiert und stabil – im Unterschied zum flüchtigen Sinn des Gesprochenen, der nur durch Paraphrasenangebote eingefangen werden kann, die selbst wieder flüchtig sind. Diese Suggestion ist bekanntlich trügerisch.

Nun sind Texte aber keine Zusammenstellungen sprachlicher Bedeutungen, sondern vielmehr „konnotative“ Systeme.¹ Was in ihnen artikuliert wird, ist nicht sprachlich, sondern eben nur sprachlich *artikuliert*. Es ist eine durchaus ernst gemeinte Frage, ob man in der Textanalyse überhaupt das sprachliche Systemzeichen der Linguistik zugrunde legen kann. Steht es doch für eine abstrakte und virtuelle Einheit, die aus den textuellen Verwendungen (als Ensemble seiner syntagmatischen und paradigmatischen Beziehungen) erst errechnet werden muss. Ganz offenbar hat die klassische System- und Strukturlinguistik just die Eigenschaften der Sprachzeichen nicht im Blick, auf die es textuell ankommt. Der Systemperspektive entsprechen eher die allgemein tradierten Techniken des Sprechens (worunter auch die der „Aktualisierung“ virtueller Systemzeichen zählen), die in *allen* Praktiken zum Einsatz kommen. Für die Bedeutung werden denotative Konstanten eingesetzt, wo es textuell auf ein Modell der konnotativen Variabilität der „Anschlüsse“ ankäme. Sekundäre Zeichenbildung des fraglichen (konnotativen) Typs gibt es nicht allein in Kultur und Literatur, sie ist vielmehr die harte und eigentlich dem sprachsystemischen *valeur* (im Sinne Saussures) logisch vorgelagerte Alltagsrealität der Sprachzeichen, die ja nicht für sich kommuniziert werden, sondern *in actu* immer mit den realen kulturellen Praktiken und Umfeldern der gesellschaftlichen und privaten Kommunikation verzahnt sind. Sekundär, abstrakt und virtuell ist aus der textuellen Sinn- und Verwendungsperspektive das (mit sich selbst identische) Systemzeichen – ein Reflexionsprodukt, das tendenziell operativ irrelevant ist. So gesehen ist die glossematische Terminologie von den „sekundären“ konnotativen Bedeutungen ein wenig irreführend. Denn „sekundär“ im Sinne eines Produkts nachträglicher und extrakommunikativer Zuwendung und Reflexion sind eher die lexikalischen Bedeutungen.

1 Im Sinne der Glossematik: Allein Ausdrucksform und Inhaltsform der Zeichen gehören zum Sprachsystem, Ausdrucks- und Inhaltssubstanz stehen außerhalb. Konnotativ sind die externen Relationen der Zeichen, die an ihre (bilateralen) Systemwerte angeschlossen werden können.

Die Rede von der textuellen *Re-Indexikalisierung* sprachlicher Symbole ist nur insofern relativ berechtigt, als sie einbezieht, was wenigstens in gut ausgebauten Schriftkulturen ebenfalls ein realer Faktor der Sprachverwendung ist: die *linguistic awareness* der Teilnehmer, die Art und Weise, wie sich die Teilnehmer der Kultur das Funktionieren *ihrer* Sprache zurechtlegen. Silverstein (1979) spricht in diesem Zusammenhang von der „linguistic ideology“ der Teilnehmer als einem (gewissermaßen) metasemantischen Phänomen: Für das (denotativ basierte) Sprachverständnis in unseren Schriftkulturen geht die textuelle Bedeutung eines Ausdrucks auf seine denotativ-lexikalische Bedeutung zurück, oder besser: Sie gilt als rückführbar. Die Aktivität, mittels derer Teilnehmer den Textsinn von Ausdrücken auf lexikalische Symbolbedeutungen „zurückzuführen“ suchen, bezeichnet Silverstein (1993: 42) als „definitional glossing“ (eine metasemantische Aktivität, die Teil unserer „linguistic ideology“ ist). Für uns (als Sprachteilnehmer) scheint ja auch der weitgehend unverständliche Fachtext abgestützt und abgesichert zu sein in grundsätzlich geteilten sprachlichen Bedeutungen, auf die wir vertrauen können. Betrachten wir die Praktiken, mittels derer wir versuchen, den Sinn solcher Texte zu verstehen: Wir können „Experten“ um gemeinverständliche Paraphrasen des Gemeinten bitten, wir können Ausdrücke, deren Bedeutung wir nicht kennen, in Wörterbüchern und Lexika nachschlagen etc. Alle diese explikativen Praktiken helfen nur, sofern und indem sie selbst wieder sprachlich Äquivalenzen, Implikationen ausformulieren. Selbst diagrammatische Veranschaulichungen, Modelle, Kurven etc. beeindrucken uns vielleicht per se als „wissenschaftlich“. Sie bedürfen gleichwohl der sprachlich-textuellen Explikation und Rahmung. „Sprache“ erscheint uns so als *die* Drehscheibe der Verständigung (und sprachliche Bedeutungen als Schlüsselgrößen des Verstehens). So wird es einleuchtend und plausibel, „dass die landläufige Meinung kommunikative Genauigkeit in den Wörtern sucht und nicht in der vollständigen Rede“ (Ungeheuer 1987: 142 [1975]). Alles muss durch die Eigensequentialität der Rede hindurch und heftet sich für unser Teilnehmerbewusstsein an die Wörter und scheint von ihnen direkt abzuhängen. Und

Explicationsversuche enthalten dann Aussagen darüber, was der sprachliche Ausdruck „hier“, „in diesem Zusammenhang“, „in nicht-wörtlicher Verwendung“ etc. bedeutet. Hinter solchen improvisierten Erklärungsversuchen verbirgt sich jedoch ein allgemeines Problem, das in den Text- und Kommunikationswissenschaften bisweilen unter der Überschrift „quaestio“ (von Stutterheim) oder „Problembezug“ von Texten und Kommunikationen (Ungeheuer) abgehandelt wird.

Was ist darunter zu verstehen? Jeder Text, jede Kommunikation, muss als Antwort oder Lösungsversuch zu einer (nichtsprachlichen!) praktischen oder theoretischen Aufgabe verarbeitet werden. Es ist der jeweilige Aufgaben- und Problembezug, durch den die pragmatische und kognitive Bündigkeit der sprachlichen Ausdrücke ausgerichtet wird. Kennen oder identifizieren wir das Problem nicht, auf das die Kommunikation antwortet, so suggeriert uns die Vertrautheit der verwendeten sprachlichen Ausdrücke Verstehen. Das freilich bleibt an der Oberfläche und dringt nicht zur quaestio vor. Man kann das an extremen und asymmetrischen kommunikativen Konstellationen veranschaulichen: Das (diagnostische oder therapeutische) Gespräch zwischen Psychiater und Patient leitet den letzteren vielleicht an zu erzählen und zu assoziieren. Als Außenstehende mögen wir „verstehen“, was der Patient erzählt – aber eben nicht, was es für die diagnostische oder therapeutische quaestio des Psychiaters „bedeutet“. Ähnlich haben Laien vor Gericht meist keine Ahnung über die juristischen Inferenzen dessen, was sie da aussagen. Man kann das abbuchen als Unterschiede in der Verstehenstiefe – aber auch als Differenz zwischen spezialdiskursiven und interdiskursiven Bezugssystemen.

Verstehen im Sinne von „mit den gebrauchten sprachlichen Ausdrücken vertraut sein“ und Verstehen im Sinne von „die gebrauchten Ausdrücke auf eine übergeordnete Fragestellung oder Problemlage beziehen“ (und sie womöglich als Lösung übernehmen) sind zweierlei. Und das bereits in ganz einfachen Zusammenhängen: Wenn A zu B sagt: *Tue x!* und B antwortet: *Den Teufel werd ich tun!*, dann hat B verstanden, aber die Übernahme der ihm angetragenen Problemlösung abgelehnt. Gleich,

ob das Geschehen auf der deontisch-sympraktischen Ebene oder auf der kognitiven Ebene spielt:

Ich verstehe nur zu gut, was er mich glauben machen will, glaube ihm aber kein Wort.

Das wäre eine mögliche Explikation zu einem übergeordneten theoretischen Problem. Wer im Bereich der politischen Selbst- und Fremddeutungsbegriffe über *Populismus* oder *Diversität* spricht, der möchte, dass seine Deutung des Geschehens von den Adressaten nicht nur verstanden, sondern übernommen wird. In der politischen Kommunikation müssen die Begriffe für diesen Zweck plausibel, vertraut und für die Identität des Rezipienten einladend, attraktiv sein. Und das sind sie niemals kraft ihrer (festen) Position im lexikalischen System einer Einzelsprache, sondern kraft ihrer evaluativen und konnotativen Aufladungen, die sie in einer Vielzahl werthaltiger Sprachspiele „getankt“ haben. Fast immer besteht ihre Leistung darin, dass sie ambivalente (und insofern schwer zu bewertende) Konstellationen auf eine eindeutige programmatische Formel bringen: Sie reduzieren kognitive und affektive Dissonanz.

Basis der Sinnerzeugung im Text – so meine These – sind eben nicht die sprachlichen Systembedeutungen im oben skizzierten Sinn, sondern die „noetischen“ Bedeutungen. Noetik steht hier für eine (phänomenologisch inspirierte) Theorie des *Gemeintens*, das in allen Akten der Sprachverwendung von den systemischen und einzelsprachlichen *Bedeutungen* klar abgesetzt ist. In den Akten der Sprachverwendung steuern wir nicht die sprachlichen Bedeutungen an, sondern mit ihrer Hilfe ein Gemeintes, das sich im Sprecherbewusstsein mit den Bedeutungen amalgamiert.

Da diese Aussage notgedrungen sehr abstrakt ist, will ich versuchen, das Gemeinte mit einem *exemplum* zu illustrieren: Ludwik Fleck hat in seinen (sprachtheoretisch sehr aufschlussreichen und ergiebigen) Arbeiten zur historischen Wissenschaftssoziologie (Fleck 1980, 1983) darauf hingewiesen, dass elementare Adjektivpaare wie *heiß/kalt* und *schwer/leicht* noch vor wenigen hundert Jahren einen ganz anderen Bedeutungsraum ausge-

füllt haben als heute, da sie gewissermaßen auch in ihrem alltäglichen Gebrauch wissenschaftlich objektiviert worden sind durch den Gebrauch von Thermometern, Waagen und anderem Gerät. Fleck zitiert einen Text von 1755 zu der Frage, warum ein Mensch nüchtern *schwerer* sei als nach dem Essen. Speisen, so der Autor im 18. Jahrhundert, vermehren die Geister, die luftig und feurig und damit *leichter* machen. Auch fröhliche Menschen seien *leichter* als traurige: „Auch ist ein Todter weit *schwerer*, als ein noch lebendiger, weil dieser voller Geisterlein ist, jener aber derselben beraubt ist“ (zitiert nach Fleck 1983: 105). Im semantischen Umkreis von *schwer* sammelten sich Elemente wie Schwermut, Schwerfälligkeit und Schwierigkeit (die nicht zufällig heute noch in die Wortfamilie gehören). Das Antonym *leicht* hingegen steht für Luft, Feuer, Lebenskraft, „Geisterlein“. Aus der Perspektive des heutigen, von der Waage objektiv geprägten Paares *schwer/leicht* erscheinen die objektiven Gewichtsangaben als eigentliche und wörtliche Bedeutung, die anderen als übertragen oder metaphorisch, was offenkundig die Verhältnisse auf eigenartige Weise verkehrt. Denn tatsächlich sind die objektiven Gewichtsbedeutungen eine kulturelle, an bestimmte Denkstile gebundene Spezialisierung und Objektivierung aus dem früheren, zu einem ganz anderen Denkstil passenden Gebrauch. Die so skizzierten Fakten würde jeder Linguist als „Bedeutungswandel“ der Dimensionsadjektive *leicht/schwer* behandeln. Und das hätte auch seine Richtigkeit. Mir geht es hingegen um etwas anderes: Was die Linguistik als Symbolbedeutung vergegenständlicht (und in den syntaktischen Kalkül einstellt), das ist zugleich ein variabler Kern für kulturelle Indexikalität. Und die wird (partiell) expliziert in den Ebenen textueller Relationen und Reflexionen. Wer die Probe für die gegenwärtige indexikalische Streubreite von *leicht/schwer* machen wollte, der würde ein Gefüge freilegen, zu dem etwa gehörte:

- [a] Sprecherbezug, Bewertung („leicht für mich“); „Schwerfälligkeit“;
- [b] Handlungsbezug („leicht zu tun“, adverbiales *leicht/schwer*);

[c] faktisches Gewicht (objektivierbares *leicht/schwer*).

Ganz ohne Anspruch auf Vollständigkeit (gradierendes *schwer* fehlt etc.). Welche Bezüge und Teilfelder jeweils aktiviert werden, lässt sich nur auf der Textebene ermitteln, durch den fallweise modifizierten Ausdruck oder Bezug. Mit expliziter Gewichtsangabe z.B. kann nur die objektiv messbare Dimension adressiert sein. Was aufgerufen werden kann, ist in den textuellen Umfeldern jeweils teilexpliciert durch „erreichbare“ Beziehbarkeiten. Sie bilden einen Pol der noetischen Bedeutung. Etwa ob der Modifikator *schwer* auf ein Buch, eine Weinkiste, eine Rechenaufgabe, eine Krankheit, einen Fehler, eine Kindheit etc. bezogen wird. Das ist trivial, und es hat damit zu tun, dass eigentlich von einer „festen“ Bedeutung nicht gesprochen werden kann bei einer Wortklasse wie den Adjektiven, die kategorial modifizierend sind. Nicht trivial und darstellungstechnisch relevant ist hingegen, dass kategorial modifizierende Wörter (und nicht nur die) variable Bezüge ansteuern und auswählen können: Ob im Umfeld der Äußerung: *Das ist doch leicht!* ein Koffer oder eine Aufgabe thematisch ist, das Adjektiv „sucht“ sich einen passenden Bezug im aktuellen Umfeld, Flecks Beispiel *leicht/schwer* zeigt uns, dass die sekundäre Indexikalität von Symbolen im Text stets zwei Pole aufweist: einen darstellungstechnischen Pol in den noetischen Dimensionen des Sprachsystems und einen historisch-kulturellen Pol in geteilten Annahmen und Schemata. Allenthalben finden wir in den lexikalischen Bedeutungen die Spuren der „quaestiones“, in deren Bearbeitung die Ausdrücke fungieren.

Auf der nächsten Ebene indizieren sprachliche Ausdrücke die kommunikativen Praktiken, in denen sie vorwiegend gebraucht werden (Maas 1985). Was Feilke (1994) als „idiomatische Prägnanz“ bezeichnet, das ist die Fähigkeit sprachlicher Ausdrücke, sich im Gebrauch mit einer konnotativen Aura zu umgeben, die bestimmte kommunikative Praktiken aufruft. Diese Aura kann in einzelnen (oft terminologischen) Ausdrücken verankert sein: Der Ausdruck *Phonem* verweist auf den Diskurs der Linguistik. Außerhalb wird er nicht *gebraucht*, sondern höchstens „zitiert“

(wie die Linguisten sagen). Viel interessanter sind aber die konnotativen Selbstindexikalisierungen, die an Syntagmen haften. Niemand kann *Wahrlich, ich sage euch...* aussprechen, ohne damit das Neue Testament und den christlichen Diskurs aufzurufen. Und wo ein Satz mit der Formel *Gegen diesen Bescheid...* beginnt, sind Sie in der Welt der Verwaltung und des Rechts. Während die *expliziten* Techniken des Framings und Reframings kommunikativer Episoden (vor allem in der Gesprächsanalyse und der Interaktionssoziologie Erving Goffmans) im Allgemeinen gut untersucht sind, hat man den Umstand übersehen, dass diese expliziten Rahmungspraktiken nur die verbreitete Fähigkeit sprachlicher Ausdrücke ergänzen, sich selbst indexikalisch zu rahmen, indem sie ihre typischen Umfeldler selbst aufrufen.

Das heißt freilich nicht, dass Ausdrücke nur in „ihrem“ Bezugsfeld gebraucht werden können, es heißt vielmehr, dass sie „ihr“ Bezugsfeld mitnehmen, wenn sie in anderen Feldern gebraucht werden. Die Formel von den *Risiken und Nebenwirkungen* findet man nicht nur in pharmazeutisch-medizinischen Beipackzetteln, sie importiert aber dieses Umfeld in ihre neuen Verwendungssphären. Diesen Effekt könnte man vielleicht als Konnotationstransfer bezeichnen. Je aufgeladener Formeln und Symbole in dieser Hinsicht sind, desto mehr nähern sie sich der Kollektivsymbole, die ihre spezifische Indexikalität in zahlreiche Zielsphären importieren können. Und je neutraler Ausdrücke und Wendungen in dieser Hinsicht sind, desto mehr gehören sie zur allgemeinen sprachlichen Darstellungstechnik, zum System der Sprache gewissermaßen. Auf diesem Neutralisierungskontinuum lockert und löst sich die Bindung der Darstellungstechnik an das Dargestellte.

Es ist daher nicht ganz leicht, die operative Reichweite solcher idiomatischer Prägnanzen genauer zu bestimmen. Das textuell Gemeinte hat jeweils (wie bereits skizziert) einen noetischen, der sprachlichen Darstellungstechnik zugewandten Pol und einen fachdiskursiven, dem jeweiligen kulturellen Spezialgebiet zugewandten Pol. Und die Grenze zwischen beiden Bereichen ist beweglich, verschiebbar. Was sich als Gemeintes intersubjektiv verfestigt, was sich gegen den einzelnen Kommunikationsakt

absetzt, das wird im jeweiligen Kommunikationsraum zum Element der „gemeinsamen Welt“ (Mannheim 1922 [1980: 289]). Wir erleben es als real, weil es textuell problemlos „heraufbeschwoen“ werden kann. In diesem Sinne spricht Mannheim (1922) von einer „Stabilisierung der Erfahrungsbasis“, die gleichwohl durchaus nicht an wirklich geteilten Erfahrungen hängt, sondern vielmehr mit perspektivischer Vielfalt und Erfahrungsdifferenzen durchaus vereinbar ist.

Am Beispiel einer textualisierten und im Druck niedergelegten Revolutionsrede argumentiert Mannheim (1922 [1980: 213]), durch Textualisierung würden Begriffe und Konstruktionen gewissermaßen aus dem antwortenden Erfahrungszusammenhang herausgerissen. Sie versorgen uns aber auch mit *Indizes* und *Vektoren*, mit deren Hilfe die fundierenden Erfahrungen (partiell) wieder aufgerufen werden:

Wir erfahren die Worte mehr oder minder nur von ihren uns alleine zugänglichen Allgemeinbedeutungen her und nicht aus ihrer einmaligen Bezogenheit auf den zusammen erlebten Erfahrungszusammenhang. (Mannheim 1922 [1980: 213]).

Von diesen letzteren bleiben nur die in der sprachlichen Noetik kumulierten und angelagerten „Vektoren“ sowie die darstellungstechnische Suggestion, dass etwas Bestimmtes und Bestimmbares gemeint sein müsse. Kommunikationen (so die Terminologie aus Niklas Luhmanns Soziologie) sind insofern „anschlussfähig“ – mit allen bekannten Folgen: Ist ein Text niedergelegt, kann jeder Rezipient die verfügbaren Vektoren mit eigenen Wissensbeständen verknüpfen (und dabei die eigenen Assoziationen und Kohärenzkriterien verwenden). Wachsende historische und kulturelle Abstände in der zerdehnten Textsituation kommen hinzu. Alsbald etablieren sich textbezogene Spezialdiskurse (Literaturwissenschaft, Theologie, Philosophie, Geschichte...), die Mindestanforderungen an Kohärenz und Angemessenheit für Interpretationen einzuführen suchen. Für deren Einhaltung gibt es freilich kaum objektivierbare Prüf- und Messverfahren, die nicht selbst wieder nur indexikalisch mit Text und Deutung verbunden

sind. Die „Rückverankerung“ etwa politisch-sozialer Begriffsbestände in den sie fundierenden gemeinsamen Erfahrungen ist ein anspruchsvolles (und meist nicht annähernd erreichbares) Ziel (in der Begriffsgeschichte). Wir sind nämlich auf diejenigen Vektoren und Restbestände angewiesen, die in unserer jeweiligen Gegenwart aktiviert werden können.

Es ist ein linguistisches Axiom, dass man sich in jeder Einzelsprache auf alles Nicht- und Außersprachliche beziehen könne. Aber die jeweilige Einzelsprache ist nur die erste und grundlegende Schicht im textuellen Aufbau von Sinn. Ihre Eigenleistung reicht bis zum durchschnittlich Gemeinten (zur noetischen Ebene), das die Grenzschicht zwischen Darstellungstechnik und Sinn markiert. Die Noetik ist ein „doppelter Spiegel“. Von der einen Seite betrachtet reflektiert sie die einzelsprachlichen Verfahren der Sinnproduktion, von der anderen Seite betrachtet reflektiert sie die kulturelle Streubreite spezialdiskursiver Sphären, in welche sich die Kategorien des Gemeinten verzweigen.

An dieser Stelle ist es angebracht, an ein sprach- und texttheoretisches Denkexperiment zu erinnern, das der (hierzulande weitgehend unbekannt) US-amerikanische Sprachphilosoph und Literaturtheoretiker Kenneth Burke (1966) bereits in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts vorgeschlagen hat. Es geht folgendermaßen: Wir sind alle so sehr gefangen in der (Augustinischen) Modellvorstellung, wonach die Wörter, die sprachlichen Zeichen, Zeichen für Dinge sind. Wenn nicht für wirkliche Dinge (Referenten), dann eben für fingierte. Burke (1966: 359ff) schlägt vor, probeweise einmal diese Position umzudrehen und davon auszugehen, dass nicht die Wörter Zeichen der Dinge, sondern die Dinge Zeichen der Wörter seien. Wörter, so fährt er fort, stehen gewissermaßen wie Überschriften für komplexe nichtsprachliche Situationen, in denen sie semiotisch eingelöst werden können. Die „Dinge“ sind die Zeichen, in denen sprachliche Ausdrücke bündig auf- und eingelöst werden können.

Zu den für unsere alltägliche *linguistic ideology* maßgeblichen und paradigmatischen Vorstellungen von (sagen wir) guter Referenz auf konkrete, singuläre Objekte gelangen wir deswegen so mühelos, weil Ausdrücke wie *Haus, Baum, Auto, Mensch*

etc. gute, durch unseren angeborenen Konzeptapparat gestützte Einlösungen und Verkörperungen vertreten, Kürzel und „Überschriften“ für transsituativ erfahrbare Knotenpunkte sind. Von vornherein konzeptuell abgegrenzte Objektklassen sind prägnante Zusammenfassungen für das, was der Ausdruck seinerseits zusammenfasst. Wenn wir aber solchermaßen nicht mit den „Dingen“ anfangen, die bezeichnet oder repräsentiert werden, sondern mit den Sprachzeichen, die semiotisch „verkörpert“ werden in selbst wieder zeichenhaften Bezugssystemen, dann verstehen wir plötzlich, dass und wie auch „abstrakte“ Ausdrücke wie *heiß/kalt* oder wie *Verbrechen, Krankheit, Gesellschaft* etc. zu *terministic screens* gehören,² die wie ein Aufmerksamkeit steuerndes Netz über unsere Erfahrungen geworfen werden und die selbst Beobachtungen erst generieren. Dann wird evident und nachvollziehbar, dass auch ein und derselbe Ausdruck von ganz unterschiedlichen Konstellationen „repräsentiert“ werden kann. Unsere Vorstellung von „guter“ Referenz besagt eigentlich, dass es Erfahrungsobjekte gibt, die den Inhalt eines Ausdrucks „gut“ darstellen und vertreten – so wie manche Wörterbücher unter dem Lemma „Fahrrad“ ein Fahrrad abbilden! Für ein besseres Verständnis der komplexen textuellen Verhältnisse zwischen einzelsprachlicher Bedeutung, noetischer Membrane und diskursivem Sinn scheint mir dieses heuristische Denkexperiment sehr fruchtbar zu sein. Was die Linguisten etwas unbeholfen einen „Textreferenten“ nennen (und was bekanntlich problemlos erzeugbar und beliebig vermehrbar ist!), das ist ja selbst nichts anderes als ein Zeichen, das den Text interpretiert. Aber das kann ich leider nicht vertiefen.

Daraus folgt: Für die Rekonstruktion der noetischen Membrane zwischen Sprachtechnik und Textsinn bedarf es einer

2 Als *terministic screens* bezeichnet Burke (1966: 44–62 und öfter) Systeme aufeinander bezogener sprachlicher Ausdrücke, mit deren Hilfe wir Sinn und Bewertung in unsere Beobachtungen hineinragen. Was wir „sehen“ können, ist überwiegend in den Inferenzen unserer *terministic screens* angelegt, und insofern sind sie gewissermaßen die Anleitung unserer Wahrnehmung: Wahrnehmungsprogramme.

methodischen Fiktion. Abgeschnitten werden müssen die konkreten Verweiseleistungen, die aus einem Text zu einem speziellen Redeuniversum (Diskurs) führen und nur dort bündig werden. Stellen Sie sich vor, Sie hätten einen Text vor sich, mit dessen Redeuniversum Sie nicht vertraut sind; einen Gesetzeskommentar als Nicht-Jurist, einen medizinischen Forschungstext als Nicht-Arzt, eine Abhandlung aus der theoretischen Physik als Nicht-Physiker etc. An einem solchen Text können Sie nur „verstehen“, was durch die sprachlichen Verfahren alleine repräsentiert werden kann. Alles, was darüber hinausgeht, bliebe Ihnen verschlossen, solange es nicht in eine *interdiskursive* Varietät übersetzt wird. Der Interdiskurs ist die (idealisierte) Ebene der sprachlichen Resynthese funktionsteiliger Fachdiskurse „für jeden“. Wenn der Arzt Ihnen Ihre Krankheit erklärt oder der Steuerberater das Steuerrecht, dann übersetzen beide ins Interdiskursive. Und wenn Ihnen die Gazetten den Brexit erklären wollen, dann verwenden sie die kollektivsymbolische Sphäre der Ehescheidung, die allen hinreichend bekannt ist und die ihre Konnotationen gerne für den Transfer zur Verfügung stellt.

Auch das alles ist im Kern trivial, aber in den texttheoretischen Konsequenzen kaum erforscht und kaum expliziert. Der Einsatz reindexalisierter Symbole (bis hin zu den multipel einsetzbaren Kollektivsymbolen) setzt voraus, dass die textuelle Identifizierung des Gemeinten und dessen symbolisch-konnotative Charakterisierung sauber trennbare Aufgaben sind. Die Rede von *Scheidung* in Sachen Brexit kann nur funktionieren, wenn ich noetisch identifizierend alle „Adressen“ einsetzen kann: die Eheleute sind Großbritannien und die EU, die Gerichtsverhandlung spielt in den Institutionen der EU, die Vereinbarungen regeln das künftige Verhältnis einschließlich der gegenseitigen Verpflichtungen etc. Wenn die noetischen Identifizierungen einmal geleistet sind, verschiebt sich der Schwerpunkt der sprachlichen Dramaturgie auf die kognitiven und evaluativen Charakterisierungen.

[4] Texte als Feldopportunisten

Jeder Textbegriff muss Fragen nach den Quellen des Textsinns beantworten können. In der Vor- und Frühgeschichte des Begriffs sind Texte der Garant für die Wiederholbarkeit von Sinn. Wer Texte autoritativ auslegte, der verstand und präsentierte sich gewissermaßen als Sprachrohr der im Text selbst vergegenständlichten Autorität. Schleiermachers klassische Hermeneutik etablierte dann ein zweipoliges Modell der Zurechnung von Sinn: einmal auf den Autor („psychologische Interpretation“) und einmal auf den Sprachgebrauch der Zeit („grammatische Interpretation“) – das ist natürlich vereinfacht. Heute (nach dem Abflauen radikal konstruktivistischer Moden, die den einzelnen Rezipienten als exklusive und einzige Sinnquelle führen und jede Wiederholbarkeit von Sinn für eine fromme Fiktion halten) wäre man wohl eher zu Modellen mit weiteren Instanzen und mit „praktischen Idealisierungen“ geneigt:

[a] Einen darstellungstechnischen Halt hat die Sinnzuschreibung im sprachlichen Systemwert der Zeichen und Konstruktionen (*valeur* nach de Saussure); die operative Entsprechung dieser Ebenen ist das, was sich Sprachbenutzer als (lexikalische) Bedeutung eines Ausdrucks zurechtlegen.

[b] Einen weiteren Halt bieten die Umfeldler des Sprechens (Zeigfeld, Handlungsfeld, geteilte Aufmerksamkeit, Kenntnis der Sachen etc., vgl. Coseriu 1981); hier wiederum ist die operative Entsprechung das, was der Rezipient sich als das „in diesem Falle Gemeinte“ zurechtlegt.

[c] Hinzu kommen „Rahmungen“ (frames) im weitesten Sinne des Wortes, teils explizite (Buchtitel, Überschriften, Behördenbriefe...), teils implizite, aus den sprachlichen Formen und Konstruktionen sowie aus dem diskursiven Duktus selbst erschließbare, textuelle *reframings* (Dialoge im Roman etc.). Sie operieren als Instruktionen für die zu aktivierenden verstehensrelevanten Umfeldler.

[d] Schließlich noch die praktischen Idealisierungen der Teilnehmer, die insofern dazugehören, als sie vorgenommen werden müssen, auch wenn sie faktisch nicht gegeben sind: Idealisierung des *common ground*, des geteilten Wissens, der Austauschbarkeit der Perspektiven (im Sinne von Alfred Schütz).

Nicht zu allen Punkten kann ich hier Erläuterungen anbieten. Über [c] ist bereits gesprochen worden. [a] scheint, wie oben angedeutet, eher in den Bereich der metasprachlichen Vergewisserungspraktiken zu gehören (und ergo von geringer operativer Relevanz zu sein). Aus meiner Sicht wäre Punkt [a] zu ersetzen durch eine (noetische) Theorie des durchschnittlich Gemeinten. Wenn nämlich die textuell-kommunikative Bedeutung sprachlicher Ausdrücke durch ihren Code- bzw. Systemwert nicht determiniert ist, dann hilft „knowing the meaning“ auch nicht wirklich bei ihrer textuell-praktischen Verwendung (vgl. hierzu Harris 1996: 152). Die Systembedeutungen, wie Sprecher sie sich im Durchschnitt zurechtlegen, wären dann wiederum bestenfalls ein Faktor unter [d], wo es um idealisierte Vergewisserungspraktiken der Teilnehmer geht, die davon ausgehen (müssen), dass die Codebedeutungen allen Teilnehmern bekannt sind.

Daher hier nur einige Bemerkungen zu [b] und [d]:

Ad [b]: Wenn wir vom Textzeigen, von der Übertragung von Zeigemechanismen in die Ebene der Redekette selbst, sprechen, dann denken wir gewöhnlich an die Phorik der Linguisten (geordnete anaphorische und kataphorische Beziehungen zwischen Pronomina und ihren referierenden Antezedenten bzw. Folge-NPs) sowie vielleicht noch an Zeigeoperationen im Textraum selbst wie *das erwähnte, genannte, obige XYZ*. Tatsächlich müssen wir davon ausgehen, dass bei der Textualisierung des Sprechens nicht nur ein Umbau der genuin deiktischen Zeigefeldoperationen stattfindet, sondern eine umfassende Reorganisation der gesamten Indexikalität des Sprechens (zum Begriff Indexikalität in diesem Zusammenhang Auer 1999).

So wichtig die genuin deiktischen und sympraktischen Zeichenkomplexe aus Laut, Körperorientierung und Gestik interaktionssoziologisch auch sind, in *face-to-face*-Lagen stehen sie immer als Ressource zur Verfügung, – die eigentliche höhere Sprachentwicklung geht in Richtung eines „Abbaus der unmittelbaren, nicht in Eigenbewegung verfügbaren Kontaktstellen mit der Welt“, um erneut eine Formulierung von Gehlen (1974: 202) zu zitieren. Die sprachlichen Kommunikationen virtualisieren schrittweise ihre Nahtstellen mit der Sprechsituation, ohne sie jemals ganz zu verlieren, und sie übernehmen und integrieren im gleichen Prozess Beziehbarkeiten in einem vom Sprechen selbst aufgebauten kognitiven Orientierungsraum.

Garrod (2011) untersucht experimentell Referentialisierungsprozesse in monologischen und dialogischen settings, teils mit, teils ohne verfügbare Bündigkeit in den Gegenständen der materiellen Umgebung. Er vergleicht monologische, durch Lesen eines schriftlichen Textes induzierte Routinen mit sympraktischen Zeigfeldprozessen:

In the first case, these will be processes aimed at constructing a coherent and parsimonious situation model on the basis of what has been read so far. In the second case, they will be processes aimed at establishing mappings between the utterances under interpretation and a model based on the visual world in view. (Garrod 2011: 276)

Abgesehen von der sensualistisch-kognitiven Axiomatik, die hier durchscheint, konfrontiert dieser Passus die Bündigkeit sprachlicher Ausdrücke im Außenfeld der Teilnehmerorientierung mit der Bündigkeit im sprachlich aufgebauten Situationsmodell. Letzteres steht, in der typischen Lesesituation, für die ultimative Reduktion des Wirklichkeitskontaktes, der mittels sprachlicher Techniken zu erreichen ist. Ein erzählerischer Text, sagen wir: ein Roman, bewegt sich bzw. den Leser ganz in einem Orientierungsraum, den er selbst aufgebaut hat – aber natürlich die umfassende Sach-, Welt- und Texterfahrung des Rezipienten voraussetzend. Die Konfrontation dieser beiden *settings* sug-

geriert aber womöglich eine größere Differenz, als tatsächlich besteht, weil nämlich die Ausdrücke noetisch ihre virtualisierten Weltbezüge auch mitführen, wenn sie in materiellen Gegebenheiten bündig werden. Was im schriftlichen Textmodus der Endpunkt der Verarbeitung ist, wird dann zusätzlich zu einer Such- und Orientierungshilfe für die Wahrnehmung. Es gibt jedenfalls eine Lesart, in der Ludwik Flecks Äußerung, wir könnten nur sehen, was wir auch sprachlich konzeptualisiert haben und somit „wissen“, ziemlich genau der Wahrheit entspricht.

Entgegen dem ersten Anschein wächst in der Textualisierung sogar die Funktionslast der Indexikalität, die dann nur noch in geteiltem Wissen bündig werden kann und nicht mehr in der laufenden Wahrnehmung und Praxis. Während der kindliche Spracherwerb erweist, dass geteiltes *Wissen* für Verständigung zunächst nicht unbedingt erforderlich ist, wächst dessen Rolle kontinuierlich im Laufe von Erwerb und Ausbau. Interaktives *online-processing* mit seinem Zeitdruck organisiert augenblicklich verfügbare Ressourcen für die Aufmerksamkeit. Für textuelles *offline-processing* gilt: Es steht alles zur Verfügung, was die bisherige Verarbeitung als Fundus aus den Erfahrungsbeständen „aufgerührt“ und der laufenden Orientierungen verfügbar gemacht hat. Echte Deixis in der Sympraxe lebt von der „Durchsichtigkeit der Kontexte“ (Tracy 1983: 120). Aber auch da gilt schon die Einschränkung gegenüber der klassischen Raum-Zeit-Konzeption von Deixis: „Much of what looks like space is really about memory, prior talk, background knowledge, perception, ownership and other social relations.“ (Hanks 2005: 197) – Indexikalität eben. Und bereits in der Sphäre der *online*-Mündlichkeit reichert sich der verfügbare Verweisraum permanent an, drängt über das raum-zeitlich Gegebene hinaus in „konjunktive“ (geteilte und versprachlichte) Wissensbestände. Der Abbau der unmittelbaren Kontaktstellen mit der laufenden Wahrnehmung beginnt bei den deiktischen Ausdrücken keineswegs erst mit der Schriftlichkeit. Viel eher schon mit dem Erzählen.

Um wenigstens per *exemplum* aus der Sphäre der theoretischen Behauptung in die textuelle Wirklichkeit zu gelangen, ein paar Beispiele für darstellungstechnisch organisierte Indexi-

kalität. Alle Prädikate (und viele Nenneinheiten) sind aufgeladen mit Argumentrelationen. Werden etwa Verben substantiviert, so müssen im prädikativen Stamm angelegte Argumentrelationen nicht mehr explizit gefüllt werden.³ Oft löscht oder schluckt auch das Substantivierungsmuster bestimmte Argumentstellen und richtet das Derivat auf andere aus. Aus Porzigs (1930) Lehre vom sprachlichen Abstraktum kennen wir den textuellen Mechanismus, der aus einer deprädikativen Nominalisierung einen Ausdruck macht, welcher die Argumente des zugrunde liegenden Prädikats weiterhin indexikalisch mitführt. Aus der expliziten prädikativen Konstellation des verbalen Umfeldes wird im Umfeld der Nominalisierung ein bloß indexikalisch angespielter Verweisraum:

Jahrelang belagerten die Römer Carthago. Die Belagerung...

Hier versteht es sich textuell, dass die im Folgesatz gemeinte Belagerung eben die Carthagos durch die Römer ist, obwohl das nicht explizit gesagt werden muss. Dieser Typ von Indexikalität qua Prädikatsnominalisierung bildet den einen Pol des Kontinuums. Der andere wird sichtbar, wenn sich solche Nominalisierungen gewissermaßen noetisch auf die Hinterbeine stellen und verwendet werden können, ganz ohne dass überhaupt *bestimmte* Argumentbezüge angespielt werden müssen. *Fortschritt, Entwicklung, Globalisierung* etc. sind Kollektivsingulare und Bewegungsbegriffe, in denen eine Vielzahl kultureller *stories*, Narrative, Deutungsschemata gebündelt vorliegt. Sie können selbstverständlich ihre Argumentrelationen spezifizieren und explizieren (*die Entwicklung eines neuen Dieselmotors durch VW*), wirken aber als politische Begriffe gerade durch die Vielfalt dessen, was sie indexikalisch anspielen können (und eben *nicht* fallweise ausführen *müssen*).

3 „Wenn die Deutschen heute über Nachrüstung diskutieren, ist meistens der Diesel gemeint“, titelt die SZ am 5.2.19 – In den 1980er Jahren wäre „Nachrüstung“ unweigerlich im Feld der Friedensbewegung und des NATO-Doppelbeschlusses indexikalisiert worden.

Einen guten Beleg für die „feldopportunistischen“ indexikalischen Streuungen sprachlicher Ausdrücke liefern zudem fachdiskursive terminologische Definitions- und Fixierungsversuche solcher Ausdrücke. Wer versucht, *Diebstahl* juristisch oder *Intelligenz* verhaltenspsychologisch einzuhegen, der hat jedenfalls ein praktisches Bewusstsein davon, dass solche Ausdrücke im alltäglichen Gebrauch indexikalisch streuen. Solche Terminologierungsversuche verändern die semiotische Konstellation gegenüber dem sprachlichen Alltag einerseits gar nicht (einen Ausdruck definieren ist ja auch eine metasprachliche Alltagspraxis), andererseits aber verändern sie diese Konstellation erheblich: Jede Begrenzung und Befestigung eines Sprachzeichens macht dieses Zeichen zum Interpretanten einer Situation, die jetzt ihrerseits zum Zeichen für den terminologisch fixierten Inhalt wird. Ein Richter muss entscheiden, ob der vorliegende Fall/Tatbestand als Zeichen für den juristisch fixierten, in Gesetz, Kommentar, Rechtspraxis umgrenzten und sedimentierten Rechtsinhalt gewertet werden kann. Die Zeichenbeziehung spielt sich zwischen zwei gleichermaßen veränderlichen Größen ab, deren eine institutionell (und hermeneutisch) stabilisiert wird. Ihre offene Indexikalität soll nicht stören. Der Fall wird so lange interpretiert, bis er auf den Rechtsinhalt passt oder eben nicht passt – und vice versa. So gesehen ist die Bedeutung rechtssprachlicher (und anderer) Termini in keiner Weise „genauer“ als die alltagssprachlicher Ausdrücke. Etabliert wird ein institutionelles Verfahren der Explikation. Der kommunikative Alltag braucht in der Regel keine Verfahren, in denen entschieden wird, welche Sachverhalte als Zeichen für die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke gelten sollen. Das kann entweder strittig bleiben (in politischen Diskursen) oder es wird fallweise nach pragmatischen Notwendigkeiten entschieden.

Eine solche (von Kenneth Burke 1966 empfohlene; s. u.) probeweise Umkehr der semiotischen Perspektive ist sicher nicht mehr als eine Heuristik, die uns erlaubt, denkerisch aus den Zwängen auszusteigen, die mit unserer *linguistic ideology* einhergehen. Für die sind es immer die Sprachzeichen, die für etwas „da draußen“ stehen. Was wir „da draußen“ sehen, steht aber eben

auch als Zeichen für die Merkmale und Inhalte, die sich für unser Bewusstsein just in den sprachlichen Ausdrücken befestigen und verkörpern. Der Perspektivenwechsel lehrt: Was wir deuten, sind niemals bloß die Zeichen, in denen sich Sinn für uns verkörpert und befestigt. Es sind immer Zeichen-Umfeld-Konstellationen, in denen mal die eine, mal die andere Seite führt.

Insofern ist es terminologisch mehr als seltsam, dass Strukturlinguisten den Ausdruck „Pragmatik“ als Bezeichnung für das verwenden, was zum (vermeintlich primären) denotativen Textsinn ergänzend hinzukommt (vgl. Silverstein 1993: 41). Tatsächlich ist der denotative Textsinn eher das, was bleibt, wenn die pragmatischen Umfelder des Sprechens gelöscht und denotativ hilfswise rekodiert sind. Eine mögliche Eigenschaft von Texten ist die metapragmatische Rekodierung von Ereignissen, nicht zuletzt auch von Sprechereignissen:

Insofar as text represents events, particularly events of using language, the text is explicitly a metapragmatic discourse about such events. (Silverstein 1993: 35)

Nach der produktiven wie nach der rezeptiven Seite wird die (sprachliche) Kommunikation durch indexikalische Gestalt-schließungszwänge gesteuert, die selbst in hohem Maße flüchtig bleiben. Was wir als Sprachausbau zu verstehen suchen, das sind (wenigstens teilweise) die mehr oder minder erfolgreichen Versuche der metasemantischen und metapragmatischen, der musterhaften Rekodierung von flüchtiger Indexikalität. Und was uns als erfahrenen Text- und Schriftnutzern dabei als äußerst stabil (und zugänglich für Praktiken der Vergewisserung) erscheint, das ist eben die denotative Ebene, der „Referenz-und-Prädikation“-Text (vgl. hierzu ausführlicher Knobloch 2003).

Ad [d]: Der typische literate Text (Maas 2010) adressiert in aller Regel einen „generalisierten anderen“ (G.H. Mead; vgl. Maas 2010). Das heißt aber nicht, dass die fragliche Generalisierung grenzenlos oder einfach mit der Sprachgemeinschaft identisch wäre. Sie steht vielmehr für ein Kollektiv, das durch sprachlich

gebundene und im kollektiven Erfahrungsraum verankerte Erfahrungsbestände gebildet und definiert wird. Und auch innerhalb dieser *community* ist die Generalisierung immer zugleich auch eine kontrafaktische soziale Idealisierung. Das wird sie erst recht an den Grenzen und Übergängen zwischen verschiedenen fachdiskursiven *communities*. Texte stiften Verknüpfungen zwischen individuellen Erfahrungsräumen. Das scheint mir eine gute, heuristisch fruchtbare axiomatische Ausgangsdefinition. Wer etwa politische Epochenbegriffe, Selbsteutungen etc. verwendet, der tut das mit der praktischen Idealisierung einer (natürlich so niemals gegebenen) Austauschbarkeit der Standpunkte. Sie beinhaltet, dass seine Adressaten, stünden sie da, wo er steht, den Begriff ebenso gebrauchen und verstehen würden wie er selbst.

Mit wachsendem zeitlichen und kulturellen Abstand zwischen Produktion und Rezeption verschärft sich diese Diskrepanz, ohne dass die praktische Idealisierung aufgegeben würde. Jeder kennt den Fall, da ein naiver Rezipient meint, einen Text vollkommen zu verstehen, den er lediglich seinen eigenen Erwartungen und Präferenzen anpasst (und keinerlei Mühe darauf verwendet, die Produktionsbedingen der Sinnvorlage zu rekonstruieren). Ohne jede Rückkopplung mit dem Produzenten kann jeder Rezipient mit einem Text machen, was er will. Und schon der nächste andere Rezipient wird womöglich einen ganz anderen Sinn aus der Vorlage extrahieren und seinen Vorgänger der Willkür bezichtigen. Die Mahnung der Historiker, es gebe gegen alle historiographischen Deutungen ein „Vetorecht der Quellen“ wirkt da etwas hilflos, da nur eine *interpretierte* Quelle Vetorechte beanspruchen kann. Bei literarischen Quellen gilt es umgekehrt als Qualitätsausweis, wenn sie sich als „polyvalent“ erweisen und auch in neuen kulturhistorischen Zusammenhängen noch (oder wieder) Interpretationsressourcen abwerfen. Ich halte wohlgermt all diese Weiterungen keineswegs für Chimären. Sie sind berechtigt und müssen nur methodisch eingeeht werden. – Kurz: Aufbewahrt wird nicht der Sinn, sondern eine immer strittige Vorlage für die indexikalische Sinnkonstruktion. Wer mit historischen Texten arbeitet, der hat trivialerweise

immer die doppelte Aufgabe, die in den Begriffen und Konstruktionen konnotativ aufbewahrte Innenperspektive der Produktion zu rekonstruieren und sie in Beziehung zu setzen zum aktuellen Erfahrungs- und Erwartungshorizont der Rezeption. Das steht in jedem Hermeneutiklehrbuch.

Mir geht es aber noch um etwas anderes: Auch bei textueller Kommunikation in (zeitlich, sachlich und sozial) eng koordinierten Erfahrungsräumen, mit elaboriertem *common ground* sind Begriffe und Konstruktionen niemals *bedeutungsfest* und niemals *bedeutungsgleich*. Das ist aber keine Kalamität, sondern im Gegenteil die Voraussetzung für die kognitive Produktivität des Austauschs. In jedem Lautkörper wird Erfahrung vergesellschaftet und gebündelt, aber die textuelle Reindexikalisierung der sprachlichen Bestände sorgt zugleich dafür, dass die faktische Verschiedenheit der gebündelten und festgehaltenen Erfahrungen nicht restfrei verloren geht. Nur darum können etwa historische Begriffe den Wandel der Erfahrungen und Erwartungen, auf denen ihr Funktionieren beruht, für die Nachwelt rekonstruierbar speichern: in ihren Umfeldern, Verwendungsweisen, in deren Wandel und Verschiebung.

In der oraten *face-to-face*-Kommunikation mit ihrer *online*-Logik fallen die kommunikative und die kognitive Seite der verwendeten Ausdrücke unmittelbar in eins. Jeder „zweite“ Zug indexiert eine Interpretation des „ersten“, die der Initialsprecher annehmen oder korrigieren kann. Jeder textualisierte (wiederholt zuwendungsfähige) Ausdruck potenziert hingegen die Trennung zwischen den kommunikativen und kognitiven Dimensionen des Sprechens. Eben dadurch entsteht eine kognitiv wie kommunikativ dynamische Konstellation, in der Deutungen gegen einander gesetzt, Perspektiven ausgelotet, Indexikalitäten verglichen werden können. Das textualisierte Wort ist eine Schnittstelle, eine Membran. Was in naiven und spontanen Rezeptionsakten mehr oder minder automatisch einrastet, das sind die gebräuchlichen noetischen Bedeutungen und Bezüge der Ausdrücke und Konstruktionen. Von ihnen aus muss die Rezeption in das Geflecht der teilexplicierten fachdiskursiven Bündigkeiten vordringen.

[5] Fazit

Die „Umfelder des Sprechens“ (Coseriu 1981) müssen darstellungstechnisch adressiert werden. *Wie* sie adressiert werden, das herauszubekommen ist die Aufgabe der Sprachwissenschaft. *Was* da an Wissen, Tradition, fachlich und disziplinär adressierbaren Beständen und Tatsachen jeweils adressiert wird, das haben die Philologen versucht, in die Sprachforschung hineinzuziehen. Heute wäre das Hybris und Überdehnung der fachlichen Deutungsmacht. Das *Wie* freilich, das Studium der Membranen und Schnittstellen zwischen der Sprachlichkeit der Darstellungstechnik und der noetischen Basierung des Gemeinten, liefert reichlich Stoff für textlinguistische Arbeit.

Im Allgemeinen gelten (schriftliche) Texte als vergleichsweise „selbstgenügsam“ und wenig kontextabhängig im Vergleich mit gesprochener und direkter face-to-face-Interaktion. Das ist aber nur die halbe Wahrheit, oder besser: eine optische Täuschung, weil durch die textuelle Reorganisation und Streuung von Indexikalität die Kontext- und Umfeldabhängigkeit der Verarbeitung auch wieder steigt. Der Glaube, Texte seien zusammengesetzt aus Propositionen ist ebenfalls ein logistischer Irrglaube, denn Propositionen hängen in ihrer „Existenz“ ab von der (auch in der Linguistik!) populären Ideologie, die sich Sprache epistemologisch aus der Kombination von „Referenz und Prädikation“ zurechtlegt.

Text – so wäre zu resümieren – ist ein approximatives Konzept für den Sprachausbau, für die Möglichkeit, die Aufmerksamkeit eines Rezipienten entlang der aufgezeichneten, re-repräsentierten Redekette zu steuern. Qua Aufzeichnung ist wiederholter Zugriff auf die Ausdrucksseite möglich. Approximativ, weil für diese Möglichkeit eine Fülle geteilter Bestände, *common ground*, erforderlich ist, weit über die „gemeinsame Sprache“ (= Darstellungstechnik) hinausgehend. Sprachausbau bedeutet, so gesehen, für die sprachliche Darstellungstechnik selbst, die Erweiterung und Vervielfältigung des „Meinbaren“, der Schnittstellen zwischen dem „System“ und der Masse der Spezialdiskurse. Um es noch einmal mit den Worten von Kenneth Burke zu sagen:

People usually think that the nonsymbolic realm is the clear one, while the symbolic realm is hazy. But if you agree that the words, or terms, in a book are its „facts“, then by the same token you see there is a sense in which we get our view of *deeds* as facts from our sense of *words* as facts, rather than *vice versa*. (Burke 1964: 147)

So gesehen verfolgen wir bei der kognitiven Verarbeitung von Texten die „Tatsachen“, die von „festen“ sprachlichen Ausdrücken in wechselnden Kontexten und Umfeldern hervorgebracht werden können. Über die Vielfalt der in sprachlichen Ausdrücken sedimentierten Textualisierungspraktiken bauen die Sprachzeichen ihr noetisches Potential aus.

Was die Kompetenz der Individuen betrifft, so scheint der textuelle Ausbau derselben dem kulturhistorischen Entwicklungsgesetz zu folgen, das der sowjetische Psychologe Lew Wygotski vor beinahe 100 Jahren so formuliert hat: Alle höheren kognitiven und sozial-kulturellen Funktionen treten in der individuellen Entwicklung zweimal auf, zuerst in der interpsychischen Ebene, zwischen den Individuen, in der Interaktion, und erst später, qua individueller Aneignung werden sie zu intrapsychischen, individuellen Fähigkeiten.⁴

Da natürlich Sprachen stets mit den vorhandenen Beständen arbeiten, muss es strukturell, auf der Ebene des Systems, nicht wirklich viel sein, was (bildlich gesprochen) hinzukommt beim textuellen Ausbau. Was in der Literatur häufig als Folgen einer dominanten Schriftkultur gelistet wird (Periodenbau, rekursive und informationsverdichtende Phrasen- und Satzkonstruktionen, Epistemische Modalität etc.; vgl. Sampson, Gil & Trudgill 2009), entstammt in der Regel der Grammatikalisierung und Lexikalisierung (und der multiplen Noetisierung) vorhandener Bestände.

4 Die Hauptschwäche der modernen kognitiven Linguistik (Chomskyscher Prägung) besteht darin, dass sie den individuellen Endzustand der entwickelten Sprachkompetenz bereits als angeborenen Anfangszustand unterstellt. Hierdurch wird der kulturelle Ausbau der biologischen Sprachfähigkeit marginalisiert.

Literatur

- Auer, Peter (1999): „Indexikalität/Reflexivität (Harold Garfinkel)“. In: ders.: *Soziale Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern*. Tübingen: Niemeyer. S. 127–135.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.
- Burke, Kenneth (1964): *Terms for Order*. Bloomington, Ind.: Indiana UP.
- Burke, Kenneth (1966): *Language as Symbolic Action. Essays on Life, Literature, and Method*. Berkeley, L. A.: Univ. of California Press.
- Coseriu, Eugenio (1981): *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Ehlich, Konrad (1984): „Zum Textbegriff“. In: Rothkegel, A. & Sandig, B. (Hrsg.): *Text – Textsorten – Semantik*. Hamburg: Buske. S. 9–25.
- Feilke, Helmuth (1994): *Common-sense-Kompetenz*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Feilke, Helmuth & Hennig, Mathilde, Hrsg. (2016): *Zur Karriere von „Nähe und Distanz“. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells*. Berlin: DeGruyter.
- Fleck, Ludwik (1980): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fleck, Ludwik (1983): *Erfahrung und Tatsache*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1973): *Die Archäologie des Wissens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Garrod, Simon (2011): „Referential Processing in Monologue and Dialogue with and without Access to Real-World-Referents“. In: Gibson, Edward A. & Pearlmutter, Neil J. (eds.): *The Processing and Acquisition of Reference*. Cambridge, Mass.: MIT Press. S. 273–294.
- Gehlen, Arnold (1974): *Der Mensch*. 10. Aufl. Wiesbaden: Athenaion.
- Hanks, William F. (2005): „Explorations in the Deictic Field“. In: *Current Anthropology* 46,2. S. 191–220.
- Harris, Roy (1996): *Signs, Language and Communication*. London: Routledge.
- Hausendorf, Heiko & Kesselheim, W. & Kaot, H. & Breitholz, M. (2017): *Textkommunikation*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Hutton, Christopher (1996): „Law Lessons for Linguists? Accountability and Acts of Professional Classification“. In: *Language and Communication* 16,3. S. 205–214.

- Kaznelson, Solomon D. (1974): *Sprachtypologie und Sprachdenken*. München: Hueber.
- Knobloch, Clemens (2003): „Zwischen ‚Ursuppe‘ und ‚letzter Instanz‘-Kommunikation in der Linguistik“. In: Richter, Helmut & Schmitz, Walter (Hg.): *Kommunikation – ein Schlüsselbegriff der Humanwissenschaften?* Münster: Nodus. S. 231–246.
- Knobloch, Clemens (2005): Artikel „Text / Textualität“. In: Barck, Karlheinz et al. (Hg.): *Ästhetische Grundbegriffe*, Band 6. Stuttgart & Weimar: Metzler. S. 23–48.
- Maas, Utz (1985): „Konnotation“. In: Janussek, Franz (Hrsg.): *Politische Sprachwissenschaft. Zur Analyse von Sprache als kultureller Praxis*. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 71–96.
- Maas, Utz (2010): *Orat und Literat. Grundbegriffe der Analyse geschriebener und gesprochener Sprache*. Graz: Institut für Sprachwissenschaft (= Grazer Linguistische Studien 73).
- Mannheim, Karl (1922): „Eine soziologische Theorie der Kultur und ihrer Erkennbarkeit (konjunktives und kommunikatives Denken)“. Abgedruckt in: Kettler, S.D. et al. (Hrsg.): *Karl Mannheim: Strukturen des Denkens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1980. S. 155–322.
- Porzig, Walter (1930/31): „Die Leistung der Abstrakta in der Sprache“. In: *Blätter für deutsche Philosophie* 4. S. 66–77. [Wiederabgedruckt in: Moser, Hugo (Hrsg.): *Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1962. S. 255–268].
- Sampson, Geoffrey & Gil, David & Trudgill, Peter, eds. (2009): *Language Complexity as an Evolving Variable*. Oxford: Oxford UP.
- Silverstein, Michael (1979): „Language Structure and Linguistic Ideology“. In: Clyne, P. et al. (eds.): *The Elements: A parasession on linguistic units and levels*. Chicago: Chicago Linguistic Society. S. 193–247.
- Silverstein, Michael (1993): „Metapragmatic Discourse and Metapragmatic Function“. In: John Lucy, ed.: *Reflexive Language, Reported Speech and Metapragmatics*. Cambridge, Mass.: Cambridge UP. S. 33–58.
- Tracy, Rosemary (1983): „Cognitive Processes and the Acquisition of Deixis“. In: Rauh (1983: 99–148).
- Ungeheuer, Gerold (1975): „Zeugen- und Sachverständigenaussagen als Kommunikationsproblem“. Wiederabgedruckt in: Ungeheuer (1987: 129–143).

Ungeheuer, Gerold (1987): *Kommunikationstheoretische Schriften I: Sprechen, Mitteilen, Verstehen*. Herausgegeben von Johann G. Juchem. Aachen: Rader.

| Kapitel 8

Zur „Bedeutung“ von Adjektiven im Umfeld ihrer Konstruktionsoptionen

Der eine führt den anderen und zwar in einer noetischen Ordnung, einer Denkordnung, welche aufgerichtet ist, um derartige Sachverhalte wie Handlungen und dergleichen mehr erst zu zerlegen und dann wieder aufzubauen. (Bühler 1937: 202)

[1] Kategorialität (Modifikation vs. Koreferentialität)

Ein Substantiv, so schreibt Anna Wierzbicka (1986: 358), sei vergleichbar einer identifizierenden und kategorisierenden Konstruktion. Ein Adjektiv hingegen sei kategorial vergleichbar mit einem einfachen Prädikat. Adjektive, so heißt es weiter, seien Wörter „designating properties which are not ‚meant‘ to be used for categorizing“ (1986: 360). Adjektive als „einfache“ Prädikate, als Bezeichnungen für Einzelmerkmale (im Unterschied zu den – identifizierenden – Merkmalsbündeln von Substantiven), das ist gewiss eine Kernannahme zahlreicher moderner Sprachtheorien, die sich selbst in irgendeinem weiten Sinne als „kognitiv“ verstehen.

Eine einzelne Eigenschaft, so argumentiert Wierzbicka (1986: 365) weiter, taugt nicht als Kategorisierungs- und Identifikationsbasis für Referenten. Wäre dem anders, so können wir hinzufügen, so hätte das beliebte Kinderspiel „Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist ADJ“ durchaus keinen Reiz. Nur wenn das Adjektiv ein salientes Merkmal des „gesuchten“ Referenten

kodiert, dann gibt es überhaupt eine Chance, diesen zu identifizieren. Allerdings erinnern wir uns nicht so gerne an den Umstand, dass es gleichwohl zahllose Adjektive gibt, die sich für dieses Spiel überhaupt nicht eignen: „Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist schön, ärgerlich, blöd etc.“ Evaluative Adjektive (und davon gibt es verdammt viele!) kodieren keine Referentenmerkmale, sondern Sprecherbewertungen. Es ist lediglich die attributive Konstruktionsbedeutung, die suggeriert, *schön* sei genauso eine Objekteigenschaft wie *rot*. Farbadjektive sind vermutlich für die Logik des Spiels prototypisch, sie kodieren (wenn sie als Farbbezeichnungen gebraucht werden, was nicht selbstverständlich ist!) Merkmale, die zahlreichen, ansonsten weitgehend „unzusammenhängenden“ Objektklassen gemeinsam sind. Manche Wände, Papierblätter, Schwäne etc. sind „weiß“, und wir müssen herausfinden, welches weiße Objekt gemeint ist.

Wenn wir Substantive von prädikativen Ausdrücken ableiten, dann sind sie natürlich Substantive, aber ihr identifikatorischer Wert ist gering. Wierzbicka (1986: 364) erläutert das an der Beispielreihe:

[a] *Ich bin mit einem Lügner verheiratet.*

[b] *?Ein Lügner hat heute für dich angerufen.*

[c] *Irgendein Idiot hat ihr gestern einen Antrag gemacht.*

In [a] ist *Lügner* prädikativ und rhematisch, [b] ist zwar nicht ungrammatisch, aber doch sehr auffällig, weil wir als Satzsubjekt einen identifikatorisch stärkeren Ausdruck erwarten. In [c] markiert die Konstruktion mit *irgendein* die „attributive“ (nicht im grammatischen, sondern im semantischen Sinne von Donellan) Lesart: „wer auch immer das war, er ist ein Idiot“. Dass es zwischen Indikativität/Individualisierung und Prädikativität/Generalisierung komplementäre Verhältnisse gibt, versteht sich ebenso wie die Tatsache, dass Adjektive notorisch identifikationschwach sind. Sonst ließe sich das Spiel mit ihnen nicht spielen. Aber natürlich geht:

[d] *Der Lügner, der Idiot hat heute für dich angerufen.*

vor dem Hintergrund von interaktivem (und reflexivem, an Vorgeschichte gebundenem) *common ground*.

Semantiker haben von jeher diese Logik der kategorialen Bedeutung von Adjektiven unterlegt: die Logik der Schnittmenge. Ein weißes Blatt Papier ist die Schnittmenge aus allen „Blättern Papier“ und allen „weißen Objekten“.

Mit einem solchen Modell kann man einige Schritte in die Welt der Adjektive hinein unternehmen, aber sehr weit kommt man damit nicht. Was soll es heißen, dass Adjektive für Merkmalsbedeutungen stehen, die nicht für die Kategorisierung von Referenten in Frage kommen? Nutze ich *klein* nicht gerade zur Kategorisierung von Referenten, wenn ich zwei Figuren in einem Kinderbuch *der kleine Bär* und *der kleine Tiger* nenne? Gewiss, jeder, der sich auch nur flüchtig mit Dimensionsadjektiven befasst hat, weiß, dass bei *klein* die Normskala der Nukleusextension eingesetzt werden muss: *Ein kleiner Elefant* ist nicht an sich klein, sondern „klein für einen Elefanten“. Aber auch diese „Speziesnorm“ (Leisi 1975) deckt nur einen kleinen Bereich (!) der Verwendungen von *klein*. Die Zahl der *kleinen Waffenscheine* sei rasant gestiegen, lese ich in der Zeitung. Um das angemessen interpretieren zu können, benötige ich (sagen wir) Sachwissen: *kleiner Waffenschein* ist ein typisierender Ausdruck für das Recht, Gas- und Schreckschusspistolen zu tragen etc. Dauernd erhalten wir *kleine Hinweise*, und inwiefern ist ein *kleiner Geldbetrag* „klein für einen Geldbetrag“? Er ist bestenfalls (zu) klein für das, was ich damit zu kaufen beabsichtige („Erwartungsnorm“ und /oder „Eignungsnorm“ bei Leisi 1975). Offensichtlich kreuzen sich in der Bandbreite der Verwendung von Adjektiven weit mehr als nur die „kognitiven“ Linien einzelner Objekt- und Referentenmerkmale.

Für die attributiven Adjektive kommt Wierzbicka (1986: 373) zu dem Ergebnis, dass es zunächst einmal gleichgültig sei, ob das Adjektiv restriktiv hilft, den Referenten zu identifizieren oder ob es ihn bloß beschreibt oder bewertet: Immer füge es jedoch *eine* Eigenschaft zu dem gewöhnlich mehrdimensionalen sub-

stantivischen Merkmalsbündel, auf das es sich bezieht. Das ist gewiss richtig, es ist aber in gewissem Sinne auch zirkulär, denn es unterstreicht und verdoppelt lediglich den Umstand, dass der Modifikator dem Modifikandum „etwas“ hinzufügt, was ansonsten eben *nicht* eigens kodiert ist. So gesehen ist das „einzelne Merkmal“ keine semantische Aussage, es steht für die (sagen wir) *ikonische* Suggestion des Konstruktionsschemas aus Substantiv und attributivem Adjektiv. In diesem (oder jedenfalls in einem vergleichbaren) Sinne formulieren Adam & Schecker (2011), eine NP etabliere insgesamt einen Bezugs- oder Referenzbereich, der „konzeptuell etikettiert“ wird durch den substantivischen Nukleus und nach ganz unterschiedlichen Parametern weiter elaboriert durch adjektivische Attribute. Eine solche axiomatische Festlegung lässt Raum für ganz unterschiedliche Arten solcher „elaborierender“ Operationen. Sie können durchaus dem „kognitiven“ Bild des (intensional zusätzlichen oder extensional spezifizierenden) Objektmerkmals entsprechen, müssen aber nicht. Relationierende, lokalisierende Operationen, bewertende, konzeptuell relativierende, konzeptuell modifizierende, typisierende Operationen, selbst partitive haben ebenfalls einen Platz im attributiven Raum.

Es gibt durchaus Versuche, auch eine solche empirische Vielfalt attributiver (und anderer adjektivischer) Relationen formal etwas strenger zu modellieren:

Das prototypische Adjektiv selegiert ein Absolutivargument, das den Träger der vom Adjektiv denotierten Eigenschaft bezeichnet. (Böhm 1998: 42)

Das ist, so Böhm (1998), eine kategoriale Aussage über Adjektive, die weiter elaboriert werden muss. Wenn wir nämlich die Gesamtheit der Verwendungsweisen von Adjektiven ins Auge fassen, dann stellen wir fest, dass nur in der attributiven und in der prädikativen Konstruktion das Adjektiv *konstrukional eindeutig* auf eine Trägerposition im Sinne der Definition bezogen ist. Im gesamten Feld der adjektivischen „Koprädikation“ hängen (adverbial, prädikatives Attribut, Subjekts-/Objektsprädika-

tiv, „freies“ Prädikat) bewahrt das Adjektiv zwar seine definitivische Eigenschaft, aber der Hörer ist bei der Identifikation des jeweiligen Bezugs auf lokale Beziehbarkeiten gestellt, die konstruktional eben *nicht* präzise ausgerichtet (im Sinne der Funktionalpragmatik: nicht operativ spezifiziert) werden. In diesem Sinne lesen wir schon bei Charles Bally:

Il ne suffit pas de dire ‚Magnifique‘, il faut que l'on sache ce qu'on trouve magnifique. (Bally 1965: 53)

Solche „freien“ Evaluativa sind keineswegs selten, sie begleiten kommentierend das laufende Geschehen, in Spracherwerbsinteraktionen sind sie allgegenwärtig, und selbst kleine Kinder scheinen keine Schwierigkeiten zu haben, solche im Symbolfeld nicht ausgerichteten Adjektive korrekt zu „beziehen“. Auch die *syntaktischen* Koprädikativa können nur durch die jeweiligen Beziehbarkeiten an ihren „Träger“ angedockt werden. Und wer wollte (oder müsste auch nur!) entscheiden, ob in einem Satz wie:

Sorgfältig deckte die Mutter den Tisch.

das Adjektiv *sorgfältig* (gewiss ein „adverbiales“ Adjektiv, das semantisch aber Handlungen ebenso wie Dispositionen von Handelnden kodiert) syntaktisch auf *die Mutter* oder auf das Verb zu beziehen ist? Oder eben auf beide. Solche Beobachtungen legen zumindest die Hypothese nahe, dass wir mit ungerichteten Prädikaten erfolgreich operieren können, bevor wir den Umgang mit eindeutig gerichteten gelernt haben.

Im attributiven Gebrauch ist das Adjektiv gleichgültig gegen die Opposition Referenzspezifizierung vs. Konzeptspezifizierung. Regiert wird es von der Projektion DET – N, schreibt Böhm (1998) – gegen die verbreitete Lehre von der „Kongruenz“ adjektivischer Attribute. Ganz anders in der prädikativen Kopulakonstruktion, in der das Adjektiv klar auf den *Referenten* der Subjekts-NP bezogen und per Kopula an dessen kommunikativer „Aktualisierung“ beteiligt ist. Böhm (1998: 42) spricht von *argument-sharing* in der Kopulakonstruktion: Subjekt und Prädi-

katsadjektiv teilen das gleiche absolute Argument.

Die attributive Relation wird sodann weiter unterteilt in:

[a] kategorematische Attribute; das ist im Kern der oben als „Schnittmenge“ bezeichnete Falltyp, bei dem Nukleus und Attribut als Extensionen verstanden werden und der Ausdruck ihre Überschneidungsmenge bezeichnet: *das rote Buch* etc.

[b] synkategorematische Attribute; die wiederum zerfallen in zwei Untergruppen, deren eine extensional zu interpretieren ist. Sie umfasst die klassischen Dimensionsadjektive in ihrer Speziesnorm-Lesart: *das große Haus* = der Referent ist „groß für ein Haus“. In diesem Falle „geht“ auch die prädikative Entsprechung in der Kopulakonstruktion, weil die ja beim Subjektsreferenten andockt. Die zweite synkategorematische Option ist dagegen intensional zu verstehen, sie kennt darum keine (gleichwertige) prädikative Umformung, sie umfasst den Falltypus der deadverbialen Konzeptmodifikation (Typ: *der starke Raucher* von *stark rauchen*) und den Falltypus der (quasi-modalen) relativierten Geltung des Kernkonzeptes (*der angebliche Dieb*, *mutmaßliche Mörder*, *ehemalige Präsident* etc.). Hier spricht Böhm (1998) auch davon, dass das Adjektiv die Argumentstruktur seines Nukleus’ gewissermaßen „erbt“ und übernimmt. Im Ganzen entspricht diese Einteilung der von „absoluten“ und „relativen“ Adjektiven in Eisenbergs Grammatik. Sie erlaubt es durchaus, mit der Tatsache umzugehen, dass es in den umrissenen Feldern viele unklare, verschwommene, nicht einer Subklasse sauber zuzurechnende Fälle von attributiver Adjektivverwendung gibt. Noetische Mehrdeutigkeit ist schließlich auch in diesem Feld keine absolute Ausnahme, und in der Regel kann das, was nicht systematisch kodiert wird, durch indexikalische Beziehbarkeiten in der Ebene des Sprechens ausgeglichen werden. Dass mit einem *großen Komponisten* auch einmal die Körpergröße (und nicht die Bedeutung seines Schaffens) gemeint sein kann, tut ja der Unterscheidung keinen Abbruch. Und wenn Ihnen (wie mir) in einem Text der Ausdruck *der moderne Schimpanse* begegnet, dann sind sie genötigt, nach Möglichkeiten zu suchen, wie man das „kon-

zeptuelle Etikett“ *Schimpanse* mit dem Attribut *modern* verbinden und elaborieren könnte. Ein „modebewusster“ Vertreter der Spezies *Schimpanse* wäre wohl eine Möglichkeit in Sätzen wie:

Der moderne Schimpanse trägt Hut und Krawatte.

Gemeint sein könnte im Prinzip auch die Spezies Mensch (wie in der tropischen Formulierung *der nackte Affe*) oder eine Abart des Primaten, die zur Zeit (bei den Menschen) *fashionable* ist. Der Ausdruck hat ein noetisches Potential, das von den lokalen Umständen ausgelesen wird im Sinne des Ausschlusses von Möglichkeiten. In unserem Falle handelte es sich um einen Evolutionskontext, und der *moderne Schimpanse* war einfach generischer Name für die Spezies *Schimpanse*, wie wir sie heute kennen, im Unterschied zu der Zeit, da sich die gemeinsamen Vorfahren von Mensch und *Schimpanse* trennten. Was einmal mehr bestätigt, dass eigentlich mit jeder „Elaboration“ des „konzeptuellen Etiketts“ so etwas wie eine implizite Vergleichsoperation verbunden ist (wie Brinkmann 1962: 121 instinktsicher schreibt). Solche Fälle lassen sich durchaus sortieren mit dem oben skizzierten Instrumentarium. Wir können oft sogar angeben, woran es liegt, ob wir etwa bei deprädikativen *nomina agentis/actoris* als Nukleus die *deadverbiale* Lesart bevorzugen – das tun wir immer, wenn sie konzeptuell möglich ist, wenn nicht, dann weichen wir auf die *extensionale* Lesart (= mit prädikativer Paraphrase) aus:

Der gute, aufmerksame, einfühlsame Zuhörer...

Der lächelnde, glatzköpfige, bucklige Zuhörer...

Wir sehen freilich an dieser Beispielreihe auch, dass zahllose *deadverbiale* Konstruktionen gleichwohl prädikative Paraphrasen zulassen, dann nämlich, wenn es sich um Adjektive handelt, die sowohl *adverbial* als auch *dispositionell* für Akteure verwandt werden:

Der Zuhörer ist aufmerksam, einfühlsam, ?gut...

Aufmerksam, einfühlsam etc. konnotieren Personen wie Handlungen. *Gut* hingegen ist als pures, ungemischtes Evaluativum so unspezifisch, dass man (in der kopulaprädikativen Version) wohl sagen müsste:

Der Zuhörer ist ein guter Mensch.

Wie idiosynkratisch die Verhältnisse hier im Detail ausfallen, darauf hat bereits Sommer (1928) hingewiesen:

X ist ein großer Verehrer von Bachs Kammermusik, aber *vereheren* lässt sich adverbial nur mit *sehr* modifizieren, das wiederum nicht attribuiert werden kann. Also tritt *groß* ein, weil es flektierbar ist. *Ein enger Freund, guter Bekannter, zufälliger Mitwisser* sind zwar intuitiv auf adverbiale Verhältnisse beziehbar, aber nicht formgleich (*eng befreundet sein mit, gut kennen, zufällig wissen*), andere konnotativ einigermaßen feste Syntagmen hingegen lassen sich partout nicht in die attributive Sphäre projizieren:

**der lange Ehemann, der lange Schläfer, ?der harte Arbeiter...*

In einem Falle kennt die Norm stattdessen den *langjährigen Ehemann*, im anderen das Kompositum *Langschläfer*. Ein *fester Freund* ist sicher eine quasi-lexikalische, typisierende Konstruktion im Sinne von Schlücker (2014) und steht somit den Adjektiv-Substantiv-Komposita nahe. An Beispielen wie *ein enger, guter Freund* kann man weiterhin noch demonstrieren, dass solche Bildungen besser in die Sphäre der Prädikation als in die Sphäre von Nennen und Referenz passen. *X ist ein enger, guter Freund (von Y)* begegnet in der Hauptsache als Kopulaprädikat oder als Apposition (was freilich nicht besagt, dass referentielle Verwendung ausgeschlossen wäre). In der grammatischen Beschreibung spiegelt sich das darin, dass Ausdrücke wie *guter Zuhörer, harter Arbeiter* etc. abgeleitet werden können als Nominalisierungen eines Syntagmas aus Verb und Adverb: *gut zuhören, hart arbeiten*. Aber auch da gilt, dass mit idiosynkratischer Variation zu rechnen ist. Ein Vorschlag kann *breite Zustimmung finden, auf breite Zustimmung stoßen*, obwohl das Verb-Adverb-Syntagma

**breit zustimmen* nicht belegt ist. Es *könnte* aber durchaus usus werden.

Bisher haben wir nur den Konstruktionstypus ins Auge gefasst, bei dem der substantivische Nukleus deverbale, deprädi-kativ, in jedem Falle „stellig“ und mit (ererbten) Argumentbeziehungen versehen ist. Eine weitere Komplikation tritt hinzu, wenn die attributiven Adjektive umgekehrt desubstantivisch (und zu einem guten Teil Relations-, Beziehungsadjektive werden; vgl. Schäublin 1972, Eichinger 1982, Frevel & Knobloch 2005). Was wir dann vor uns haben, ist gewissermaßen ein doppelter Rollentausch: Die manifest und explizit als „Substantive“ kategorisierten Nuklei sind dann „eigentlich“ Verben oder Prädikate, die manifest als „Adjektive“ kategorisierten Attribute sind „eigentlich“ Substantive.

Hier ist insofern mit erheblichen weiteren Komplikationen zu rechnen, als ja tatsächlich Lexeme „aller Klassen“ sekundär substantiviert werden können. Dann werden sie brauchbar als Nuklei für attributive Adjektive, mit der Folge, dass so gut wie alle modifizierenden Operationen sekundär in die Sphäre des attributiven Adjektivs projiziert werden können. Adverb-Verb-Beziehungen bei deverbale Nuklei sind da gewissermaßen nur die sprichwörtliche Spitze des Eisbergs. Einen zugebenermaßen extremen, in der Konstruktion fast „türkischen“ Spezialfall bilden attributive Konstruktionen wie:

Über Ihr zahlreiches Kommen würden wir uns sehr freuen.

Ihr zahlreiches Kommen ist ein per Infinitiv nominalisierter Satz, der hier von einer Präposition regiert wird und das Prädikat *sich freuen (über)* komplementiert. Das Possessivpronomen *Ihr* ist ein alter, als adjektivisches Pronomen reinterpremierter Genitiv (im Türkischen wird das Subjekt nominalisierter Sätze ein Genitiv), es steht für das Subjekt von *kommen*. Was *zahlreich* eigentlich syntaktisch „ist“ im nominalisierten Satz, darüber mag man streiten, wohl eher ein kopradizierter Quantor zum Subjekt als ein Adverb. Jedenfalls sträubt sich der attributive *slot* nicht gegen Projektionen wie *Ihr zahlreiches Kommen*. Andere Grammatiker

würden die NP vielleicht als nominalisierten Satz (*Sie kommen zahlreich*) interpretieren. Querverweise auf andere Konstruktionen sind jedenfalls häufig genug, wenn eine direkt-wörtliche Deutung ausfällt (*der abgebrochene Student* aus *das Studium abbrechen* etc.).

Und was wir im vorigen Kapitel über die Noetik der Nennverdichtungen gesagt haben, das fasst Sommer (1928) im Blick auf den breiten Spielraum der attributiven Adjektivrelation folgendermaßen zusammen:

Die Gestaltung als sprachliches Beiwort, wie sie das Attribut darbietet, hat für die Ökonomie der Äußerung (brutal ausgedrückt) so gewaltige Vorteile, dass der Sprechende bereitwilligst auf eine verstandesmäßig genaue oder genauere Fassung Verzicht leistet [...]. (Sommer 1928: 8)

In der Tat ist es die große Uneinheitlichkeit dessen, was die traditionelle Grammatik als attributive Modifikation in der Nominalgruppe zusammenfasst, was die eigentliche Herausforderung dieses Abschnitts darstellt. Hinter dem sehr stark grammatikalisierten Schema der kategorialen Beziehung zwischen attributivem Adjektiv und substantivischem Nukleus verbergen sich noetische Beziehungen und Beziehbarkeiten von beträchtlicher Vielfalt.

Offenbar sind viele Elemente der sprachlichen Darstellungstechnik „parasitär“ von anderen kognitiven und darstellungstechnischen Domänen abhängig: Das Aktionsklischee des idg. Satzes von der Sensomotorik, Referenz von der Fähigkeit zur geteilten Aufmerksamkeit, Lokalismus, metaphorisierte Orts- und Richtungsmodelle von der Raumorientierung, Konnektoren, Relatoren „kommen“ vielfach aus dem Zeig- und/oder Aktionsfeld.

Offenbar ist das, was Bühler (1934) als Symbolfeld zusammenfasst, auch ein Ensemble reflexiver Umnutzungen von Fähigkeiten aus anderen kognitiven Domänen – ganz ähnlich wie ja auch Grammatikalisierung als Prozess der graduellen und reflexiven

Umnutzung von (lexikalischen) Konzeptbedeutungen verstanden werden kann.

Einigkeit dürfte darüber bestehen, dass unter „Symbolfeld“ in der Tradition Bühlers die Gesamtheit der „literaten“ (Maas 2010) Sprachmittel zusammengefasst wird, welche den Darstellungsaspekt der Sprache optimieren – unter dem Gesichtspunkt der Adressierung eines „generalisierten Anderen“ (G.H. Mead). Nehring (1963: 39) weist darauf hin, dass es (ganz im Sinne von Bühlers Organonmodell übrigens!) für den axiomatischen Leitbegriff „Darstellung“ drei verschiedene (sagen wir) Auflösungen gibt:

[a] Darstellung ist einmal ein *nomen actionis*, das auf den Sprecher als Akteur verweist, Darstellung ist etwas, was ein Sprecher *tut* (Auflösung im Sprecherbezug). Als solche, als lokal situiertes, in indexikalischen Bezügen stehendes „Darstellen“ erzeugt es einen kommunikativen Sinn.

[b] Mit Bezug auf die Darstellungstechniken und Schemata des Sprachsystems haben wir es bei sprachlichen Darstellungen mit (noetischen, propositionalen) „Sinnverhalten“ zu tun (Auflösung im Sprachbezug). Semantiker würden hier wohl von der „Ausdrucksbedeutung“ sprechen, die erst dann zu einer „Äußerungsbedeutung“ wird, wenn alles deiktische, indexikalische, aus der Sprache „herausverweisende“ gesättigt, gefüllt wird.

[c] Schließlich Auflösung mit Bezug auf das Dargestellte, auf „Gegenstände und Sachverhalte“ oder Referenz (wie Nehring sagt). Ein (propositionaler Sinnverhalt) kann sich auf ganz unterschiedliche (reale, fingierte etc.) Sachverhalte beziehen. Gegenüber dem dargestellten Sachverhalt ist der sprachliche Sinnverhalt ein Auf- und Ablenden von Aspekten, Gesichtspunkten, eine aktive und perspektivierende Gliederung etc., eine „Apperzeption“ hätten die alten Psychologen gesagt.

Darstellung als Tätigkeit eines Sprechers [a], als noetischer „Sinnverhalt“ [b] und als indexikalisch gesättigter Bezug des Gespro-

chenen auf eine „außersprachliche“ Realität [c], die paradoxerweise dann doch im Text wiederum eine sprachlich konstituierte sein kann (= Reflexivität der literaten Darstellung). In diesem „Dreieck“ müssen sich Symbolfeldtechniken verorten lassen.

Und auch die noetischen Techniken des Nennens, der Argumentbildung, der Referenz lassen sich in diesem Rahmen verorten und bestimmen: Als Sprecheraktivität des „Verweizens auf etwas“ [a], als Systembedeutung der verwendeten Lexeme und kategorialen Schemata und Konstruktionen [b], als das sprachlich repräsentierte, dargestellte Referenzobjekt selbst [c].

Kommen wir noch einmal zurück auf die kategoriale Bestimmung substantivischer Lexeme bei Böhm (1998), der die genuin konzeptualisierenden substantivischen Lexeme scharf von den Referenzindizes (Pronomina und Eigennamen) absetzt, als sowohl prädzierend als auch referierend. Von diesem Ausgangspunkt lassen sich die Verhältnisse zwischen attributivem Adjektiv und substantivischem Nukleus ordnen.

Beginnen wir erneut mit dem legendär-notorischen englischen Beispiel des *poor actor*, der sowohl ein „schlechter Schauspieler“ als auch ein „armer Schauspieler“ sein kann. Die einfachste und zugleich unzureichendste Erklärung für diese Erscheinung wäre es, für das engl. Adjektiv *poor* zwei Bedeutungen anzusetzen: „schlecht“ und „arm“. Tatsächlich haben wir es darin mit einem für das Englische (wie für das Deutsche) ganz gewöhnlichen Adjektiv/Adverb zu tun, das sowohl zur konzeptuellen Modifikation von Prädikaten als auch zur modifizierenden Spezifizierung von Referenten gebraucht werden kann. Die oben aus Sommer (1928) zitierten Beispiele (zumal der in deutschen Grammatiken notorische *starke Raucher*) belegen, dass solche „Polysemien“ bevorzugt (aber natürlich nicht nur) bei *nomina actoris* auftreten, bei Ausdrücken also, die semantisch und/oder morphologisch zusammengesetzt sind aus einer deprädiativen Konzeptualisierung und einem für Personenreferenz markierten Index.¹ Dabei geht die Lesart „schlechter Schauspieler“² auf die

1 Was nur bedeutet, dass der morphologisch „gleiche“ (ausdrucksseitige) Index -er (auch -or im Englischen) unter markierten Bedingungen auch *nomina instrumenti*

adverbial-konzeptuelle Modifikation *to act poorly* zurück, die nominalisiert und mit einem Index zur Referenzialisierung auf Personen versehen wird. Die Lesart vom „armen Schauspieler“ dagegen geht zurück auf eine modifizierende Beziehung zwischen dem Adjektiv und dem Referenzindex des Nukleus, dessen Bedeutung man ganz hilfsweise mit „Person“ umschreiben könnte.

Bei deutschen *nomina actoris* auf Verbstamm plus *-er* ist gewissermaßen auch morphologisch explizit, was für *sortals* generell gilt: Sie sind zusammengesetzt aus einem indikativen *principium individuationis* und einem prädikativen oder konzeptualisierenden Element. Die grammatisch-semantischen Einteilungen der Substantive beziehen sich zu einem guten Teil auf das „Mischungsverhältnis“ zwischen indikativ-identifizierenden und prädikativ-konzeptualisierenden Bestandteilen. Bei Eigennamen dominiert die Identifikation und die Konzeptualisierung geht gegen Null, während die so genannten Abstrakta, wenn sie identifizierend gebraucht werden, in der Regel auf „ihre“ Argumente und/oder auf externe Indizes (Possessorindizes, Demonstrativa) angewiesen sind.

Noetisch betrachtet eröffnet die Konzeptspezifizierung durch attributive Adjektive (für die hier der „schlechte Schauspieler“ steht) einen Entwicklungspfad hin zur typisierenden Konzeptmodifikation, die neue lexikalische Nenneinheiten bildet (und deren Hauptschema das Schema der Determinativkomposition ist). Schlücker (2014) zeigt an den Überlappungen zwischen nennfesten Adjektiv-Substantiv-Syntagmen und Adjektiv-Substantiv-Komposita, welche Faktoren diesen Pfad prägen. *Öffentliche Meinung, wilde Ehe, rechter Winkel* sind ebenso typisierende Konzepte wie *Graubrot, Wildlachs, Großbetrieb*, wiewohl die bei-

oder sogar *nomina acti* (*Lacher, Säufzer, Schluchzer*) erzeugen kann. Das unmarkierte Bildungsmuster für derartige singularisierende deverbale *nomina acti* im Deutschen ist freilich die Stammnominalisierung (*Schlag, Stoß, Stich, Biss...*).

- 2 Dagegen verbietet es der usus im Deutschen, einen Menschen als *schlechter Schauspieler* zu bezeichnen, der zugleich „schlecht“ und „ein Schauspieler“ ist.

den Schemata keineswegs deckungsgleich sind, sondern lediglich eine Überlappungszone aufweisen (vgl. Pavlov 2009).

Dass typisierende, quasi-lexikalische Adjektiv-Substantiv-Syntagmen als Bezeichnungseinheiten verarbeitet werden können, belegt auch ein Typ von Ableitungen, der bei den Sprachkritikern keine Gnade findet, sich aber gleichwohl gerne etabliert. So haben wir in den Medien neuerdings viele *heilige Krieger*, womit Personen gemeint sind, die in einen (ihrer Ansicht nach) *heiligen Krieg* ziehen. Und weil dieser *heilige Krieg* grammatisch ein typisierendes Nennsyntagma ist, kann er auch als Basis für die Ableitung von *nomina actoris* dienen. Kaum jemand dürfte auf die Idee kommen, dass es sich bei den bezeichneten Personen um *Krieger* handle, die *heilig* sind oder dafür gehalten werden. Was solchermaßen en bloc referenzialisiert und typisiert und als feste Bezeichnung eingesetzt wird, das kann auch Basis für Ableitungen werden.

Dagegen liegt die Bündigkeit referenzspezifizierender attributiver Adjektive im sprachlichen „Außen“, bei den in der Redekette organisierten Referenzbezügen. „Arm“ ist der bezeichnete Schauspieler selbst, das Adjektiv tritt in Beziehung zum Referenten, nicht in Beziehung zu dessen sprachlicher Konzeptualisierung. Mit der Referenzspezifizierung beginnt noetisch eine Kette, die zur Indikativierung und Grammatikalisierung von Außenverweisen führt (und tendenziell in die Sphäre adjektivischer und/oder substantivischer Pronominalität). Außenverweise, ich wiederhole, sind nicht „reale Objektbezüge“ im Sinne einer strikten Referenztheorie, es handelt sich vielmehr um ein „Außen“ bezüglich der Redekette, z. B. ein bereits für die Aufmerksamkeit aktivierter Bezug etc., den die NP phorisch repräsentiert oder präsent hält. Dieses „Außen“ wird fassbar in der Tendenz des substantivischen Nukleus, überflüssig zu werden, sei es, weil er für eine bereits aktivierte Nennsphäre oder sei es, dass er für einen Person-Default steht.

Was bei morphologisch expliziten *nomina actoris* wie dem *poor actor* so glatt aufgeht, das kompliziert sich natürlich auch leicht. Schon im Deutschen wäre es naheliegend, mit verschiedenen Adjektivlexemen zu operieren (*arm/schlecht*), aber bei

schlecht wäre eine referentenbezogene Lesart zwar unwahrscheinlich, aber nicht ganz ausgeschlossen. Bei etikettierenden (im Unterschied zu deskriptiven) Benennungen verschwimmt der Unterschied beider Bezüge leicht, oder er wird irrelevant. Ist das Syntagma prädikativ und/oder indefinit, verlegt oder neutralisiert das den Referentenbezug:

Das ist ein billiges Haus. Ein billiges Haus könnten wir uns vielleicht leisten.

Man könnte sich in diesem Falle wohl darüber streiten, ob das Kompositum *Billighaus* wirklich einen höheren Typisierungs- oder Lexikalitätsgrad aufweist als das Syntagma.

[2] Lexikalität

Aus den oben skizzierten Besonderheiten expliziter *nomina actoris* lässt sich jedenfalls schließen, dass es eine Reihe von dynamischen und beweglichen Faktoren bei der psycholinguistischen Verarbeitung von attributiven Adjektiv-Substantiv-Syntagmen gibt. Wir scheinen die konzeptuelle Modifikation vor der referentiellen zu bevorzugen, wo sie möglich (und normativ eingeübt) ist, schalten aber mühelos auf die referentielle um, wo die konzeptuelle nicht möglich ist.

Auf der anderen Seite „unterbricht“ die Identifizierung eines gemeinten Außenbezugs oder eines lexikalischen Typs die detaillierte und „kompositionale“ Verarbeitung der Redekette. Mit den Worten von Beatrice Warren (1984):

Once we are confident that we have found the correct referent for some expression, the relation between the constituents becomes irrelevant. (Warren 1984: 293)

Kompositionale Konstruktionshilfen werden für die Identifizierung des *thing meant* überflüssig, sobald wir auf eine referenzbasierte Typisierung umschalten können. Die Bedeutung des

Adjektivs *schwarz* hat gewissermaßen keine Relevanz mehr in der lexikalischen Typisierung *Schwarzbrot*, und Entsprechendes gilt auch für lexikalisierte Nennsyntagmen wie *frische Luft*, *freier Wille*, *frommer Wunsch*, *weiße Weste*, *Rote Beete*. Was wir als lexikalische Adjektivbedeutung fassen, das kann per rationalisierendem *account* aufgerufen werden, operativ ist es nicht relevant.

Die skizzierte Konstellation hat Folgen für die (stets prekäre) lexikalische Semantik von Adjektiven. Die wird bekanntlich meist in den Abteilungen „absolute“ Adjektive (= extensional definierbar, prototypisch meist Farbadjektive wie *schwarz*, *rot*, *grün*) und „relative“ Adjektive (= nur mit Bezug auf den jeweiligen substantivischen Nukleus bestimmbar, prototypisch meist die Dimensionsadjektive des Typs *groß/klein*, *alt/neu*, *hoch/tief*) dargestellt. Offenbar ist aber die lexikalisch-semantische Integrität kategorial modifizierender Lexeme radikaler in Frage zu stellen. Es ist ja kein Zufall, dass die Expertenurteile über die Bedeutung der nämlichen Adjektive zwischen den unvereinbaren Extremen „hochgradig polysem“ und „stets monosem“ pendeln. Offenbar ist (wie in Kap. 3 ausgeführt) Polysemie für kategorial modifizierende Lexeme nicht eben gut zu definieren. Die klassischen Formadjektive des Typs *rund*, *eckig* (vgl. Leßmöllmann 2002) würde man wohl den „absoluten“ zuschlagen, was aber offenbar nur dann einen Sinn ergibt, wenn man stillschweigend davon ausgeht, dass es stets ein Referenzgegenstand ist, der von dem Adjektiv (sagen wir) beschrieben oder bestimmt wird. Tatsächlich finden wir aber natürlich auch adverbiale (und ergo per definitionem konzeptmodifizierende) Verwendungen von *rund*, etwa in:

Der Motor läuft jetzt wieder rund.

Und bei denen können wir mit der extensionalen Definition der Bedeutung nichts anfangen. Vielmehr konzentriert sich alles (provisorisch formuliert) auf die Möglichkeit einer Zone der konzeptuellen Deckung oder Überlappung zwischen Adjektiv und Nukleus. Weiterhin gibt es quasi-lexikalische, typisierende Konstruktionen wie *runder Tisch*, *runder Geburtstag*, *runde*

Summe, es gibt quasi-metaphorische Ausweitungen wie bei *ein runder Text*, *eine runde Leistung*, bei denen gewissermaßen auf das Harmonische der Form abgehoben wird. Auch die Bedeutung von *ca.*, *näherungsweise* (etwa in *rund ein Dutzend Teilnehmer...*) taucht attributiv auf (*eine runde Woche* für *ungefähr eine Woche*, auch wenn das viele Sprecher als schlecht oder falsch empfinden). Gleichwohl könnte man bei einem solchen Formadjektiv wie *rund* argumentieren, dass alle semantischen Spielarten von der extensionalen Definition her begrenzt und verständlich sind. Die Tatsache, dass adverbiale (und ergo konzeptmodifizierende) Verwendungen an Zahl und Varianz bei *rund* äußerst geringfügig sind, deutet darauf hin, dass dieses Adjektiv an den Komplikationen der Adjektive nur schwach beteiligt ist.

Als Daumenregel kann man festlegen: Als Kopulaprädikat sind Adjektive referenzbezogen, als Adverb sind sie (überwiegend)³ konzeptbezogen, und als attributiv gebrauchte entfalten sie die ganze Vielfalt ihrer Verwendungsweisen, d.h. sie können deskriptiv oder restriktiv mit Bezug auf Konzept und/oder Referent sein, typisierend, charakterisierend, bereichsspezifizierend etc.

Offenbar ist die Relation des adjektivischen Attributs zu „seinem“ Nukleus so bunt und vielfältig, dass man mit impressionistischen Einzelfallskizzen nicht wirklich weiter kommt. Vielleicht lohnt es, die Blickrichtung probeweise umzukehren und sich die Frage vorzulegen, ob (und inwiefern) die Mitglieder einer kategorial modifizierenden Wortart wie der Adjektive überhaupt eine lexikalische Bedeutung haben. Dabei läuft stets die Frage mit, was wir als Linguisten eigentlich tun, wenn wir eine solche lexikalische Bedeutung konstruieren.

Mit Sandmann (1940 [1962]) haben wir den Symbolfeldstatus der Wortart Adjektiv definiert als „Form der Inferenz“ (← A), im Unterschied zum Substantiv als Form der Isolierung ([A]) und

3 Die Einschränkung mit „überwiegend“ ist aus mehreren Gründen nötig: Einmal ist die adverbiale syntaktische Relation selbst alles andere als einheitlich, zum anderen haben auch Propositionen nicht selten Referenzbezüge auf Situationen, wie weiter oben skizziert.

zum Verb als Form der Konnexion ($\leftarrow A \rightarrow$). Daraus folgt kategorial zunächst nicht mehr als die (quasi vektorielle) Ausrichtung aller adjektivischen Bedeutungen auf etwas, was sie nicht selbst sind. Qua Symbolfeldstatus sind aktuell, in der Redekette, syntagmatisch natürlich alle Ausdrücke auf andere Ausdrücke bezogen. Substantive können, mangels inhärenter, kategorial gerichteter Relationalität, akzidentell (qua Kasus, Präposition) in alle möglichen syntagmatischen Relationen eingefädelt werden, als etwa deverbale oder deadjektivische (sekundäre) Substantive importieren sie Spuren ihrer Herkunftssphäre in die Nennsphäre. Spezifisch kategorial ist beim Adjektiv die Erhaltung des phrasalen Status der jeweils modifizierten Größe: Adj. \rightarrow Subst. bleibt NP, Adj./Adv. \rightarrow Verb bleibt VP (Kopulaprädikation ausdrücklich eingeschlossen), Adv. \rightarrow Adj. bleibt AP. Bleibt der modifizierte Bezug implizit, unspezifiziert (wie in koprädikativen Verwendungen), so trennen sich Symbolfeldposition und semantische Beziehbarkeiten. Dass letztere ohnehin reicher und vielfältiger sind als erstere, belegt schon der Sprecherbezug der Evaluativa.

Dass die Wörter außerhalb des Redezusammenhangs alle nur virtuelle Einheiten sind, ist ein linguistischer Gemeinplatz, der aber weder Experten noch Laien daran hindert, lexikalische, d.h. außerhalb der fallweisen Feldvektoren angesiedelte Bedeutungen anzunehmen. Bei den Substantiven „hilft“ die kategoriale „Form der Isolierung“ uns dabei, eine denotativ geprägte Vorstellung von den lexikalischen Bedeutungen aufzubauen, wonach die Substantive Namen „wirklicher“ oder „gedachter“ Gegenstandsklassen seien, die Verben Namen „wirklicher“ oder „gedachter“ Ereignisse, Situationen, Handlungen, an denen die Gegenstände beteiligt sind. In dieser Perspektive erscheinen adjektivische „Merkmalsbedeutungen“ (Kaznelson 1974: 175) dann entweder als Ereignismerkmale (wenn sie adverbial im weiten Sinne gebraucht werden), Gegenstandsmerkmale (attributiv) oder Merkmalsmerkmale (eine adjektivische oder adverbiale Merkmalsbedeutung modifizierend). Eine solche Perspektive vermischt kategoriale Eigenschaften von Lexemen mit einer denotativ geprägten „linguistic ideology“ (Silverstein 1979) – wobei dieser letztere Ausdruck alle Praktiken zusammenfasst, mittels

derer sich Sprachteilnehmer das Funktionieren „ihrer“ Sprache zurechtlegen und erklären. Was wir oben als Theorie vom Adjektiv als Bezeichnung eines einzelnen, herausgelösten intensionalen oder extensionalen Objektmerkmals (im Unterschied zum substantivisch-identifizierenden intensionalen Merkmalsbündel) skizziert haben, ist eine Verkörperung dieser „linguistic ideology“ (vgl. Kap. A3).

Wir müssen uns, mangels besserer Alternativen, noch eine Weile in diesem Bezugsrahmen bewegen. Beginnen wir mit einer klassischen Formulierung von Otto Jespersen:

The adjective indicates and singles out one quality, one distinguishing mark, but each substantive suggests, to whoever understands it, many distinguishing features by which he recognizes the person or thing in question. (Jespersen 1924: 75)

Das ist im Ganzen bereits die Definition von Wierzbicka (1986), mit der wir dieses Kapitel begonnen haben. Wir finden sie auch bereits bei Hermann Paul, der freilich, am Rande bemerkt, ist nicht frei von Unbehagen über eine solche Engführung von syntagmatischen und ontologischen Kriterien. Er schreibt:

Das Adj. bezeichnet eine einfache oder als einfach vorgestellte Eigenschaft, das Subst. schliesst einen Komplex von Eigenschaften in sich. (Paul 1920: 358)

Umgeben von scharfsinnigen Phänomenologen rechnet er mit dem Einwand, dass auch die Lexeme *komplex* und *zusammengesetzt* Adjektive sind. Darum die Einschränkung qua „als einfach vorgestellt“. Aber was heißt „als einfach vorgestellt“? Ist die andeutende Verkürzung komplexer Zusammenhänge zu *einem* Ausdruck nicht *das* Verfahren natürlicher Sprachen (und keineswegs nur bei „Adjektiven“)? Was die involvierten kognitiven Operationen betrifft, so dürfte der rationale Kern dieses *single-property*-Axioms in der Adjektivsemantik darin beschlossen sein, dass Substantive (neben ihrem konzeptuellen Gehalt) eine identifizierende Operation beinhalten, die an einer minimalen

intensionalen Merkmalskonfiguration haftet, während hinter adjektivischer Modifikation eine implizite oder explizite Vergleichsoperation steht (oder vielleicht auch nur die Spur einer solchen). Bei den Dimensionsadjektiven ist das Vergleichen (etwa mit der Speziesnorm des Nukleusdenotats bei *eine große Spinne*) immer präsent. Mit Bezug auf den Nukleus sieht das so aus, als ob das Adjektiv eine einzelne Eigenschaft (aus dem intensionalen Merkmalsbündel des Substantivlexems oder aus dem jeweiligen Referenten) herausnehmen und fokussieren würde. Auf diese Formel lassen sich notfalls auch randliche attributive Nennsyntagmen (wie *ein helles Blau*, *ein guter Vorschlag*) bringen. Dass substantivische Merkmalscluster „zeitstabiler“ sind als die einzelnen auslösbaren Merkmale, ist eben ein Effekt ihrer Bündelung: Das einzelne, herausgelöste Merkmal muss nicht immer zutreffen, weder wenn es zur Intension des Nukleus gehört noch wenn es sich auf die Extension bezieht (Givon 1984: 55). Aus dieser Konstellation schließt Givon (1984: 53), dass desubstantivische abgeleitete Adjektive in der Regel zeitstabilere Merkmale kodieren als etwa deverbale (Partizipien etc.). Das ist eine These, die man an den Relationsadjektiven erproben könnte, wenn „zeitstabil“ nicht so schwer zu operationalisieren wäre. Immerhin wäre es ein Erklärungsansatz dafür, dass Relationsadjektive und Determinativkomposita starke Überschneidungen aufweisen. Beide sind in der Hauptsache typisierend und lexikonnah (einschränkend hierzu Pavlov 2009).

Schon wenn wir eine solche Geschäftsordnung annehmen, ist die Rede von der lexikalischen Bedeutung eines Adjektivs recht problematisch. Kategorial synsemantische Ausdrücke, die sich auf den Vergleich identifizierter Größen beziehen, variieren nach ziemlich vielen relationalen Parametern: nach der Beziehbarkeit auf den Sprecher (Wertung), nach der Beziehbarkeit auf den identifizierten Referenten (extensional), nach der Beziehbarkeit auf das modifizierte Konzept (intensional). Die zahlreichen Versuche, Adjektivlexeme einer (und nur einer) semantischen Sphäre zuzuordnen (etwa in der DUDEN-Grammatik von 2005 oder bei Trost 2006), verraten möglicherweise etwas über die „linguistic ideology“ der Klassifizierenden, über die semantische

Funktionsweise von Adjektiven verraten sie dagegen wenig. Warum sollte *gut* in die semantische Sphäre der Moral gehören oder *schön* in die der Ästhetik? Auf weite Strecken kann man *schön* durch *gut* ersetzen, ohne dass es weder in die Sphäre der Ästhetik noch die der Moral gehört. Das Kontinuum zwischen Sprecherurteil/Sprecherbewertung, Vergleich und (noetischem) Objektmerkmal sperrt sich gegen den schlichten Kognitivismus der gängigen Sprachauffassung. »Unexakt«, das ist eigentlich ein Tadel, und »exakt« ein Lob“, heißt es in Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen* (Nr. 88). Es gehört zu den alltäglichen Attributionskonventionen, dass wir das Prädikat *ungenau* sagen wir einem Text oder einer Beweisführung zusprechen, das können wir aber kaum tun, ohne dabei den Text, den Beweis und/oder denjenigen, der ihn hervorgebracht hat, zu tadeln.

Im Übrigen wäre zu fragen, auf welche Transpositionen und Operationen die Vorstellung einer feld- und kontextfrei gedachten lexikalischen Symbolbedeutung zurückgeht? Da wir ja, abgesehen von expliziten Definitionsverfahren (Ostension, Vergleich, Definition) das einzelne Symbol praktisch nur in seinen Verwendungskontexten und Umfeldern verarbeiten, fragt es sich, was für die lexikalische Adjektivbedeutung bleibt, wenn man von der fallweisen Sequenzposition und Konfiguration und den Umfeldern der Verwendung absieht. Für unsere denotatsbasierte Sprachauffassung ist vermutlich die reine Prädikation der naheliegendste Versuch, eine Adjektivbedeutung lexikalisch zu isolieren. Also *X ist rot, einfach, dumm, schön...*, wobei dann eben das Adjektiv als Ausdruck, als explizite Kodierung einer aus *X* herausgelösten und fokussierten Eigenschaft gilt. Darüber hinaus bleiben die konnotativen Bestände, die sich als implizite Verwendungsgeschichte gewissermaßen wie ein semantischer Hof um das Lexem herum angelagert haben. So transportieren *cool, geil, hip* jugendsprachliche Bewertungspraktiken. Thematisch selektive Adjektive konnotieren „ihre“ bevorzugte *X*-Sphäre: *blond* → Haare, *sauer* → Geschmack, Affekt, *heiser* → Stimme. Die große Mehrzahl der einfachen Adjektive ist freilich wenig selektiv, so dass eine typische Bezugssphäre wieder nur darauf verweist, wie wir uns das Funktionieren der Sprache zurechtlegen. Oftmals

ist, was uns als lexikalische Bedeutung des Adjektivs imponiert, geborgt aus seiner dominierenden Anwendungssphäre.

Kurz zusammengefasst: Die lexikalische Bedeutung eines Adjektivs ist bestenfalls der blasse Schatten seiner Verwendungen im Redezusammenhang.

[3] Gestalteigenschaften und Komplexeigenschaften

Gehen wir versuchsweise davon aus, dass Adjektive keine operativ relevante lexikalische Bedeutung haben, die in irgendeiner Form für ihre Verwendung in der Äußerung, in der Redekette, relevant ist. Vielmehr liegt ihre Bedeutung in dem Beitrag, den sie zum fallweise von ihnen komplettierten, vervollständigten konfigurativen oder konstruktionalen Muster leisten. Dieses Muster gehört entweder in die noetische Sphäre des Nennens (attributiv) oder des Prädizierens (adverbial) oder der Koprädikation. Das Adjektivlexem gilt uns dabei zunächst als eine identifizierbare (ausdrucksseitig stabile) Figur vor wechselndem Grund. Diesen Grund können wir entweder abstrakt und kategorial modellieren (ART + ADJ + N = attributives Schema) oder aber als lexikalisch spezifizierte Konstruktion:

der jüngste Tag; der jüngste Skandal; der jüngste Sohn...

In allen drei lexikalisch spezifizierten Syntagmen erscheint die Superlativform von *jung* (*jüngste*). Würden wir einen *native speaker* zur Bedeutung dieser drei *tokens* von *jüngste* befragen, so bekämen wir vermutlich eine Antwort folgenden Typs: *der jüngste Tag* ist eine lexikalisch feste Fügung mit der Bedeutung „letzter Tag der irdischen Welt“ oder „Tag der Auferstehung“, „Tag des jüngsten Gerichts“, und hat mit *jung* nichts zu tun. Im zweiten Beispiel ist *jung* gleich *neu*, entspricht also dem *neuesten*, *letzten* Skandal. Nur im dritten Beispiel ist *jung* regulär in seiner lexikalischen Bedeutung gebraucht, im Sinne von „Alter einer Person oder Sache“.

Was die Grammatik in diesen Verwendungskonfigurationen als kategoriales Schema fixiert, das ist mit den abstrakten *Gestalten* der Wahrnehmungspsychologie zu vergleichen, freilich nur mit einigen Reserven: Kategoriale Konstruktionsmuster sind einzelsprachlich und abstrakt, „Klassen von Klassen“ (Bühler), sie sind keineswegs physiologienah (wie viele optische Gestalten), sondern werden nur von der Sprachpraxis und der Sprachreflexion als „gleiche“ Fälle identifiziert. Realisiert werden sie zudem sukzessiv, als dynamische Gestalten der Redekette. Als Gestalt betrachtet sind die drei obigen Beispiele gleich, sie verkörpern dreimal das gleiche Gestaltschema, das zugleich als Grund für die Verwendung der lexikalischen Adjektivform *jüngste* dient.

Dreimal verschieden hingegen sind die Komplexqualitäten der jeweils lexikalisch spezifizierten Konstruktionen. Und dreimal verschieden ist in dieser Ebene der Beitrag der Adjektivform im identischen nennsyntaktischen Schema. Ich habe als Beispiel dreimal dieselbe adjektivische Wortform gewählt, weil wir aus dem alltäglichen Vorverständnis heraus geneigt sind, die unterschiedlichen Beiträge, die attributive Adjektive zur komplexen NP-Bedeutung leisten, auf die unterschiedlichen lexikalischen Bedeutungen dieser Adjektive zurückzuführen. Mir geht es aber gerade um die lexikalische „Unselbständigkeit“ der Adjektive in den (gestaltgleichen) attributiven Konfigurationen.

Nehmen wir als Beispiel einmal mehr ein „Farbadjektiv“. Schließlich gelten Farbadjektive als Muster für extensional definierbare lexikalische Bedeutungsträger. Als häufige Nuklei ohne Farbbedeutung tauchen für *grau* die folgenden auf:

Alltag, Eminenz, Kapitalmarkt, Markt, Masse, Maus (NB), Star, Theorie, Vorzeit, Zellen...

Einige dieser Syntagmen haben einen pejorativ bewertenden Beigeschmack: *grauer Alltag, grauer Markt, graue Maus, graue Theorie...*

Als weitere lexikalische Merkmale von *grau* imponieren in der Liste etwa: *eintönig, unauffällig, halblegal, unerhell, lebensfern*

– aber eben immer nur im Zusammenhang mit dem jeweiligen Nukleus. Die Spezifizierung von fallweise „synonymen“ anderen Adjektiven, die *grau* fallweise ersetzen könnten, führt keineswegs aus dem Dilemma heraus, weil ja auch für die gilt, dass sie ihre Werte nur innerhalb des jeweiligen lexikalisch spezifizierten Syntagmas annehmen.⁴ Bei einigen Syntagmen gehört es zu unserem noetischen Wissen, dass es sich um typisierende Namen handelt, bei denen „kompositionale“ Technik, aber „einfache“ Bezeichnung vorliegt: *grauer Star*, *Graue Wölfe*. Das Syntagma *graue Zellen* kann man kaum aussprechen, ohne das Gehirn aufzurufen. Bei *Markt/Kapitalmarkt* wechselt *grau* paradigmatisch mit *schwarz*, beim *grauen Star* mit *grün*. Das kategoriale Schema teilt uns mit, dass es sich um eine zusammengesetzte Bezeichnung/Benennung handelt, alles andere entnehmen wir den Komplexqualitäten des lexikalisierten Syntagmas (und gegebenenfalls dessen Verzahnung mit den Umfeldern des Sprechens).

Da uns Linguisten (mit den Worten Michael Silversteins) die Grammatik als (implizite) Metasemantik dient, fallen uns Konstellationen auf, in denen ein und dieselbe lexikalische Form je nach dem kategorialen Gestaltpattern, in dem sie erscheint, unterschiedliche Bedeutungen annimmt. Ein hübsches Beispiel dafür ist das de-partizipiale (und ergo genetisch verbale) Adjektiv *laufend*. Im attributiven Muster ist *laufend* stark belegt mit den substantivischen Nuklei:

Ausgaben Band Betrieb Einnahmen Ermittlungen Ermittlungsverfahren Erträge Etat Fernsehkameras Fiskaljahr Geschäft Geschäftsjahr Gespräche Haushalt Haushaltsjahr Jahr Kamera Kosten Legislaturperiode Meter Motor Produktion Programm Projekte Prozeß Quartal Saison Scheibe Schuljahr Spielzeit Tarifverhandlungen Verfahren Verhandlungen Vertrag Wettbewerb

4 Feilke (1996: 142) weist bereits darauf hin, dass es sinnlos sei, in einer Liste wie *weißer Wein, weiße Maus, weißer Mann, weiße Weste* etc. nach einem gemeinsamen Merkmal zu suchen, dass die verschiedenen Verwendungen von *weiß* untereinander verbindet.

Abgesehen davon, dass *laufend* meistens problemlos „rückübersetzt“ werden kann in eine verbale Form (*laufendes X* aus *X läuft*), übernimmt es vielfach die Rolle eines zeitdeiktisch punktuellen Operators (= aktuell zur Sprechzeit). In erheblichem Kontrast dazu stehen die adverbialen Verwendungen von *laufend*. Da nämlich finden wir das Wort häufig gekoppelt mit der folgenden Liste:

abnimmt aktualisieren aktualisierten anfallenden anpassen austauschen durchführt durchgab eintreffenden ergänzen erneuern erstatten erweitern fortbewegen gezahlte informieren kontrollieren korrigieren neue optimieren steigenden umschichten unterrichten verbessern verschlechtert versorgen verstößt verändern verändernde wechselnde weiterentwickelt zunimmt ändern überprüfen überwachen

Sichtlich ist das adverbiale *laufend* ganz im Gegensatz zum attributiven oft ein durativer Operator, der unterstreicht, dass die Temporalisierung gerade *nicht* punktuell begrenzt ist (= *permanent, ständig, zeitlich unbegrenzt*). Wenn wir die hochfrequenten verbalen Nuklei substantivieren, dann erhalten wir in der Tat ein Syntagma mit zwei noetisch gegensätzlichen Lesarten, unter denen bestenfalls eine durch den herrschenden *usus* (oder durch den Platz des Verbs auf einer Skala zwischen punktuell und durativ) präferiert ist. *Die laufende Zunahme, die laufende Überprüfung* etc. kann sowohl die *gegenwärtige* wie auch die *ständige Zunahme, Überprüfung* meinen. Das Beispiel ist insofern lehrreich, als es den kombinatorischen Mechanismus illustriert. Womöglich wäre der Vergleich zwischen attributiven und adverbialen Verwendungen des nämlichen Adjektivlexems eine Heuristik, ein Entdeckungsverfahren für die Arbeitsweisen der modifizierenden Kombination. Was man damit entdecken kann, sind freilich keine genuin lexikalischen Unterschiede, sondern latente grammatische Kombinationsmerkmale.

Die „sprachideologische“ Täuschung, der auch die Grammatiker unterliegen, beginnt letztlich da, wo wir aus den Bezogenheiten im Symbolfeld schließen, es müsse sich bei dem „heraus-

gelösten“ Merkmal um ein Merkmal des Nukleusgegenstandes (der noetischen Einheit) oder des Nukleuskonzeptes handeln. Tatsächlich handelt es sich um ein Merkmal, das der Sprecher mit dem Nukleus in Verbindung bringt, und zwar in der Rolle des Nukleus (bzw. der ganzen nominalen Konstruktion) als [a] Name, [b] als Konzept oder [c] als Referenzindex. Überdeutlich wird das bei den evaluativen, den bewertenden Adjektiven (vgl. die Beiträge in Schmale 2011). In der Literatur findet man freilich auch Analysen, die behaupten, in Ausdrücken wie *ein schönes Bild* sei *schön* als Nukleusmerkmal anzusehen. Was freilich den tautologischen Charakter dieser Feststellung unterstreicht. Wenn attributive Adjektive grundsätzlich für Merkmale ihres Bezugssubstantivs stehen, dann brauchen wir nur eine Version der Geschichte.

Ausdrucksseitig enthalten attributive Adjektive im Deutschen einen (pronominalen) Index für die Koreferenz zwischen Nukleus und Attribut (vgl. Lehmann 2018). Das ist aber lediglich eine unter vielen möglichen ausdrucksseitigen Optionen für die Beziehungsvielfalt der adjektivischen Modifikation von Substantiven.

[4] Schluss

Diese mehr als fragmentarischen Bemerkungen zur Noetik der attributiven Modifikation substantivischer Nuklei durch Adjektive wären in vielen Hinsichten weiter auszuführen. Ein vielversprechender Zugang, der sich mit klassisch linguistischen Mitteln (der Distributionsanalyse) bewerkstelligen ließe, geht von der Eigenselektivität der verschiedenen Unterklassen attributiver Adjektive aus. In der experimentellen Psycholinguistik gibt es (freilich nicht ganz unproblematische) Evidenz dafür, dass der attributive Modifikator „seinen“ Nukleus stärker präjudiziert als umgekehrt (vgl. Gagné & Shoben 1997, Gagné & Spalding 2006) – möglicherweise eine zu starke Verallgemeinerung. Im Detail ließe sich argumentieren, dass z.B. allgemeine Evaluativa (*schön, geil, toll, blöd* etc.) geringe Eigenselektivität haben. Evaluativa

sind mit so gut wie Allem kompatibel. Bei *-bar*-Adjektiven und Partizipien ist die Selektivität grammatisch (qua Argumentrollen) kalibriert durch die zugrunde liegenden Verben, d.h. der Nukleus/bzw. das von ihm Gemeinte) muss einstellbar sein in die projizierte Argumentrolle. In diese Klasse könnte man auch „possessive“ Adjektive zählen wie *dreibeinig*, *viereckig*, *langhaarig* etc.,⁵ die auf ein Possessor-Argument verweisen. Relativ stark scheint die Eigenselektivität von Relationsadjektiven zu sein. Lexikalisch kategorisierende attributive Syntagmen (und Adjektiv-Substantiv-Komposita; vgl. Schlücker 2014) scheinen ähnlich organisiert zu sein wie Relationsadjektive. Was an der Nukleus-intension oder -extension andockt, bewegt sich in der Mitte. Aber das ist vorerst nur hypothetisch.⁶ Es verweist nur darauf, dass der darstellungstechnische „Raum“ der attributiven Adjektive noetisch ziemlich divers ist.

Literatur

- Adam, Séverine & Schecker, Michael (2011): „Position und Funktion: Kognitive Aspekte der Abfolge attributiver Adjektive“. In: Schmale (2011: 157–172).
- Bally, Charles (1965): *Linguistique générale et linguistique française*. 4. Aufl. Bern: Francke.
- Baumann, Carolin (2018): „Wir wollen ehrlich sein.... Prädikative Adjektive und Modalverblesart oder: Zum Verhältnis von Modalität und Wertung“. In: Baumann et al. (2018: 212-251).
- Baumann, Carolin & Dabóczy, Viktória & Hartlmaier, Sarah, eds. (2018): *Adjektive. Grammatik, Pragmatik, Erwerb*. Berlin: De Gruyter (=RGL Nr. 313).
- Böhm, Roger (1998): *Notional Grammar: Wortklassen und Dependenz*. Bremen (Institut für Allgemeine und Angewandte Sprachwissenschaft = Bremer Linguistisches Kolloquium, Bd. 7).

5 Das ist nur eine Untergruppe der *-ig/-isch/-lich*-Adjektive.

6 Eine Monographie zum Adjektiv und seinen noetischen Dimensionen ist in Vorbereitung.

- Brinkmann, Hennig (1962): *Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung*. Düsseldorf: Schwann.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.
- Eichinger, Ludwig M. (1982): *Syntaktische Transposition und semantische Derivation. Die Adjektive auf -isch im heutigen Deutsch*. Tübingen: Niemeyer.
- Feilke, Helmuth (1996): *Sprache als soziale Gestalt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Frevel, Claudia & Knobloch, Clemens (2005): „Das Relationsadjektiv“. In: Clemens Knobloch & Burkhard Schaefer, Hg.: *Wortarten und Grammatikalisierung. Perspektiven in System und Erwerb*. Berlin: de Gruyter. S. 151–176.
- Gagné, Christina & Shoben, Edward J. (1997): „Influence of Thematic Relations on the Comprehension of Modifier-Noun-Combinations“. In: *Journal of Experimental Psychology* 23. S. 71–87.
- Gagné, Christina L. & Spalding, Thomas L. (2006): „Conceptual Combinations: Implications for the Mental Lexicon“. In: Libben & Jarema (2006: 145–168).
- Givón, Talmy (1984): *Syntax. A Functional-Typological Introduction*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Jespersen, Otto (1924): *The Philosophy of Grammar*. London: Allen & Unwin.
- Kaznelson, S.D. (1974): *Sprachtypologie und Sprachdenken*. München: Hueber.
- Lehmann, Christian (2018): „Adjective and attribution. Category and operation“. In: Baumann, Carolin et al. (2018: 13–76).
- Leisi, Ernst (1975): *Der Wortinhalt*. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Leßmöllmann, Annette (2002): *Form im Raum. Formadjektive und Formkonzepte*. Diss. phil. Hamburg.
- Maas, Utz (2010): „Literat und orat. Grundbegriffe der Analyse geschriebener und gesprochener Sprache“. In: *Grazer Linguistische Studien* 73. S. 21–150.
- Nehring, Alfons (1963): *Sprachzeichen und Sprechakte*. Heidelberg: Winter.
- Paul, Hermann (1919): *Deutsche Grammatik*, Band 3, Teil IV, Syntax (erste Hälfte). Halle a. S.: Niemeyer.

- Paul, Hermann (1920): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. 5. Aufl. Halle a. S.: Niemeyer.
- Pavlov, Vladimir (2009): *Deutsche Wortbildung im Spannungsfeld zwischen Lexikon und Syntax*. Frankfurt/M.: Lang.
- Sandmann, Manfred (1940): „Substantiv, Adjektiv-Adverb und Verb als sprachliche Formen“. *Indogermanische Forschungen* 57. 81–112 (wiederabgedr. in: Moser, Hugo (ed.): *Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1962. 186–216).
- Schäublin, Peter (1972): *Probleme des adnominalen Attributs in der deutschen Sprache der Gegenwart*. Berlin: de Gruyter.
- Schlücker, Barbara (2014): *Grammatik im Lexikon. Adjektiv-Nomen-Verbindungen im Deutschen und Niederländischen*. Berlin, Boston: De Gruyter (=Linguistische Arbeiten 553).
- Schmale, Günter, Hg. (2011): *Das Adjektiv im heutigen Deutsch. Syntax, Semantik, Pragmatik*. Tübingen: Stauffenburg.
- Silverstein, Michael (1979): „Language Structure and Linguistic Ideology“. In: Clyne, P. et al. (eds.): *The Elements: A parasession on linguistic units and levels*. Chicago: Chicago Linguistic Society. S. 193–247.
- Sommer, Ferdinand (1928): *Zum attributiven Adjectivum*. München: Bayerische AdW.
- Trost, Igor (2006): *Das deutsche Adjektiv. Untersuchungen zur Semantik, Wortbildung und Syntax*. Hamburg: Buske.
- Warren, Beatrice (1984): *Classifying Adjectives*. Göteborg: Acta Univ. Gotheb.
- Wierzbicka, Anna (1986): „What’s in a noun? (Or: How do nouns differ in meaning from adjectives)“. *Studies in Language* 10,2. 353–389.

„Wenn man aber sagt: Wie soll ich wissen, was er meint, ich sehe ja nur seine Zeichen, so sage ich: Wie soll er wissen, was er meint, er hat ja auch nur seine Zeichen.“

Ludwig Wittgenstein

Im Alltag gehen wir davon aus, dass der Sprecher selbst am besten weiß, was er gemeint hat. Wir brauchen ihn nur zu fragen. Aber ist es wirklich der Sprecher, der entscheiden kann, was er gemeint hat? Das Gemeinte ist ein merkwürdiges Ding. So lange man uns nicht danach fragt, können wir damit umgehen. Wenn wir es aber explizieren oder definieren sollen, geraten wir in Schwierigkeiten.

Die linguistische Semantik belehrt uns, dass es in keiner Sprache Zeichen gibt, die exakt den Zeichen einer anderen Sprache entsprechen. Sprachliche Bedeutungen sind es jedenfalls nicht, die wir meinen, sondern mit ihnen und durch sie hindurch immer etwas anderes, das selbst nicht zur Sprache gehört. Die Semantiker nennen es gern „Referenz“ und modellieren es als außersprachlichen Bezug der sprachlichen Kommunikation auf reale Dinge. Aber geht das Gemeinte wirklich auf in der Adresse eines singulären Objekts der Außenwelt?

Der Band versucht, die sprach- und kommunikationswissenschaftliche Frage nach dem Gemeinten in der Tradition einer „Linguistik des Sprechens“ zu beantworten.

CLEMENS KNOBLOCH, Jahrgang 1951, ist Sprach- und Kommunikationswissenschaftler. Von 1991 bis 2016 lehrte er Germanistische Sprachwissenschaft an der Universität Siegen. Veröffentlichungen zu den Themenfeldern: Öffentliche und politische Kommunikation, Deutsche Grammatik, Geschichte der Sprachwissenschaft, Sprachpsychologie und Spracherwerb.